

MANFRED LANGRENUS
REICH IM MOND

*Utopisch-wissenschaftlicher Roman aus naher Zukunft
und jahrmillionenferner Vergangenheit*

Klappentext:

Die ungeheuren Fortschritte der Technik in den letzten Jahren haben es mit sich gebracht, daß heute, wo bereits künstliche Satelliten ihre Bahn um die Erde ziehen, eine Fahrt zum Mond in den Bereich des Möglichen gerückt ist. Damit wird der spannende Zukunftsroman „Reich im Mond“ zu einem ungemein aktuellen Buch. Sein Verfasser — Langrenus ist das Pseudonym eines österreichischen Wissenschaftlers —, mit allen Fragen der Weltraumforschung und Atomenergie vertraut, baut auf den derzeitigen technischen Erkenntnissen auf. Dabei versteht er es hervorragend, die Spannung des Lesers durch immer neue phantastische Kombinationen und Geschehnisse von Seite zu Seite zu steigern.

Eine Gruppe norwegischer Wissenschaftler hat in der Antarktis eine Forschungsstation eingerichtet und Weltraumschiffe erbaut. Auf dem Erdmond angelangt, entdeckt die kühne Schar in Höhlenstädten Zeugnisse einer jahrmillionenalten Kultur. Im Raumbildfunk erleben die Forscher die kosmische Geschichte einer außerirdischen Rasse, deren Heimatplanet im Atomkampf mit den Bewohnern eines Jupitermondes völlig zerstört wurde.

Schicksalsfragen entstehen nunmehr für die heutigen Menschen. Leben noch irgendwo im Sonnensystem Nachkommen dieser Planetenbewohner? Und was haben die Menschen von ihnen zu erwarten? Bestehen vielleicht für die Erde ungeahnte Gefahren aus dem Weltall? Eine irdische Raumschiffexpedition zu jenem Jupitermond bringt eine unerwartete Lösung. Und der unüberwindliche menschliche Forschungsdrang steckt sich immer weitere Ziele: Ein Fernflug soll bis zum Planetensystem des Alpha-Centauri führen.

Ein Buch, das jeder Erwachsene und reifere Jugendliche in einem Zug lesen, das aber auch zum Nachdenken anregen wird.

Gesamtdeutsche Rechte (außer Österreich) bei Verlag Andreas Zettner, Würzburg

Rechte für Österreich bei Fritz Loewe Verlag, Leoben

Printed in Germany

Druck von Zettner & Co., Würzburg

1. Eine Urlaubsfahrt

An einem heißen Spätsommertag überquerte ein Personenkraftwagen eine sanfthügelige Landschaft mit kleinen, sauberen Dörfern, Feldern, Bächen und weit ausgedehnten, eine Hochfläche bedeckenden Nadelwäldern. Ein Fluß schlängelte sich in zahlreichen Windungen dahin. Das tief eingeschnittene Flußbett führte an Ruinen auf grünen Anhöhen und netten Ortschaften mit hellen und dunklen Ziegeldächern und freundlichen Kirchtürmen vorbei.

An einer Stelle nahe dem Flusse hielt der Wagen an, und zwei Männer, deren Alter man auf knapp vierzig Jahre geschätzt hätte, entstiegen ihm. Sie trugen Fischereigeräte bei sich, und bald warfen sie mit sicherer Hand den silberblitzenden Spinnlöffel aus. Nach vielleicht einer halben Stunde hatte einer von ihnen tatsächlich Erfolg, wie sein aufgeregtes Rufen bewies. Als der andere hinzueilte, landete sein glücklicher Kamerad eben einen mittelschweren Hecht. „Hallo, Peter“, rief er aus, „das heutige Abendessen ist erbeutet!“

„Petri Heil!“ erwiderte Peter, der offenbar der ein wenig ältere war. „Na, wie ich dich kenne, mein lieber Bertram, bist du nun im Lauf der nächsten Stunden nicht mehr von diesem Wasser wegzubringen! Mir soll’s aber recht sein.“

Bertram, der glückliche Fischer, erwiderte: „Ich will diesen Aasflug jedenfalls noch nach Herzenslust genießen. Dort, wohin uns die nächste Reise führen wird, gibt’s bestimmt keine Hechte.“

„Dafür vielleicht allerhand lustige Überraschungen anderer Art“, meinte Peter mit Sarkasmus, ergriff seinen Angelstock und trollte zum nächsten Ufertumpf davon. Er sollte jedoch an diesem Tag kein Glück mehr haben. Ein starker Hecht biß zwar an seinem Spinner an, ließ ihn aber sofort wieder los, und Peter hatte das Nachsehen.

Schon wollten die beiden Freunde ihre Angelgeräte wieder zusammenstecken. Bertram versuchte einen letzten Wurf, und siehe da, nach kurzem Einrollen verspürte er einen heftigen Ruck an der Schnur. Der Fisch versuchte eine wütende Flucht, wild sprang er aus dem Wasser, ein Hecht von mindestens vier Kilogramm Gewicht, aber Bertram führte ihn geschickt über das von Peter untergehaltene Netz. Im nächsten Augenblick war die zappelnde Beute darin gefangen.

„Mutter Erde macht uns den Abschied schwer“, sagte Bertram. Peter seufzte: „Wie sehr liebe ich diese Landschaft! Weshalb muß der Mensch immer hochfliegenden Plänen nachjagen! Wie schön wäre es doch jetzt, wenn wir beide in einer Blockhütte irgendwo in Kanada miteinander hausten und den ganzen Tag nichts anderes zu tun hätten, als Fische zu fangen, sie zu braten und zu essen.“

„Du bist sonderbar, Peter! Erst plagst du dich und alle deine Mitarbeiter jahrelang bis zum äußersten, und nun, wo wir unmittelbar vor der Erreichung unseres Zieles stehen, scheint’s dir ja fast leid zu tun? Ziehst du vielleicht plötzlich ein ruhiges Leben in einsamer Abgeschiedenheit deinem bisherigen Forscherdasein vor?“

„Du weißt ganz gut, Bertram, daß niemand von solchen Anwandlungen frei ist. Wären wir tatsächlich in Kanada, um dort zu fischen, würden wir uns ja doch wieder nach unseren Laboratorien, Rechenbüros, Werkstätten und unserem wilden, an keine Tageszeit gebundenen Arbeitstempo zurücksehnen. Verspürst du nicht selbst oft genug das Fernweh, wenn du über eine grüne Landschaft mit Wäldern und im Dunst verschwimmenden Bergen hinblickst, die Sehnsucht nach dem Anderswo?“

„Natürlich hast du damit recht, Peter. Das wird wohl so lange währen, als Menschen an diesen Planeten gebunden sind.“

„Und wenn sie dies, hoffentlich bald, nicht mehr sein werden, wird das Fernweh nur noch unendlich größere Ausmaße annehmen, Bertram, dessen kannst du gewiß sein.“

Nachdem sie die Eingeweide der beiden Fische ausgenommen und das Angelgerät versorgt hatten, begaben sie sich wieder zu ihrem Wagen zurück.

„Jetzt wollen wir uns zunächst um ein kleines Mittagessen umsehen“, meinte Peter und ließ den Wagen anfahren. Fort ging's auf der Straße, die dem Flusse folgte. Als bald trat dieser aus seiner Schlucht heraus und verschwand in einem dunklen Fichtenwald, den auch die Straße durchqueren mußte. Plötzlich machte Peter mit einem Ruck halt. Im selben Augenblick rief Bertram aufgeregt: „Notbremse! So einen Kerl kann man doch nicht stehen lassen!“

„Nein, mein Lieber“, sagte Peter, „ich habe ihn eben auch gesehen. Ist das nicht reizend von unserem lieben Waldviertel, daß es uns mit guten Gaben den Abschied so schwer zu machen versucht?“ und damit machte er ein paar Schritte in den Wald hinein, kniete nieder und drehte vorsichtig einen prächtigen Herrenpilz mit dunkelbraunem Hut von erklecklichen Ausmaßen aus dem Boden.

„Wo ist sein Bruder?“ rief Bertram und spähte die Umgebung ab.

„Diese großen Kerle sind oft Einzelgänger“, gab Peter zu bedenken.

„Es scheint wohl so zu sein“, sagte Bertram nach einer kurzen Weile enttäuscht, „aber ich wette meinen Kopf, daß in diesem Wald ein ergiebiges Jagdgebiet für Pilze ist. Was meinst du, wenn wir gleich hier in der Nähe zu Mittag äßen und nachher unsere Forschung fortsetzen?“

„Ein ausgezeichnete Vorschlag, Bertram“, erwiderte Peter. „Aber jetzt laß uns trachten, ins nächste Wirtshaus zu kommen, mein Magen teilt mir bereits mit, daß er Betriebsstoff benötigt.“

Nach ein paar Minuten Fahrt hatte der Wagen den Wald verlassen, und die Straße trat in eine weite Ebene ein, mit einer Ortschaft ganz in der Nähe. In diesem Dorf machten die Freunde halt, bei einer Pferdetränke, neben der ein Gasthaus mit einer idyllischen kleinen Weinlaube zum Bleiben einlud. Die Freunde setzten sich, und bald erschien ein Mädchen, das nach ihren Wünschen fragte. Man einigte sich rasch auf ein Geselchtes und eine kleine Eierspeise, und nach kurzer Zeit brachte das Mädchen die appetitlich duftenden Gerichte. Daneben stellte sie eine Flasche Wein auf den Tisch.

„Auf das Wohl der ‚Selene‘!“ Mit diesen Worten trank Peter seinem Freund zu.

„Meinst du die droben am Himmel oder ihre kleine Schwester in Otto-Hahn-Land?“ fragte Bertram.

„Das ist nicht so gewiß. Ich schlage vor, wir lassen alle beide leben.“

Nachdem die Mahlzeit beendet war, brannte sich Bertram genießerisch eine Zigarette an. „Was so einem armen Nichtraucher wie dir doch entgeht“, sagte er zu Peter, der nur ironisch die Achseln zuckte.

Eine Weile saßen sie schweigend, jeder in seine Gedanken versunken. Dann sagte Bertram: „Hoffentlich finden wir heute nachmittag auch noch ein paar ordentliche Pilze, dann können wir sie uns abends backen lassen. Erinnerst du dich übrigens an das schöne, mindestens zweihundert Jahre alte Brünndl bei Ludweishofen, das dem heiligen Florian geweiht ist? Das möchte ich so gern wieder einmal mit dir besuchen wie damals vor fünfzehn Jahren, als wir es entdeckten.“

„Fein, da bin ich sofort dabei“, rief Peter begeistert aus und setzte fort: „Aber erinnerst du dich, damals waren wir noch ‚klein‘ und gingen zu Fuß. Heute sind wir schon ‚groß‘ und fahren mit einem eigenen Wagen.“

„Ja, auch sonst hat sich recht viel geändert“, meinte Bertram, „aber in summa haben wir doch ziemliche Fortschritte erzielt.“

„Das kann man wohl sagen, lieber Bertram. Aber ich denke an den Ring des Polykrates. Wird uns das Glück auch treu bleiben?“

„Das walte der Himmel!“ Mit ernster Stimme sprach es Bertram halb zu sich selbst. „Aber komm, fahren wir in unseren Wald zurück und holen wir uns ein paar Schwämme“, sagte er dann, rief das Mädchen, bezahlte die Rechnung und verabschiedete sich freundlich.

Nach kurzer Fahrt waren sie wieder in dem Wald angelangt, den sie bei der Herreise zuletzt durchfahren hatten. Als sie auf der Straße einen Querweg erreicht hatten, schwenkte Peter in diesen ein und brachte den Wagen zum Stehen. Bertram entdeckte als erster ein Nest schöner, gesunder Herrenpilze und rief dies Peter zu, der seinerseits ein paar feste Birkenpilze daherbrachte. Dann stießen sie auf einige Nester mit Pfifferlingen, die sie gründlich ausplünderten.

Die Sonne stand schon merklich tiefer, als sie wieder in ihren Wagen stiegen.

Schließlich sprach Peter: „Hoffentlich ist daheim alles gut gegangen und nähern sich die Arbeiten dem baldigen Abschluß. Bernd Westermann wird inzwischen die Aufnahmen von ‚Meteor 12‘ ausgewertet haben, so daß wir uns nach unserer Rückkehr endgültig für den Landungspunkt werden entschließen können. Das Laboratorium dürfte die Staubanalysen gleichfalls beendet haben. Raumanzüge, Lufterneuerer, Beschleunigungsmesser, Radarpilot, Rettungsraketen sind ja längst durchkonstruiert und haben ihre einwandfreie Funktion in Hunderten von Versuchen erwiesen. Die ‚Selene‘ selbst war bei unserer Abreise praktisch bereits fertig, die ‚Luna‘ fast ebensoweit.“

„Wenn alles gut und glatt geht“, erwiderte Bertram, „können wir Anfang Dezember starten.“

„Ach weißt du, Bertram, lassen wir doch jetzt diese Gedanken! Ich für meine Person freue mich schrecklich, wenn ich an den gebratenen Hecht und die gebackenen Pilze denke, die uns heute abends erwarten. Das gibt ein Göttermahl. Ich werde übrigens Auftrag geben, die zweite Hälfte des Fisches zu backen, damit wir sie morgen auf die weitere Reise mitnehmen können.“

Am nächsten Morgen, nach dem Übernachten in einer Kleinstadt, fuhren sie ohne Halt bis Wappoltenreith an der Franz-Josefs-Bahn, von wo sie über Trabenreith in jenen Wald wanderten, in dem das Florianbrünndl lag. Als sie dann wieder an jener Stelle standen, an der sie vor fünfzehn Jahren gemeinsam zum erstenmal geweiht hatten, waren sie bewegter, als sie es sich eingestehen wollten. Das einstige Loch im Dach der Quellhütte war ausgebessert

worden, und die Quelle sprudelte munter aus der Fassung, über der sich eine Skulptur der Dreifaltigkeit erhob. Die Kapelle mit den überdachten Sitzbänken davor war unverändert, und der Anblick dieser stillen Andachtsstelle am Rand einer Waldwiese war lieblich wie je. Sinnend standen sie eine Zeitlang vor der Quelle; Bertram ergriff wie seinerzeit die Kamera und machte einige Aufnahmen. Dann setzten sie sich ins Gras und verzehrten mit Appetit den gebackenen Hecht, den sie mitgenommen hatten.

Mittlerweile war Mittag überschritten, und Peter und Bertram beschlossen, Abschied von dieser ihnen lieb gewordenen Erinnerungsstätte zu nehmen. Vorher aber sagte Peter: „Jetzt wollen wir aber doch unsere Namen auf das Holz schreiben.“

„Und auch ‚Selene‘ und ‚Luna‘“, schlug Bertram vor und schrieb bereits.

„Ob wir wiederkommen...?“ meinte dann Peter.

„Hoffentlich als Konquistadoren!“ rief Bertram. Damit wandten sie sich ab, ohne noch einmal zurückzublicken, und gingen durch den „Saas“ genannten Wald weiter, dann über eine leichte Anhöhe südwärts etwa eineinhalb Stunden Weges bis zur Eisenbahnstation Hotzelsdorf-Geras und fuhren mit der Bahn die kurze Strecke bis Wappoltenreith zurück. Nach einem einfachen Abendessen bestiegen sie ihren Wagen. In glatter Fahrt erreichten sie einige Stunden später nach Einbruch der Dunkelheit Wien, wo sie Peters Wohnung aufsuchten.

„Nun sind die drei schönen Tage vorüber, und wenn wir in zwei Wochen alle Besorgungen und Aufträge erledigt haben, fliegen wir nach Genua“, sagte Peter beim Mokka, den zu bereiten er sich nicht hatte nehmen lassen. „Drei Tage nachher geht dann der Dampfer nach Buenos Aires. Wir können uns dort noch eine kurze Rast gönnen, denn unser Flugzeug wird uns erst Ende September nach Otto-Hahn-Land bringen.“

„Ja, ich weiß“, erwiderte Bertram, „nunmehr, wo uns wieder der Alltag anfaßt, werde ich bereits wieder ungeduldig und wäre am liebsten schon in unseren Werkstätten, Laboratorien und am ‚Forellensee‘“

„Auch mir geht es so, Bertram. Hoffentlich ist alles in Ordnung und gehen unsere Pläne programmgemäß vonstatten. Glaubst du, daß wirklich nichts davon bekannt geworden ist?“

„Das kann man natürlich nicht wissen, Peter, aber eben deshalb bin ich dafür, alles für den Start mit möglicher Beschleunigung voranzutreiben. Nach den Erkundungsfahrten der Roboterschiffe muß uns dies doch wohl gelingen.“

„Hoffentlich!“ meinte Peter schon im Bett, mit einem leichten Seufzer, wünschte Bertram eine gute Nacht und drehte sich zur Wand.

2. In Otto-Hahn-Land

Die „Santa Maria“, eine viermotorige Transportmaschine, flog südwärts über die Eislandschaft der Antarktis dahin. Ihr Schatten sauste vor ihr her und übersprang unendliche Schneeflächen, Grobeis, Trümmerfelder und eisbedeckte Erhebungen. Die Sonne stand noch ganz tief über dem Horizont. Die Passagiere des Flugzeuges, Peter Brand, Bertram Keller und Bernd Westermann, der die beiden in Buenos Aires abgeholt hatte, waren eben aus dem Schlaf erwacht, denn es war erst sechs Uhr morgens nach der in Buenos Aires geltenden Zonenzeit. Der Radiotelegraphist brachte eine Depesche. Peter entfaltete das Blatt und sagte

dann zu den beiden anderen: „Station Forellensee funkt, daß weiterhin Windstille herrscht und die ‚Santa Maria‘ auf ihren Kufen eine glatte Landung haben wird. Die Schneeschmelze hat natürlich noch nicht begonnen. Man begrüßt die Heimkehrer und wünscht uns glückliche Ankunft.“

Nach fünf Stunden weiteren Flugs näherte sich die Maschine einer weiten schneebedeckten Ebene, in der mehrere zugefrorene Seen wahrzunehmen waren. Bereits im Jahre 1947 hatten die Flugzeuge der Expedition des amerikanischen Admirals Byrd in der Antarktis eisfreies Land mit offenen Seen festgestellt. Wenige Jahre später hatte eine norwegische Expedition mit Flugzeugen ein Gebiet von etwa 6000 km² entdeckt, das einen mäßigen Höhenzug und eine Reihe größerer und kleinerer Seen aufwies. Der Boden war ähnlich bewachsen wie die sibirische Tundra und wies kleine Büsche von niedrigen Legföhren auf. Die norwegischen Flugzeuge waren gelandet und hatten eine kleine Besatzung ausgeschifft, die aus mitgebrachten Materialien zunächst ein kleines Blockhaus erbaute und wohnlich einrichtete. Das Land wurde für Norwegen in Besitz genommen und nach dem berühmten deutschen Atomforscher und Nobelpreisträger Otto Hahn benannt, der die Uranspaltungsreaktion entdeckt hatte.

In noch ziemlicher Ferne erspähte Bertram mit seinem scharfen Bordglas ein bewegliches dunkelrotes Etwas, das nichts anderes als die Flagge Norwegens sein konnte, die auf dem Mast vor der Station Forellensee wehte. „Wir sind gleich dort!“ rief er, und in der Tat begann sich das Flugzeug kurz darauf zu senken, zog zur Begrüßung einen Kreis um die Station, vor der man jetzt einige Menschen erblicken konnte, die zu winken schienen, und setzte schließlich zur Landung an. Weithin spritzte und sprühte der Schnee, als die Kufen der „Santa Maria“ ihn berührten. Eine silberweiße Wolke erhob sich hinter der Maschine, die mit langsam abnehmender Geschwindigkeit über die Landungsbahn dahinglitt und schließlich zum Halten kam. Ein halbes Dutzend Männer und zwei Frauen eilten herbei und schrien ein dreimaliges „Hurra“, als Peter und Bertram erschienen. Nun gab's ein heftiges Händeschütteln und stürmische Rufe von beiden Seiten, und umringt von ihren Freunden und Mitarbeitern begaben sich die drei Ankömmlinge mit den beiden Piloten, dem Bordmechaniker und dem Funker zum größten der sauberen, kleinen Häuser, die als Sommerbehausungen und als meteorologische Station dienten.

Bald saß alles vereint um den großen Tisch des Eßraumes. Nun ging ein Fragen und Erzählen los, und nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, ließen sich Bertram und Peter in großen Umrissen über die inzwischen erzielten Fortschritte aller Arbeiten berichten. Sie hatten die neuesten Hefte vieler wissenschaftlicher und technischer Zeitschriften mitgebracht, wovon in erster Linie diejenigen sofort den einzelnen Mitarbeitern zugeteilt wurden, die über Kernphysik, Radar, Strahlenantriebe und Astrophysik handelten.

„Ingenieur Blomqvist, ich darf Sie wohl anschließend zu einer Besprechung bitten“, sagte Peter Brand.

„Jawohl“, erwiderte der Angesprochene, ein blonder Norweger, und folgte Peter und Bertram in den Konferenzraum, wohin auch der Astronom Dr. Gritelius gebeten wurde.

„Erzählen Sie uns bitte, Herr Blomqvist, wie weit die Vorbereitungen für den Start gediehen sind“, forderte ihn Peter Brand auf, seinen Bericht zu beginnen, der auch für Dr. Gritelius vieles ihm bisher Unbekanntes bringen sollte.

„Als Sie und Herr Keller vor nunmehr sechs Wochen von hier abreisten, hatten wir die vorhergegangenen fünf Monate der Polarnacht in den unterirdischen Werkstätten schon gut

ausgenutzt. Wir hatten unsere Satellitenraketen um die Erde gesandt, aus der Ionosphäre Gas- und Staubproben herabgeholt und die Zustände der verschiedenen Schichten der Erdatmosphäre mit Hilfe der Spektren der künstlichen Meteoriten studiert, die unsere Satellitenraketen abgeschleudert hatten. Unsere Versuchsauffänge waren in Raumanzügen automatisch aus den Satellitenschiffen in den freien Raum ausgesetzt und wieder in sie zurückbefördert worden. Die darauffolgende medizinische Untersuchung hatte gezeigt, daß die Versuchstiere gesund geblieben waren, abgesehen von der unvermeidlichen Schockwirkung, die so groß war, daß jedes Tier nur einmal einem solchen Experiment ausgesetzt werden konnte. Die Radarsteuerung hatte sich als völlig zuverlässig erwiesen, und wir hatten nur eine einzige Rakete, offenbar durch Versagen des Rückstoßmotors, eingebüßt. Soweit sind Sie ja bereits im Bilde. Unsere Düsenjäger haben auch fleißig geübt, um die Piloten längere Zeit an Beschleunigungen bis zum Fünffachen der Erdbeschleunigung zu gewöhnen. Dr. Guibrand hat sogar mehrere Male das Sechsfache ohne dauernden Schaden ausgehalten. Das Acceleramin hat sich als Droge zum Ertragen des Beschleunigungsandrucks immer wieder ausgezeichnet bewährt.

Dr. Westermanns Arbeitsgruppe hat zwei weitere transuranische Elemente mit sehr kurzer Halbwertszeit im Synchro-Zyclotron hergestellt, die Elemente Nr. 109 und Nr. 110, und ihnen nach den Fixsternen mit der viert- und der fünftgrößten Parallaxe ‚Lalande 21185‘ und ‚Sirius‘ die Namen ‚Lalandium‘ und ‚Sirium‘ mit den chemischen Symbolen Ld und Su gegeben.

Fräulein Dr. Trunner hat die Mikroanalyse der Gas- und Meteoritenstaubproben aus der Ionosphäre beendet. Über die Einzelheiten wird sie Ihnen selbst berichten. Der Meteoritenstaub entsprach in seiner chemischen Zusammensetzung ziemlich weitgehend derjenigen der großen Meteoriten, die in historischer Zeit auf die Erde gefallen und analysiert worden sind. Es überwiegt weitgehend der silikatische Staub gegenüber dem Nickeleisenstaub. Wir konnten uns ein Bild über die Gasdichte und die Dichtenverteilung des Meteoritenstaubs in den Höhenschichten zwischen hundert und tausend Kilometer machen. Es ist auf Grund dieser Ergebnisse in keiner Weise eine gefährliche Erhitzung der Wände des Raumschiffes zu befürchten. Die Auswertung von beinahe zehntausend Probenahmen, die während eines ganzen Jahres erfolgt sind, und zwar sowohl in der Flugrichtung der Erde um die Sonne als auch entgegengesetzt dazu, hat ferner gezeigt, daß in diesen zehntausend Fällen lediglich zwei größere Meteoriten von über 1 g Gewicht mit eingefangen wurden. Die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes der Raumschiffe mit gefährlicheren Meteoriten ist also verschwindend klein.

Nun aber zum Interessantesten, nämlich der Mondumfahrung durch die Pilotrakete ‚Meteor 12‘, unser bisher modernstes Robotraketen-schiff. Sie wissen, Dr. Brand, welche Debatten unter den Mitarbeitern sich darüber entsponnen haben, ob das Menschenaffenpaar, die beiden Bonobos Bill und Jessie, als ‚Bemannung‘ von ‚Meteor 12‘ dessen Fahrt mitmachen sollte oder nicht. Einige unserer Mitarbeiter haben sich ja bis zuletzt dagegen gewehrt, daß nicht Menschen, sondern zwei Tiere die ersten Bewohner der Erde vom Primatenstamm sein sollten, denen die Ehre der ersten Weltraumfahrt von großer Bedeutung zuteil werden würde. Bei aller Anerkennung dieser Bedenken und des Standpunktes, daß eine solche Pionierfahrt mit kühnem Wagemut verbunden sein müsse und nicht durch unwissende, gezwungene Tiere ausgeführt werden dürfe, entschied sich schließlich die Mehrheit unter Ihrer Führung dafür, daß wichtiger als diese ethischen Bedenken doch das Bestreben sein müsse, kostbare Menschenleben, und zwar gerade diejenigen schwer ersetzlicher Pioniere, nicht mehr als unbedingt nötig aufs Spiel zu setzen. Nicht nur die Erde, der Sternenhimmel und der Mond wurden automatisch von ‚Meteor 12‘ gefilmt, sondern mehrere geräuschlos ablaufende Kameras, die im Passagierraum so verborgen angebracht waren, daß sie die Tiere nicht in Unruhe versetzten, filmten während der ganzen Fahrt die beiden unfreiwilligen

Passagiere, so daß wir uns ein Bild über ihr Verhalten während der Fahrt machen können, die einschließlich der Landung etwa dreieinhalb Tage währte, da die Rakete mit rund fünfzehn Sekundenkilometer Geschwindigkeit den Mond in einer langgestreckten Ellipse umflog.“

„Wann kann ich die Filme zu sehen bekommen?“ fragte Peter.

„An sich sind sie jederzeit vorführungsbereit. Wenn Sie vorerst nur die interessantesten Partien ansehen wollen, so sind dies etwa die Aufnahmen der Erde aus einer Entfernung bis zum Zehnfachen ihres Radius, dann die unmittelbare Annäherung an den Mond und seine Umfliegung, und schließlich ein paar ausgewählte Ausschnitte aus den Filmen, die das Verhalten von Bill und Jessie während des Starts und bei der Fahrt um den Mond zeigen. Diese Vorführung dürfte etwa sechs Stunden in Anspruch nehmen.“

„Ich schlage vor, trotz aller gespannten Erwartung“, schaltete sich Bertram ein, „daß wir heute zeitig zu Bette gehen und morgen früh — da wir hier ja ohnedies nicht sehr an bestimmte Tageszeiten gebunden sind — mit der Besichtigung der Aufnahmen beginnen und gegebenenfalls nach der Hälfte eine Pause bis nachmittags einschalten. Heute sind sicherlich noch dringendere Aufgaben zu erledigen und, ehrlich gesagt, bin ich von der Flugreise doch ein wenig müde. Dir wird es wohl auch nicht viel anders gehen.“

„Dein Vorschlag ist gut“, sagte Brand, „Blomqvist, bereiten Sie also bitte für morgen acht Uhr früh nach Ortszeit der Polstation die Vorführung der ersten Hälfte der Filme vor.“

„Soll geschehen, Dr. Brand“, antwortete Blomqvist. „Darf ich Ihnen, meine Herren, nun über die bakteriologischen Untersuchungen berichten? Die aus der hohen Atmosphäre niedergebrachten Staub- und Gasproben haben die Anwesenheit einer allerdings sehr geringen Zahl von Bakterien ungefährlicher Sorten erwiesen. Es wurden jedoch mit dem Elektronenmikroskop eine ganz besonders kleine Bakterie sowie ein Virus nachgewiesen, die beide bisher völlig unbekannt sind. Die Übertragung der Bakterien auf Kaninchen als Versuchstiere, die völlig isoliert gehalten und nach Beendigung der Versuche getötet und verbrannt wurden, zeigte zwar keine besonderen Wirkungen, doch hatte die Übertragung des Virus auf zwei unserer Schimpansen Herzkrämpfe und eine völlige Apathie zur Folge, die bald zu andauernder Appetitlosigkeit und zum Tode des einen Exemplars führte. Aus dem Blut des zweiten Affen, der sich nach drei Wochen wieder erholte, gewann unser Dr. Jensen ein Serum. Hierauf übertrug er den Virus auf zwei andere Schimpansen, einen männlichen und einen weiblichen, und impfte sie nach zwölf Stunden mit dem Serum. Während sich bereits nach acht Stunden Herzkrämpfe gezeigt hatten, hörten diese unmittelbar nach der Impfung auf, und bis heute, das ist vier Wochen nach der Virusübertragung, hat sich keine schädliche Wirkung mehr gezeigt. Dr. Jensen ist nun damit befaßt, seine Versuche systematisch fortzusetzen und genügende Mengen Serum zu gewinnen, mit dem die Teilnehmer der Expedition vor Antritt der Fahrt zweimal in kurzen Abständen geimpft werden sollen. An Kaninchen konnte er mit Hilfe eines radioaktiven Indikators, nämlich von künstlich radioaktivem Kohlenstoff, genau den Weg des Virus in der Blutbahn und in den Organen verfolgen. Die Versuchstiere gingen bereits nach drei Tagen sämtlich ein. Eine Impfung mit dem aus Affenblut erzeugten Serum erwies sich bei weiteren Versuchstieren als hundertprozentig sichere Vorbeugung. Da wir nicht wissen können, was für Überraschungen uns hinsichtlich etwaiger anderer Mikroorganismen bevorstehen, schlägt Dr. Jensen vor, auf die Fahrt ein Schimpansenpaar und eine Anzahl von Kaninchen mitzunehmen, um gegebenenfalls aus dem Blut dieser Tiere Sera bereiten zu können. In die Raumanzüge sollen Heizspiralen eingebaut werden, die imstande sind, die ganze äußere Oberfläche der Anzüge auf Temperaturen über 300 Grad zu erhitzen, um Mikroorganismen mit Sicherheit zu töten. Die Isolation gegen innen wird so verstärkt werden, daß diese Erhitzung auch dann

vorgenommen werden kann, wenn ein Mensch den Raumanzug auf dem Körper trägt. Die Temperatur von 300 Grad wurde gewählt, weil wir nicht wissen, ob es nicht etwa auf dem Mond oder im Weltraum Mikroorganismen gibt, die derartig hohe Temperaturen ohne Schaden ertragen können, wenn dies auch recht unwahrscheinlich ist, zum mindesten, falls diese Organismen aus Eiweißsubstanzen ähnlich denen der Erde aufgebaut sind. Durch Mitnahme einer ausreichenden Menge aller Arten Desinfektionsmittel soll außerdem die Möglichkeit unmittelbarer Entseuchung geboten werden, zumal das Raumschiff selbst vor dem Verlassen des Mondes in- und auswendig desinfiziert werden muß, um jede etwaige Einschleppung fremder Keime auf die Erde zu verhindern. Mit Hilfe von Zerstäubern wird dies ja leicht gelingen. Unter gewissen Umständen, vor allem für die Außenfläche des Raumschiffes, wird übrigens eine Bestrahlung mit dem Energiestrahler das zweckmäßigste und rascheste Verfahren sein.“

„Ausgezeichnet“, sagte Peter Brand anerkennend, „es scheint, daß tatsächlich nichts vergessen worden ist, was menschliche Voraussicht vorwegnehmen kann. Diese Maßnahme wird den Sicherheitskoeffizienten unserer Fahrt sehr wesentlich erhöhen. Das übrigbleibende Risiko ist noch immer groß genug. Glauben Sie, daß es gelungen ist, die vielen technischen Spezialgeräte zu unserer Station her zu transportieren, ohne in der übrigen Welt Verdacht zu erregen?“

„Ich will doch hoffen, daß wir dies zustande gebracht haben, Dr. Brand. Alle Welt weiß, daß wir hier eine wissenschaftliche Versuchsstation eingerichtet haben, die praktisch jedes Gebiet der Naturwissenschaft bearbeitet. Auch die Tatsache, daß wir uns mit der Erforschung der Ionosphäre befassen, ist allgemein bekannt. Freilich wird die wissenschaftliche Welt die raschen Fortschritte nicht für wahrscheinlich halten, die wir bei der Herstellung des transuranischen Elementes Zentaurium und der Ausnutzung der Atomenergie gemacht haben. Unsere Robotraketen arbeiten nicht mehr wie die Raketengeschosse des zweiten Weltkrieges und die unmittelbar darauf folgenden Konstruktionen mit chemischen Brennstoffen, sondern benutzen Atomenergie. Da es übrigens gelungen ist, eine gute Tarnfärbung zu finden, ist es nicht wahrscheinlich, daß unsere Raketen beobachtet worden sind. Diese Tarnfärbung ist ein Schwarz mit einem nahe bei Null liegenden Reflexionsvermögen im sichtbaren Bereich. Jedenfalls hat man in keiner Zeitung der Welt irgendeine auffällige Nachricht gelesen, die zu einer Entdeckung führen könnte, und ich darf wohl sagen, daß der diesbezügliche Nachrichtendienst unserer Regierung zuverlässig arbeitet. Die Besatzung unseres hiesigen Stützpunktes besteht aus doppelt und dreifach gesiebten Leuten, von denen seit vier Jahren keiner Europurlaub gehabt hat. Die wenigen, die den Flugverkehr mit dem südamerikanischen Festland besorgen, sind über jeden Zweifel erhaben. Unsere Werkstätten liegen 500 Meter tief unter der Erde. Von oben her können Flugzeuge nur die meteorologische und die Sendestation sowie ein paar Wohnhäuser wahrnehmen. Außerdem sorgen unsere Flugzeuge und unsere Radarstation dafür, daß unerwünschte Späher aus der Luft ferngehalten werden.“

„Übrigens erzählen Sie uns, bitte, Ingenieur Blomqvist, hat sich die Disziplin und Kameradschaft unserer Gemeinschaft weiterhin so bewährt wie bisher?“ fragte Bertram Keller.

„Sie ist in jeder Hinsicht tadellos“, war die Antwort, „und könnte nicht besser gewünscht werden. Jeder weiß, daß es um ein großes Ziel geht, und jeder ist stolz darauf, bei einem so umwälzenden Ereignis der Menschheitsgeschichte mitwirken zu können. Dies läßt alle persönlichen Sonderwünsche zurücktreten, zumal Sie, Dr. Brand, es ausgezeichnet verstanden haben, jeden Mitarbeiter an der richtigen Stelle einzusetzen, ihm soviel Freiheit in seiner Arbeit zu gewähren, daß er sich ohne Zwang fühlt, und vor allem sämtliche

Überschneidungen der Verantwortlichkeit ausgeschaltet worden sind. Jeder leistet mit Eifer das Bestmögliche; er erntet dafür von Ihnen, meine Herren, die gebührende Anerkennung und weiß auch, daß Sie diese an die anderen vorgesetzten Dienststellen in objektiver und gerechter Weise weiterleiten. Außerdem gehen Sie beide uns ja selbst mit gutem Beispiel voran, wie eine von kameradschaftlichem Geist getragene gemeinsame Arbeit geleistet werden muß und kann.“

„Das freut mich sehr zu hören“, sagte Keller, „ich hatte nichts anderes erwartet.“

„Herr Blomqvist, wir danken Ihnen bestens“, ließ sich nun auch Brand hören, „Ihr Bericht war außerordentlich interessant und ich möchte heute bloß noch einen Blick in das chemische Untersuchungslaboratorium werfen, um mir von Fräulein Dr. Trunner die Ergebnisse ihrer Analysen in allen Einzelheiten vorlegen zu lassen. Sie wissen ja, daß ich selbst von der Chemie herkomme und eine Schwäche für alles habe, was mit Chemie zusammenhängt. Anschließend will ich Fräulein Doktor Sandstrøm die wissenschaftliche Literatur, die wir mitgebracht haben, für die Bibliothek überreichen, soweit wir nicht die besonders interessierenden Hefte bereits verteilt haben. Kommst du mit ins Labor, Bertram?“

„Eigentlich würde ich lieber mit unseren Geologen sprechen. Wenn du zu deinen Meteoriten gehst, begeben wir uns zu meinen Gesteinen. Zum Abendessen treffen wir uns dann ja wieder.“

Peter und Bertram begaben sich in die Abteilungen ihres besonderen Interesses. Peter nahm in dem schön eingerichteten Laboratorium, das 200 Meter tief unter der Erde lag, Einsicht in die Untersuchungsergebnisse der Proben aus der Ionosphäre und vertiefte sich so sehr in sie, daß er überrascht war, als ihn ein Anruf erreichte, daß es bereits acht Uhr abends und das gemeinsame Abendessen bereitet sei. Zu diesem erschien der gesamte wissenschaftliche und technische Stab. Als Peter Brand das Fräulein Dr. Sandstrøm, die Bibliothekarin, erblickte, schlug er sich an die Stirn und sagte: „Liebes Doktorchen, Sie sind mir sicherlich schon böse, daß ich Ihnen noch nicht die neuesten Schätze ausgefolgt habe. Verzeihen Sie mein Versäumnis, ich habe es über den Meteoriten-Ultramikroanalysen vollkommen vergessen. Haben Sie diejenigen Hefte, die bereits ausgegeben worden sind, schon registriert?“

„Ja, gewiß, Doktor Brand“, sagte Fräulein Dr. Sandstrøm. „Ich bin gar nicht so böse, wie Sie glauben, denn ich war mit der Erledigung des Briefeinlaufs beschäftigt, den die ‚Santa Maria‘ mitgebracht hat.“

Das Abendessen verlief einträchtig wie immer. Jeder hatte noch so viele Fragen auf dem Herzen, was es in Europa Neues gebe, daß Peter die Beantwortung gänzlich Bertram überließ. Er selbst vergnügte sich mit Fräulein Sandstrøm noch eine Stunde lang bei hübscher Tanzmusik auf dem von der Polarsonne beschienenen großen Eislaufplatz auf dem Forellensee.

3. Der Flug des Raketenschiffes „Meteor 12“

Am nächsten Morgen wurden Brand und Keller zur Besichtigung des Robotraketenschiffes „Meteor 12“ abgeholt, das seit seinem erfolgreichen Flug um den Mond nicht mehr für Raumflüge benutzt worden war. Ein Elevator führte sie 500 Meter tief unter die Erdoberfläche hinab, wo beständig die angenehme Temperatur von 18 Grad Celsius herrschte. Man hatte bei den Schwermessungen ein Defizit nachweisen können, das sich als durch einen devonischen Salzstock bedingt entpuppte. Dieser Umstand war ein großer Glücksfall,

da er die Anlage unterirdischer Hohlräume größten Ausmaßes außerordentlich erleichterte. In einem zwanzig Meter hohen Horizontaltunnel führte die Besucher eine kleine elektrische Lokomotive zwei Kilometer weit zu einem Schacht, der von einer kreisförmigen Erweiterung der „Strecke“ von etwa hundert Meter Durchmesser und sechzig Meter Höhe unter einem Winkel von 45 Grad schräg nach aufwärts führte. Abseits gegen die Wand des kreisförmigen Saales zu standen in guter Beleuchtung auf Stützgestellen drei je zwanzig Meter hohe Robotraketschiffe von schlanker Gestalt. Sie ähnelte derjenigen, wie sie die deutsche V-2-Rakete des zweiten Weltkrieges gezeigt hatte, also mit schlank zylindrischem, oben konisch zulaufendem Körper und Steuerflossen am Ende.

Der Anstrich des Schiffskörpers war tiefschwarz. In der Wand waren verschiedene Registrier- und Meßapparate beziehungsweise deren „Sinnesorgane“ sowie automatische Kameras eingebaut, außerdem zwei Periskope und ein weiteres in der Nase, mittels deren vom Schiffinneren aus selbsttätige Filmaufnahmen erfolgen konnten. Die Landung geschah durch Fernsteuerung in der Weise, daß das Schiff in immer kleiner werdenden Ellipsenbahnen in die Erdatmosphäre eintauchte, sie durchschnitt und wieder verließ, bis seine Geschwindigkeit soweit abgebremst war, daß es mit Hilfe des Rückstoßes schließlich über der Station praktisch zum Stillstand gebracht werden konnte. Die Meßinstrumente, Registrierapparate und sonstigen Feinteile des Schiffes waren möglichst gut gefedert angebracht. Die Steuerflossen konnten knapp vor der Landung eingezogen werden, worauf aus dem Heckende ein starker Vollgummiring austrat. Diese Schutzmaßnahme hatte sich in der Tat bei der Landung von „Meteor 12“ bewährt, nichtsdestoweniger war der Heckgummischutzring fast völlig durchgescheuert worden. Er hatte aber so viel Schutz geboten, daß nicht eines der Präzisionsinstrumente, die das Schiff barg, eine ernsthafte Beschädigung davongetragen hatte. Einige Meßinstrumente, die Beschädigungen durch eine rasche Änderung ihrer Lage bei einem Rollen des Schiffskörpers befürchten ließen, waren mit schnellfunktionierenden Kreiselstabilisatoren versehen gewesen und auf diese Weise jedem Schaden entronnen.

Brand und Westermann war es gelungen, aus Zinkblende und anderen sulfidischen Erzen, die in großen Mengen in Otto-Hahn-Land aufgefunden worden waren, natürliche Alphastrahler zu isolieren, die transuranische Elemente waren. Die Anregung dazu hatten die während des zweiten Weltkrieges erfolgten Untersuchungen einer Forschergruppe an der Wiener Universität und dem dortigen Radiuminstitut gegeben, die eine solche Entdeckung wahrscheinlich gemacht hatten. Während man bisher neue künstliche Elemente nur bis zu Atomnummern knapp über 100 hergestellt hatte, konnten Brand und Westermann feststellen, daß nach der Auffüllung der 5f-Elektronenschale in den sogenannten Aktiniden wieder stabilere Atomkerne auftreten, beginnend mit der Atomnummer 104, da in deren Atomkernen eine neue Art Mesonen wirksam ist, die eine sehr starke Bindung der Elementarteilchen bewirken. Das Element Nr. 106 hatte den Namen „Zentaurium“ mit dem chemischen Symbol $_{106}\text{Cn}$ erhalten nach dem dreifachen Fixsternsystem Alpha Centauri, das unserem Sonnensystem am nächsten von allen Fixsternen steht. Das Zentaurium besaß ein stark radioaktives Isotop, das, ähnlich wie es für das Uranisotop 235 erfolgt war, in einer gewaltigen Isotopentrennungsanlage isoliert wurde. In einem Atomreaktor, dessen Dimensionen wesentlich kleiner waren als die der Uranreaktoren, konnte dieses Zentaurium-Isotop durch Einwirkung thermischer Neutronen zur Spaltung angeregt werden, bei der sich das einzelne Atom auf verschiedenen möglichen Zerfallswegen unter Freiwerdung mehrerer Neutronen aufspaltete. Diese Neutronen wirkten ihrerseits auf andere Zentauriumatome spaltend, und so pflanzte sich die Kernreaktion lawinenartig fort, ähnlich wie bei der Atomspaltungsreaktion des Uraniums, die ja zur Konstruktion der ersten irdischen Atombombe geführt hatte.

Neben dieser Entdeckung natürlich vorkommenden Zentauriums waren Isotope dieses Elementes mit einem neu erfundenen „Zyelo-Synchrotron“ hergestellt worden, das viele Milliarden Elektronenvolt lieferte. Bei diesen auf der Erde bisher nicht erzeugten gewaltigen Energien „spritzten“ beim Zusammenstoß von Atomen Elektronen weg, so daß es möglich wurde, Kohlenstoffionen zu verwenden; dadurch konnten in mehreren Stufen aus den schon früher bekannten Transuranen durch Erhöhung der Kernladung Zentaurium-Isotope hergestellt werden. Wegen der erwähnten verhältnismäßig großen Stabilität der Atomkerne von der Atomnummer 104 an unterlagen diese Zentauriumatome nicht mehr einer spontanen Kernspaltung wie niedrigere Transurane. Das ^{106}Cn hatte überdies die Erzeugung einiger weiterer Transurane im Zyelo-Synchrotron erlaubt, nämlich der Grundstoffe mit den Atomnummern 107, 108, 109 und 110. Sie erhielten ihre Namen nach näheren Fixsternen in der Reihenfolge der Zunahme ihrer Entfernung von der Sonne. Diese Fixsterne sind Barnards Stern, Wolf 359, Lalande 21185 und Sirius, so daß die Elemente folgende Bezeichnungen und Symbole zugeteilt bekamen: Barnardium ^{107}Bd , Wolfium ^{108}Wf , Lalandium ^{109}Ld und Sirium ^{110}Su .

Das Raketenschiff enthielt als Herz einen Zentauriumreaktor. Die darin erzeugte Wärme wurde zur Erhitzung von Wasserstoff benützt, der mit viel größerer Molekulargeschwindigkeit, als sie je zuvor technisch erzielt worden war, aus Düsen ausströmte und durch den Rückstoß das Raketenschiff fortbewegte. Bestimmte Teile des Schiffes, die gegen radioaktive und durchdringende Weltraumstrahlung empfindliche Meßinstrumente enthielten, waren ausreichend mit Blei gepanzert, ebenso der Passagierraum, in dem sich das Bonobopaar Bill und Jessie befunden hatte. So wurde wenigstens die weichere Strahlung abgeschirmt.

Peter und Bertram besichtigten das Schiff eingehend von außen und innen und konnten sich überzeugen, daß es in allen seinen Teilen voll funktionsfähig war und nicht gelitten hatte, bis auf einige äußere Kratzer, die offenbar von sehr kleinen Meteoriten herrührten, die aber wirkungslos an der außerordentlich harten Außenwand des Schiffes abgeprallt waren. Diese war aus einer Sinter-Hartmetalllegierung hergestellt, die von den Chemikern der antarktischen Station in sorgfältigen Untersuchungen entwickelt worden war.

Hierauf begaben sich Peter und Bertram unter Führung von Ingenieur Blomqvist mit der Elektrolokomotive in eine andere Abteilung der unterirdischen Anlage, in der sich der Filmvorführungsraum befand. Nachdem alle drei in bequemen Klubsesseln Platz genommen hatten, wurde der Raum verdunkelt und auf der Leinwand erschienen als dreidimensionaler Film ausgewählte Aufnahmen, die die letzten Vorbereitungen zum Start darstellten. Die nächsten Bilder, die auf der Erdoberfläche aufgenommen waren, zeigten, wie das Schiff, von einer Schubrakete getragen, aus der Öffnung des Schachtes in sausender Fahrt — trotz Zeitlupe! — emporstürmte, wobei es einen Kielstrom von glühendem Wasserstoffgas und Wasserdampfwolken hinterließ. In 200 Kilometer Höhe wurde der untere Teil des zweistufigen Aggregates, die sogenannte Schubrakete, abgeworfen.

Da das Schiff mit vierfacher Erdbeschleunigung (fünffacher Antriebsbeschleunigung vermindert um die einfache Fallbeschleunigung) flog, überwand es die ersten 700 Kilometer Höhe, an deren Grenze praktisch die Erdatmosphäre aufhört, in weniger als vier Minuten Flugzeit. Es hatte nach fünf Minuten in über 600 Kilometer Höhe die parabolische Geschwindigkeit von 11,2 Kilometern in der Sekunde erreicht, die genügte, um das Schiff aus dem Bereich der irdischen Schwerkraft zu entfernen. Die Konstanz der Beschleunigung trotz Massenabnahme des Schiffes wurde automatisch reguliert. Zur Schonung der Insassen wurde hierauf die Beschleunigung auf die Hälfte verringert, bis eine Endgeschwindigkeit von 15 Kilometern in der Sekunde erlangt war. Die Richtungsänderung des Raumschiffes beim

Einschwenken in die Parabelbahn war durch Fernaufnahmen von der Erde aus festgehalten worden, die trotz der angewendeten Vergrößerung das Raketenschiff wie ein Kinderspielzeug erscheinen ließen. Es sollte dem Mond in seiner Bahn „vorlaufen“, ihn in einer Schleife entgegen seiner Fortbewegung umfahren und wieder in einer Wurfparabel zur Erde zurückkehren.

Der Film lief weiter und zeigte das Innere des dick gepolsterten Passagiertraumes mit dem Affenpaar vor dem Start. Die beiden Tiere saßen ruhig an der tiefsten Stelle des sphärischen Raumes, in dem sich überall Halteschlingen befanden, und Bill kratzte Jessie das Fell. Plötzlich fielen die beiden der Länge nach nieder und waren anscheinend unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Der Tonfilm gab ihr kreischendes Wimmern wieder, doch war die Aufregung sichtlich geringer, als man ursprünglich befürchtet hatte, denn die Tiere waren jedes mindestens ein dutzendmal in Flugzeugen Zentrifugalbeschleunigungen bis zum Achtfachen der Erdbeschleunigung ausgesetzt worden. Vor Antritt der Fahrt war den beiden unfreiwilligen Fahrgästen Acceleramin verabreicht worden.

Bertram bemerkte dazu: „Eigentlich ist es außerordentlich schade, daß die beiden guten Burschen keine Ahnung davon hatten, welch ungeheuer bedeutsamen Augenblick sie da als erste halbintelligente Erdbewohner durchlebten, die ihren Planeten verließen. Wenn sie dies verstanden hätten, müßten sie noch jetzt vor Stolz gebläht sein und sich als eine Art von Überaffen fühlen.“ Die beiden anderen lachten zustimmend.

Nach insgesamt acht Minuten hörte der Andruck auf und die bedauernswerten Passagiere des „Meteor 12“ gerieten in eine ganz neue, für sie ebenso unerwartete wie schreckliche Lage. Nach dem Aufhören des Andruckes flogen das Raketenschiff und alle Gegenstände und Lebewesen in seinem Inneren gleich schnell durch den Raum und unterlagen gleichmäßig der Anziehungskraft der Erde, so daß die beiden Tiere in der gleichen Lage waren wie etwa die Insassen eines ungehindert fallenden Liftes: Sie empfanden keine Schwere, denn die geringe Gravitationswirkung der Schiffsmasse war innerhalb kurzer Zeitabschnitte nicht merklich. Sie waren also praktisch gewichtslos geworden.

Als sie versuchten, sich nach dem Aufhören des furchtbaren Andruckes wieder aufzurichten, endete dies mit einer gewaltigen Überraschung für sie. Bill flog quer durch die ganze Hohlkugel und landete an der scheinbaren Decke, von wo er so langsam wieder „herunter“ sank, daß er für eine lange Weile in der Luft schweben blieb, wobei er vergeblich mit Armen und Beinen umherfuchtelte, was die merkwürdigsten Rotationsbewegungen zur Folge hatte. Dies erregte Jessie so sehr, daß sie auf ihn losschnellte, aber an ihm vorbeisauste und sehr heftig an die gegenüberliegende innere Kugelwand anstieß, wobei sie sich aber wegen der dicken Polsterung kein Leid zufügte. Vielmehr schien sie an diesem Flug Gefallen zu finden und setzte sofort zu neuem Sprung an. Dabei traf sie nun diesmal wirklich den schwebenden Bill und schleuderte ihn quer durch den Raum, dessen Durchmesser immerhin sechs Meter betrug. Bill nahm dies nicht ruhig hin, und machte einen Satz auf Jessie zu, der damit endete, daß beide mit den Köpfen in die gepolsterte Wand sausten. Nun gaben sie vorläufig diese Unterhaltung auf, fuchtelten mit den Händen und begannen zu schreien. Die weitaus beweglicheren Klagen seiner besseren Hälfte versetzten Bill aber in solche Aufregung, daß er sich auf sie stürzte und ihr eine wohlgezielte Maulschelle verabreichte, die infolge der mangelnden Schwerkraft viel kräftiger ausfiel, als sie wahrscheinlich vermeint war. Jessie machte einen Luftsprung und begann hilflos zu greinen, was Bill augenscheinlich doch rührte, denn er ruderte nun mit ziemlicher Vorsicht die Wand entlang auf Jessie zu, da er offenbar eingesehen hatte, daß die normale Bewegungsart aus unerklärlichen Gründen ganz neuartige Wirkungen hatte. Als er Jessie, die sich an einer Halteschlinge in halber Höhe des Raumes festhielt, erreicht hatte, kratzte er ihr den Kopf, was sie sich gleichgültig gefallen

ließ. Sie war die verkörperte Verstörung. Die Zuschauer in ihren Fauteuils konnten ein Lachen nicht unterdrücken, verspürten aber doch Mitleid mit den zwei unseligen Weltraumreisenden. „Wir werden sie in einiger Zeit wieder zu sehen bekommen, jetzt gibt es aber Interessanteres“, sagte Blomqvist. „Von den Lebensmitteln, die sich in Taschen der Stoffauskleidung ihres Aufenthaltsraumes befanden, nahmen sie übrigens nichts außer ein paar Stückchen Zucker zu sich. Einen großen Teil der Reise verbrachten sie in apathischem Schlummer.“

Das Innere des Schiffes war so gut isoliert, daß im Passagierraum eine Temperatur herrschte, die nur zwischen 20 Grad und 21 Grad schwankte. Ein Thermostat sorgte dafür, daß diese Temperatur während des ganzen Fluges aufrechterhalten blieb.

Nun brachte der Film zeitlich frühere Aufnahmen der verschwindenden Erde aus zunehmenden Abständen. Zunächst war das Relief der Erdoberfläche noch leicht wahrnehmbar und die Erde nahm immer noch das ganze Gesichtsfeld ein. Von 500 Kilometern Abstand an, wo gleichfalls das Gesichtsfeld noch durch die nunmehr schon stark gewölbt erscheinende Erde erfüllt war, sprang die nächste Aufnahme auf 5000 Kilometer Entfernung. Von hier konnte man bereits den vom leeren Raum umrahmten Erdball erkennen. Man nahm einwandfrei den amerikanischen Kontinent mit leichten Farbtönungen und einem teilweisen Wolkenschleier über Nordamerika wahr. Das Raketenschiff hatte seinen Flug schon in die Ebene der Mondbahn, die mit der Ekliptik nur einen Winkel von 5 Grad einschließt, eingesteuert.

Als die nächsten Aufnahmen die Erde aus dem zehnfachen Abstand ihres Halbmessers darstellten, konnten Bertram Keller und Peter Brand doch eine Bewegung ehrfurchtsvoller Bewunderung nicht unterdrücken, obwohl sie bereits einigemal ähnliche Aufnahmen gesehen hatten. Solche waren ja schon durch die Satellitenraketen zurückgebracht worden, die den Planeten bei früheren Gelegenheiten umkreist hatten. Die Erde erschien als Kugel, die mitten unter den Sternen frei im Raum schwebte. Die Nachtgrenze befand sich im Westen, da sich der Mond der Neumondstellung näherte und das Schiff daher auf die Sonne zueilte. Für das freie Auge hätte die Erdkugel einen Winkel von zehneinhalb Grad eingenommen. Das Raumschiff sollte die Mondbahn in einer „verkehrten“ Schleife erreichen, gerade bevor der Mond diesen Punkt schneiden würde. Nach dem nahen Vorübergang am Mond war die Steuerung so gedacht, daß „Meteor 12“ in einer Gravitationsbahn in etwa 500 Kilometer Abstand binnen wenigen Stunden die dann von der Sonne beleuchtete Rückseite des Mondes umfahren würde. Dabei sollten automatisch sich öffnende und schließende Kammern staubförmiges Material, soweit sich solches in der Nähe des Mondes befand, aufnehmen. Auch etwaige interplanetarische Gasspuren würden eingefangen werden.

Jetzt erschien zur Abwechslung der Mond als ganz schmale, abnehmende Sichel im Blickfeld der Kamera. Seine scheinbare Größe hatte nicht wesentlich zugenommen, doch bewirkte das Fehlen jeder Verschleierung durch die Erdatmosphäre eine außerordentliche Schärfe aller Konturen in dem beleuchteten Teil. Der andere Teil der Scheibe war von dem auch von der Erde wahrnehmbaren aschgrauen Licht erhellt, das von der Beleuchtung durch die Erde her stammt. Da im übrigen auf dem Mond jetzt noch nichts Interessantes erwartet werden konnte, ging der Film für kurze Zeit auf den schwarzen Sternenhimmel über. Dort erschienen die Fixsterne ohne jedes Flimmern in wunderbarer Schärfe als Punkte verschiedenster Helligkeit und in viel größerer Zahl als von der Erde aus. Und da lenkte Blomqvist mit einem Zeigestab die Aufmerksamkeit der beiden anderen Betrachter auf einen ganz schwachen Stern. Er erklärte dabei, die genaue Betrachtung des Films im Stereokomparator hätte ergeben, daß dieses Objekt zweifellos weit vor den Fixsternen stehe und sich langsam, aber meßbar im Vordergrund des Sternennalls weiterbewege. Er hatte sich

diese Überraschung für Brand und Keller aufgespart, die bei genauem Hinsehen tatsächlich im räumlichen Film die verhältnismäßige Nähe des Sternchens feststellen konnten. Diese sonderbare Tatsache verfehlte ihre Wirkung auf die zwei Beobachter nicht.

„Ich glaube fast, da haben wir einen ‚Fliegenden Holländer‘ des Weltraums entdeckt“, platzte Keller heraus, indem er sich an Brand wandte, der den geheimnisvollen Punkt bewegungslos anstarrte und fast mit den Augen verschlingen wollte.

„Ein Raumschiff, ein kleiner Planet oder ein riesiger Meteorit?“ entrang es sich Brand, und dann fragte er atemlos, zu Blomqvist gewandt: „Hat man seine Bahn annähernd festlegen können?“

„Unsere Astronomen“, erwiderte Blomqvist, „haben getan, was sie konnten, und glauben, eine annähernde Bahn angeben zu können. Diese würde nach den Berechnungen bis weit innerhalb der Marsbahn reichen und sich auf der anderen Seite der Jupiterbahn nähern. Es könnte sich um einen kleinen Planeten mit außerordentlich exzentrischer Bahnellipse handeln, der der Erde besonders nahe kommt. Das Reflexionsvermögen für das Sonnenlicht deutet auf eine stark spiegelnde Oberfläche, was aber nicht für einen *gewöhnlichen* kleinen Planeten spricht; immerhin ist für den Planetoiden Eros einmal eine ähnliche Theorie aufgestellt worden.“

Nun ließ sich Bertram Keller vernehmen: „Wir müssen dieses Objekt unbedingt aufs Korn nehmen und sein Geheimnis aufzuklären versuchen, sofern es sich nicht um ein bemanntes Raumschiff irgendeiner Art irdischer oder kosmischer Konkurrenz handelt, denn in diesem Fall würden wir es nicht mehr wiederfinden. Vielleicht könnten wir trachten, es mit der ‚Selene‘ oder der ‚Luna‘ nach dem Besuch des Mondes aufzufinden und zu untersuchen, vorausgesetzt, daß es sich dann grade in dem der Erde nahen Teil seiner Bahn befindet. Könnte man nicht vorher noch eine Satellitenrakete aussenden, die dem fragwürdigen Gesellen in die Nähe kommt und versucht, ihn auf einen Film zu bekommen?“

„Das ist kein schlechter Gedanke“, meinte Brand versonnen. »Wir müßten dieses Pilotschiff ungefähr in die hypothetische Bahn des Objektes einsteuern.“

Der von Keller so bezeichnete „Fliegende Holländer“ war zu diesem Zeitpunkt noch immer im Gesichtsfeld zu erblicken. „Es ist doch gut“, bemerkte Keller, „daß sämtliche Kameras während der gesamten Fahrt gearbeitet haben, so daß sie alle interessierenden Objekte oder Einzelheiten viele Stunden lang festgehalten haben. Sagen Sie, Blomqvist, es muß eine langwierige Riesenarbeit gewesen sein, alle diese Filme tagelang ablaufen zu lassen, zu betrachten und dann das Interessanteste abzusondern, wie Sie uns dies jetzt vorführen?“

„Nun ja“, erwiderte Blomqvist, „eine Kleinigkeit war es wirklich nicht. Ich habe mich bei den meisten Aufnahmen mit unserem Astronomen Dr. Gritelius und dem Kernphysiker Dr. Westermann in die Arbeit geteilt. Die Bilder von der Mondumfahrung wurden auch von den Geologen begutachtet. Im übrigen sind uns ja während der Fahrt durch den Fernsender des ‚Meteor 12‘ ständig die Aufnahmen von Erde und Mond vermittelt worden, so daß wir den Flug verfolgen konnten, als hätten wir selbst daran teilgenommen.“

Zum erstenmal folgten nun Bilder, die das Raketenschiff „Meteor 10“ zeigten, das gleichzeitig mit „Meteor 12“, aber in der Ekliptik, zum Mond flog, um als Überträger für die Radarwellen zu dienen, wenn keine geradlinige Verbindung zwischen der antarktischen Station und „Meteor 12“ bestand. Dies war vor allem dann zu erwarten, wenn „Meteor 12“ für die Erde hinter der unsichtbaren Rückseite des Mondes verschwinden würde. Die Bahn des

„Meteor 10“ war so berechnet und gesteuert worden, daß von ihm aus stets unmittelbare Sicht sowohl zur antarktischen Empfangsstation als auch zu „Meteor 12“ bestehen mußte.

Es folgte ein Diagramm, das die Beschleunigungsmessungen zeigte. Die theoretisch vorherberechnete und die praktisch beobachtete Kurve standen in ausgezeichneter Übereinstimmung.

Der Film blendete auf das Innere des Passagiertraumes über. Dieser war, wie bereits erwähnt, völlig sphärisch, und in den vier Mittelpunkten der umgeschriebenen Tetraederflächen befanden sich kreisrunde Scheiben von je fünfzehn Zentimeter Durchmesser. Sie waren mit dickem Plexiglas bedeckt und aus ihnen drang kaltes Licht hervor, das durch Fluoreszenz erzeugt wurde. Es hatte genau die spektrale Zusammensetzung des Tageslichtes. So fühlten wenigstens in dieser Hinsicht die beiden tierischen Fahrgäste nicht, daß sie nicht mehr auf der Erde waren. Sie hatten sich inzwischen beruhigt und hingen als bewegungslose Knäuel mitten in der Luft, anscheinend schlafend.

Blomqvist sah auf die Uhr. „Es ist sehr bald Essenszeit“, schlug er vor, „wie wäre es, wenn wir jetzt die Vorführung unterbrechen und nach Tisch dann fortsetzen?“ Brand und Keller waren nur ungern einverstanden und verließen mit Blomqvist den Vorführungsraum. Im unterirdischen Speisesaal nahmen sie zu dritt das Mittagessen ein. Beim Mokka, den sich Keller wie gewohnt mit einer Zigarre verschönte, sprachen sie lebhaft über die Eindrücke, die ihnen der Film vermittelt hatte.

„Wenn dieser Film einmal in den Kinos der Welt erscheint, wird er immerhin wenigstens einen Teil der Kosten der Polarstation hereinbringen“, sagte Brand. Die beiden anderen stimmten überzeugt zu. „Schade nur“, setzte Brand seinen Gedankengang fort, „daß wir ihn noch längere Zeit nicht werden freigeben können, denn unser Geheimnis soll noch eine ganze Weile gewahrt bleiben, bis wir auf dem Mond eine feste Station errichtet haben werden. Und das mag noch ein bis zwei Jahre dauern.“

„Und wenn man den Film als guten Trickspielfilm laufen ließe, ohne zu verraten, daß er vollkommen echt, also ‚nach der Natur gedreht‘ ist?“ lachte Blomqvist.

„Nun, dann bestehen zwei Möglichkeiten“, erwiderte Keller; „entweder man nimmt ihn als Spielfilm: dann bringt er wahrscheinlich nicht einmal ein Prozent der Einnahmen ein, die man mit dem gefilmten wissenschaftlichen Tatsachenbericht erzielen würde. Oder aber, und das ist die andere Seite der Angelegenheit, einige Fachleute würden mindestens bei bestimmten Aufnahmen sehr wahrscheinlich die Echtheit erkennen und dann ginge eine nette Aufregung los. Also werden wir wohl bis auf weiteres den Besucherkreis dieses Films auf die Insassen unserer Station beschränken müssen.“

Als sie sich wieder in den Vorführungsraum begeben hatten, erschien auf der Leinwand der Mond aus 40 000 Kilometer Entfernung bei zehnfacher Vergrößerung als dunkle Kugel in ganz schwachem Schimmer des Erdlichtes, das die Mare-Ebenen ahnen ließ. „Meteor 12“ sauste nunmehr scheinbar seitlich auf den Mond los. Nur an einem Rand zeigte sich eine äußerst schmale, grell beleuchtete Sichel. Nun wurden wieder einmal die beiden Menschenaffen aufs Korn genommen. Sie boten einen so komischen Anblick, daß alle drei Zuschauer nicht anders als herzlich lachen konnten, trotz dem Bedauern, das sie für die armen Kerle empfanden. Sie schwebten in der Mitte des sphärischen Raumes in der Luft, Jessie mit entsetzt aufgerissenen Augen, ihre Hände ausgestreckt, verzweifelt den einen Fuß von Bill umklammernd, der mit den Händen und Füßen in der Luft umherruderte und allerlei sonderbare Rotationsbewegungen um verschiedene Körperachsen ausführte. Das ging aber

ganz still vor sich, keiner der beiden ließ einen Laut hören. Offenbar hatte sie der dauernde Schreck der Stimme beraubt. Die nächste Szene war eine Stunde später aufgenommen. Beide hatten sich mit den Füßen an benachbarten Stellen der Hohlkugel in den Halteschlingen verklammert und Bill war damit beschäftigt, seine Gesponsin mit Zuckerplätzchen zu füttern, die übrigens außer Acceleramin auch ein Beruhigungs- und Schlafmittel enthielten. Dieses wirkte auch, denn alsbald sanken die beiden nebeneinander in sich zusammen, als wollten sie sich vollkommen auflösen. Wenn je die Phrase von den „gelösten Gliedern“ Geltung hatte, dann war dies hier der Fall.

„Wie sind denn die beiden Helden nach ihrer glücklichen Rückkehr von der Fahrt belohnt worden?“ fragte Brand.

„Mit einem geradezu fürstlichen Festessen“, antwortete Blomqvist, „das alle ihre Lieblingsleckerbissen enthielt, und mit einem besonders schönen, großen Käfig, den sie des öfteren verlassen dürfen. Sie sind ja so zutraulich und an Menschen gewöhnt und im übrigen so angenehme und manierliche Gesellschafter, daß sie wirklich niemanden stören. In wichtige Räume können sie ohnehin nirgends eindringen, da diese durch Geheimverschlüsse gesichert sind.“

„O Himmel, werden die beiden einmal phantastische Preise erzielen, wenn man sie später irgendwann an einen Tiergarten verkauft!“ rief Keller.

„Sicherlich hast du recht“, antwortete Brand, „wir müssen unbedingt trachten, sie bis zur Lösung unseres Geheimnisses am Leben zu erhalten, denn sie repräsentieren in der Tat einen gewaltigen Liebhaberwert. Wenn sie einmal sterben, muß man sie einbalsamieren oder ausstopfen, und ich stehe nicht an zu erklären, daß sie, wenn dereinst eine Gedenktafel für die ersten irdischen Raumschiffer errichtet werden wird, darauf irgendwie verewigt werden müssen. Das wäre nur gerecht.“

„Man hat übrigens während der Mondumfahrung mit Erfolg versucht, sie an das Periskop zu locken“, berichtete Blomqvist, „damit der Mond von wirklichen Lebewesen der Erde mit eigenen Augen aus solcher bisher nie erreichter Nähe erblickt werden kann. Wir werden sie später dabei zu sehen bekommen.“

Das Diagramm der Beschleunigungsmessungen zeigte nunmehr ein Ansteigen der Fallbeschleunigung zum Mond, genau entsprechend der theoretischen Vorherberechnung. Aufnahmen des dunklen Mondes ließen ihn bereits im ganzen Umfang des Gesichtsfeldes der Kamera erkennen. Die leuchtende Sichel war verschwunden. „Meteor 12“ raste scheinbar geradewegs auf den Mond los. Die Bahn des Schiffes wurde von der Erde aus gelenkt, und bald setzte die Düse korrigierend ein, nachdem die Schiffsachse durch Gyroskope in die richtige Lage gebracht worden war. Die Messungen derjenigen Instrumente, die die Fahrt kontrollierten, waren durch den Radarsender laufend zur Erde gemeldet worden; so war man in der Station Forellensee stets über Ort, Fahrtrichtung, Geschwindigkeit und Beschleunigung des Raketenschiffes in Kenntnis. Der Film führte für eine kurze Spanne Zeit zur Erde zurück und zeigte die Fernsteuerungsanlage, den Funkraum, den Fernsehraum sowie das Rechenzimmer, wo einander die Mitglieder des wissenschaftlichen und technischen Personals während der dreieinhalb Tage, die der Flug dauerte, ununterbrochen ablösten. Der größte Teil der Rechnungen wurde mit Hilfe von Elektronenrechenmaschinen ausgeführt. Dann folgte eine Aufnahme der Erde, die nur noch einen Gesichtswinkel von zwei Grad einnahm, also viermal so „groß“ war, als auf der Erde der Mond erscheint. Der Planet sah wie ein großer, jedoch teilweise verschleierter Mond aus. Da für den Mond selbst „Vollerde“ war, gab es keine Schattengrenze. Das Spiegelbild der Sonne erschien als grell leuchtender Fleck mitten

im Pazifischen Ozean, ein Anblick, wie er noch keinem menschlichen Auge je zuteil geworden war. Ein kurzer Blick in den Passagierraum zeigte, daß sich die schlafenden Tiere wieder unruhig zu bewegen begannen.

Der Film blendete wieder auf den Mond über. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich zu sein. Da zeigte sich an dem der früher verschwundenen Sichel entgegengesetzten Mondrand zuerst der Schimmer der Sonnenkorona, dann ein schmaler Halbkreis. Nun tauchte hinter den am Mondrand emporragenden Bergen und Kraterwällen die kreisrunde Kontur eines sehr kleinen hellweißen Balles von strahlendem Glanz auf: die Sonne! Es schien, daß die Fahrt auf den beleuchteten Mondrand zu gerichtet war und sich der Zusammenstoß doch noch würde vermeiden lassen. Die einzelnen Mondberge und Krater wurden in größter Schärfe und bereits erschreckender Größe sichtbar, wenn sie im Teleskop beobachtet wurden. Die Entfernung des Raketenschiffes von der Mondoberfläche betrug nur noch 700 Kilometer und sollte sich im Scheitel der Umfahrungshyperbel bis auf 500 Kilometer vermindern, wenn „Meteor 12“ dem Mond auf seiner Rückseite am nächsten kommen würde. Da nunmehr die Telekamera, die mit zweihundertfünfzigfacher Vergrößerung arbeitete, eingeschaltet war, wurden abwechselnd Aufnahmen mit ihr und mit einer nicht vergrößernden Stereokamera gezeigt. Es waren wohl die gewaltigsten und aufrüttelndsten Bilder, die je ein menschliches Auge geschaut hatte.

In dem mit der Stereofernkamera aufgenommenen Film schien das Raketenschiff über die Spitzen und Gipfel der Mondberge dahinzujagen! Unwillkürlich suchte das Auge nach Schutzhütten oder nach lebenden Wesen, die dem Schiff hätten zuwinken müssen. Nichts, nichts Derartiges zeigte sich, nur nackte weiße und schwarzgraue Farbflächen, pechschwarze Schatten von kolossalen Dimensionen, Felstrümmer, Blöcke, die nie ein menschlicher Fuß betreten hatte! Ebenso rasch, wie sie in wütendem Rasen herangeschnellt waren, verloren sich die grotesken Formen der Mondberge und Krater auf der anderen Seite des Gesichtsfeldes.

„Ein paar Millionen Dollar muß dieser Film spielend eintragen“, preßte Keller zwischen den Zähnen hervor. Die drei Zuschauer, sogar Blomqvist, der den Film ja schon mehrmals gesehen hatte, waren fasziniert. Sie erlebten die Spannung und Aufregung der Fahrt, als ob sie leibhaftig daran teilnahmen. Eben wälzte sich am Mondrand eine ganze Kratergruppe von imponierenden Ausmaßen und wildester Struktur heran.

„Die unbekanntete Seite des Mondes kommt ins Blickfeld!“ schrie Brand nun in wirklicher Aufregung. Und so war es! Ein Kratermeer rollte heran, die Ausläufer eines ausgedehnten Strahlensystems blitzten auf. Eine gewaltige Marefläche erschien, die sich fast über ein Viertel der Mondscheibe erstreckte, und nahe dem inneren Ringwall, der die Mare-Ebene umschloß, traten ein paar spitze Bergklötze von riesigen Ausmaßen wie erratische Blöcke aus der Ebene hervor. Und immer wieder entrollte sich das nie geschautete Bild.

Die Mondlandschaft lag in schneeiger Weiße unter dem Schiff, und sehr bald hatte der rasende Flug um die Rückseite des Weltkörpers, die mit eineinhalb Sekundenkilometern vor sich ging, dazu geführt, daß die ganze beleuchtete Mondscheibe sichtbar war. Das Bild, das sich den Zuschauern im irdischen Vorführungsraum darstellte, war so überwältigend großartig, daß sich keiner von ihnen bewegte, vielmehr jeder mit angehaltenem Atem auf die Leinwand emporstarrte. Der Film wirkte so räumlich, daß sie sich mit aller Kraft vorhalten mußten, daß das, was sie vor sich hatten, nicht wirklich der Mond war und sie nicht tatsächlich im Raumschiff um ihn herum flogen.

„Es ist ein Jammer, daß wir diesen Film noch nicht der Welt zeigen dürfen“, flüsterte Brand wie geistesabwesend zu sich selbst. Nun war die gesamte Mondkugel ein gleißendes Lichtmeer. Die Aufnahmekameras waren stark abgeblendet worden, um den Film nicht

überzubelichten. Krater an Krater in allen Größen erfüllten das Gesichtsfeld, Mareflächen von etwas geringerer Helligkeit, Wallebenen, Berggipfel mit besonders starkem Reflexionsvermögen waren zu sehen und, merkwürdigerweise, einige Krater zeigten tatsächlich braungrüne Färbungen, wie sie auf der sichtbaren Seite des Mondes in wenigen Fällen mehr geahnt als wirklich nachgewiesen worden waren. Felstrümmer wurden sichtbar, steilste Kraterwände, Bergschroffen und -zacken, Verwerfungsspalten, schnurgerade „Rillen“, in deren dunkles Inneres man hineinblicken konnte. Doch nirgends sah man Bauwerke, die auf intelligente, wenngleich ausgestorbene Bewohner hätten schließen lassen. Allerdings glitten einige Objekte rasch vorüber, die bei flüchtigem Hinsehen eine Art regelmäßiger Gestalt anzudeuten schienen. Brand fragte Blomqvist, ob die Untersuchung des Filmes diesbezügliche Hinweise ergeben hätte.

„Die Frage bleibt offen“, erwiderte Blomqvist, „denn das Fehlen nennenswerter Schatten macht eine genaue Untersuchung fast unmöglich. Da wir einen Überblick über einen möglichst großen Teil der von der Erde abgekehrten Seite des Mondes gewinnen wollten, mußten wir die Zeit des Neumondes wählen, zu der die Sonne für den mittleren Meridian kulminiert.“

„Das ist klar“, sagte Brand, „sind Spuren einer Atmosphäre entdeckt worden?“

„Sehen Sie selbst, Dr. Brand, dort erscheint eben ein Kratergrund, dessen eigenartig verschwommene Fläche so aussieht, als wäre sie von leichtem Nebel überdeckt. Und solche Fälle wurden mehrere nachgewiesen.“

„Es scheint also wirklich auf dem Mond noch geringe Reste einer Atmosphäre zu geben, die in der Mondnacht gefriert und beim Sonnenaufgang wieder auftaut“, sagte Brand mit leichter Erschütterung.

Die stürmende Fahrt um den Mond herum entfernte allmählich das Raketen Schiff nach Erhöhung seiner Geschwindigkeit wieder von der Mondoberfläche. Es sollte nunmehr „hinter dem Mond“ dessen Bahn kreuzen. Vorher jedoch führte der Film die Zuseher für einige Minuten in den Passagierraum. Bill und Jessie bewegten sich unruhig umher. Ein leise surrendes Geräusch zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Plötzlich wurde die Beleuchtung abgeblendet und ein Schirm schob sich aus der Wand, auf dem mit Hilfe des Periskopes der Mond sichtbar wurde. Die Illusion eines Fensters war täuschend und die beiden Bonobos steuerten in der Tat neugierig darauf los, zumal das surrende Geräusch in ein leichtes Klingen überging und aus der Richtung des Schirmes her tönte. Die beiden starrten wirklich auf das wechselnde Bild, das der Schirm zeigte, und Jessie schnatterte etwas, wozu sich auch Bill äußerte. Leider wußten die Menschen nicht, was dies in der Affensprache bedeutete. Und ebenso bedauerlich erschien ihnen, daß das Bonobopaar keine Ahnung davon haben konnte, was für einen Anblick es in diesem ungeheuren Augenblick erlebte, um den es viele Menschen beneidet hätten.

Der in der Fahrtrichtung vorausliegende Mondrand erschien wieder schwarz, und immer weiter fraß sich die Schattengrenze in die leuchtende Weiße der Mondlandschaft hinein. Am Rand des beleuchteten Mondes stand nun ein „Mond“ des Mondes, nämlich die Erde, die unbeschreiblich schön war. Australien und Ostasien näherten sich der Mitte der Scheibe, die als Vollerde von der Sonne beleuchtet war. Wunderbare Farbtönungen schieden die Kontinente von den dunklen Meeren.

„Meteor 12“ rückte nunmehr beim Rückflug immer weiter vom Mond hinweg. In diesem Augenblick zeigte der Film eine halbe Minute lang den unterirdischen Fernsehraum der

antarktischen Station, wo auf dem Schirm dasselbe Bild abrollte. Vor dem Schirm saßen ein Dutzend Zuseher in atemloser Spannung. Im nächsten Augenblick erschienen auf der Leinwand die Aufnahmen des irdischen Senderraumes. Auf dem Radarleuchtschirm zeigte sich als leuchtende Linie die Bahn des Raketenschiffes um die Mondkugel, und man konnte erkennen, daß ihre gedachte Verlängerung wieder in einer Parabel zur Erde zurückführen würde. Den drei Beschauern wurde dabei so recht bewußt, welche Unsumme von Präzisionsarbeit dazu notwendig gewesen war: Das Raketenschiff mußte von der Erde aus ohne menschliche Bemannung auf seiner Fahrt durch den Weltraum gelenkt werden. Dabei sollte doch in jedem Augenblick durch den Fernseher das miterlebbar sein, was eine menschliche Mannschaft von dem Raumschiff aus erblickt hätte. Ort und Bahn des Schiffes mußten jederzeit genau angegeben werden können, und schließlich sollten sogar die Messungen der wichtigsten Instrumente des Schiffes ohne Verzögerung durch dessen Sender übermittelt werden.

Nun zerschnitt die Schattengrenze das Gesichtsfeld in der Mitte, und immer weiter rückte sie langsam auf dem zurücksinkenden Weltkörper gegen den Rand, ohne jedoch ganz zu verschwinden. In der Parabelbahn schoß das Raumschiff ohne Rückstoßantrieb davon. Nach nunmehr fast zwei Tagen krümmte sich die Bahnkurve gegen die Erde hin, da „Meteor 12“ jetzt als Mond der Erde durch den Raum flog. Ein Blick in den Passagierraum zeigte das Affenpaar schlafend.

„Ist es gelungen“, fragte Keller, „die beiden dazu zu bringen, die in die sphärische Wand eingebaute Kammer zu benutzen, die die mit Preßluft arbeitende Klosettanlage enthält?“

„Jawohl“, gab Blomqvist Bescheid, „wir haben sie vorher gründlich darauf dressiert. Man wird schwerlich in irgendeinem Zoo der Welt ein so gut erzogenes und manierliches Affenpaar finden.“

Die Bilder von der Rückfahrt waren für den vorliegenden Zweck stark gekürzt worden, da sie ja im wesentlichen nichts Bemerkenswertes gegenüber den Vorgängen auf der Hinfahrt festhielten. Aufnahmen der Meßdiagramme verschiedener Instrumente wurden eingeschaltet, der Beschleunigungsmesser zeigte die berechnete Zunahme der Fallbeschleunigung gegen die Erde hin. Die Erdkugel wurde immer größer und nahm bald wieder den größten Teil des Gesichtsfeldes ein. Das Schiff schoß tangential auf die Erde zu, wie auf dem Leuchtschirm des irdischen Radarempfangsraumes gezeigt wurde. Die Temperaturmessung ergab ein leichtes Ansteigen der Außentemperatur: Das Schiff war in die äußersten Schichten der Erdatmosphäre eingetaucht, verließ sie aber in seinem tangentialen Schwung wieder und neuerlich sank die Außentemperatur.

Die Umfahrung der Erde in Bremsellipsen nahm fast einen halben Tag in Anspruch. Selbstverständlich brachte der Film nur ganz kurze Ausschnitte aus diesen Vorgängen. Bedauernd war das Affenpaar. Wenngleich die Lufterneuerer ständig für einwandfreie Luft, der Thermostat für konstante Temperatur von 22 Grad Celsius sorgten und Lebensmittel in ausreichender Menge vorhanden waren, waren die Tiere durch den dauernden Wechsel zwischen Andruck und schwerelosem Zustand doch so verstört, daß sie fast gar nichts zu sich nahmen und schließlich so heillos verschüchtert wurden, daß sie wieder in völlige Apathie versanken, aus der sie nur aufgerüttelt wurden, wenn der Rückstoßmotor das Schiff in seiner Fahrtrichtung bremste. Schließlich war es so weit, daß mit dessen Hilfe die Bewegung des Schiffes oberhalb der Polarstation zum Stillstand gekommen war. Aus 20 Kilometer Höhe stürzte das Schiff ab, doch wurde der Fall durch Rückstoßkraft abgebremst. Und dann schwebte das Schiff, wie die Aufnahmen von der Station aus zeigten, in der ruhigen Luft

herab, kam schnell tiefer und setzte schließlich mit starkem Stoß auf der dick zugefrorenen Fläche eines der großen Seen auf.

Dieser letzte Teil der Fahrt war von einem Flugzeug aus gefilmt worden. Das Schiff stürzte um und rollte etwa hundert Meter weiter, bis es still lag. Es blieb den drei Betrachtern nicht erspart, einen Blick in das Innere des Passagiertraumes zu tun. Die beiden Affen hatten verabsäumt, sich in den Halteschlingen festzuhalten, da sie ja nicht gewußt hatten, was vor sich ging. Sie kugelten nun durcheinander und übereinander in haltlosem Rollen aufwärts, abwärts, kreuz und quer, vor Schreck brüllend, um sich schlagend, beißend. Ihre ganze gute Erziehung war mit einem Schlag von ihnen abgefallen. Vorsichtshalber öffnete man ihr Gefängnis erst, nachdem man sie durch eingelassenes Gas betäubt hatte. Dann wurden sie in bewußtlosem Zustand herausgeholt und in ihre Käfige gebracht, wo sie nach einigen Stunden erwachten, aber sichtlich noch ganz unter dem Eindruck des schrecklichen Erlebnisses standen und völlig verstört waren. Sogar das aufgetragene Festmahl ließen sie anfangs unberührt. Nach einer Stunde aber erwachte in Jessie doch die Genäschigkeit oder wahrscheinlich der Hunger. Nachdem Bill seiner Eva zuerst mißbilligend zugesehen hatte, folgte er schließlich doch mit Vergnügen ihrem Beispiel, und bald hatten sich beide getröstet und verzehrten die Leckerbissen, mit denen man sie jetzt zu versöhnen trachtete. Hätten sie Verstand besessen, so hätte sie in diesem Augenblick sicherlich unbändiger Stolz erfüllt.

Der Film zeigte schließlich noch die Auswertung zahlreicher Meßergebnisse und die Rückführung von „Meteor 12“ mit Hilfe eines gewaltigen Raupenzuges bis zu dem Schacht, von dem aus das Raketenschiff seinen Aufstieg genommen hatte. Beim Eintritt in die Erdatmosphäre hatten die automatischen Desinfektionsvorrichtungen an der Oberfläche des Schiffes zu arbeiten begonnen, und dieser Vorgang wurde während des Abstieges und noch ein drittesmal auf dem Landungsplatz wiederholt.

Das Licht im Vorführungsraum sprang an. Stumm drückten Brand und Keller die Hand Blomqvists. Dann baten sie ihn mit bewegten Worten, sämtlichen Mitarbeitern den besten Dank für ihre gewaltige Leistung zu übermitteln.

„Nach dem, was wir soeben gesehen haben“, sagte Brand, „besteht für mich kein Zweifel mehr, daß der Triumph der Mondreise unserer Großraumschiffe mit menschlicher Bemannung bald Wirklichkeit werden wird.“

4. Vorbereitungen

In der Polarstation herrschte in den nächsten Wochen womöglich noch regere Tätigkeit als bisher. Die Besatzung der Station bestand grundsätzlich aus unverheirateten Leuten und umfaßte fünfzig Mann des wissenschaftlichen Stabes, achtzig Ingenieure und Techniker, zehn Ärzte mit dreißig Mann Sanitätspersonal, zwanzig Flieger und sechzig Mann Bodenmannschaft, hundertzwanzig Bergleute, zweihundertfünfzig Arbeiter und sonstiges Personal. Nur ganz wenige Frauen befanden sich darunter.

Mit der Errichtung der Station war vor zehn Jahren begonnen worden, und ihre Bewohner, die nach strengsten Gesichtspunkten ausgewählt worden waren, hatten sämtlich einen Vertrag auf jeweils fünf Jahre unterzeichnen müssen. Während dieser Zeit durfte keiner von ihnen — mit einigen unumgänglich notwendigen Ausnahmen — ein einziges Mal auf Urlaub fahren, doch war ihnen für die Zeit nach dem Ablauf der fünf Jahre ein hochbezahlter Urlaub von der Dauer eines Jahres gesichert. Seit jedoch die Vorbereitungen zum Bau der Satelliten- und Raketenschiffe begonnen hatten, also seit etwa vier Jahren, bestand Urlaubssperre, und die Heimatpost lag unter strengster Zensur. Solche beinahe drakonische Maßnahmen waren

unerlässlich, um die Geheimhaltung des großen Projektes nach Möglichkeit zu sichern. Bis jetzt war dem norwegischen Nachrichtendienst nichts bekanntgeworden, was auf eine Lüftung des Geheimnisses in irgendeinem Teil der Welt schließen ließ. Wohl wußte man in den Kulturstaaten der Erde, daß die Station mit erstklassigen Wissenschaftlern aller Fachrichtungen besetzt war und die Aufgabe hatte, die geographischen, geologischen, mineralogischen, klimatologischen, zoologischen und botanischen Verhältnisse des antarktischen Festlandes zu erforschen und astronomische sowie meteorologische Beobachtungen anzustellen, wobei natürlich auch Pilot- und Registrierraketen, wie sie jeder Staat hatte, verwendet wurden. Daß aber viel weiter gehende Pläne bestanden und vor allem daß schon so gewaltige Fortschritte erzielt worden waren, um den von mehreren Mächten angestrebten Schritt zur Eroberung des Weltalls in die Tat umzusetzen, das war der Welt bis jetzt verborgen geblieben.

Leiter der Station war Dr. Peter Brand, ein gebürtiger Wiener, seines Faches Physikochemiker und Astronom. Ihm zur Seite stand als sein Vertreter Dr. Bertram Keller, gleichfalls Wiener, von Fach Geologe und Chemiker. Diese beiden waren die Seele des ganzen Unternehmens. Sie hatten vor Jahren schon die norwegische Staatsbürgerschaft erworben. Der gesamte wissenschaftliche und technische Stab bestand aus ausgesuchten Männern und zwei Frauen, mit Ausnahme einiger Deutscher sämtlich Norwegern, die alle in fanatischer Begeisterung ihrer Arbeit und vor allem dem großen Ziel der Weltraumfahrt ergeben waren. An ihrer Treue zu zweifeln, war bisher kein Anlaß gewesen, und Brands kluge Leitung ließ irgendeine Art wissenschaftlicher Eifersucht nicht einmal in ihren Keimen zur Entfaltung kommen. Jedermann stand an dem Platz, den er am besten auszufüllen vermochte, jeder wußte, daß seine Leistung voll anerkannt und gerecht beurteilt wurde, und infolgedessen bemühte sich ein jeder, sein Allerbestes zu leisten.

Brand und Keller gaben das beste Vorbild ab. Oft saßen sie bis in die Nachtstunden beisammen und berieten, wie diese und jene Verbesserung auszuführen, die eine oder die andere Einzelaktion am zweckmäßigsten anzusetzen sei.

Peter Brand war mittelgroß, schlank, dunkelblond, über die Vierzig hinaus. Bertram Keller war etwas größer, breiter, braunhaarig und knapp vierzig Jahre alt. Obwohl beide nicht gerade das Aussehen zünftiger Sportsleute hatten, schätzten sie doch guten Sport, und Brand kannte nichts Schöneres, als auf dem zugefrorenen Forellensee Schlittschuh zu laufen. Der Bergzug, der Otto-Hahn-Land durchquerte, bot außerdem die Möglichkeit zum Skilaufen, und es gab kaum einen unter der Besatzung der Polstation, der nicht gern, sooft es ihm während des Polarsommers das Wochenende erlaubte, diese prächtige Gelegenheit ausgenutzt hätte.

Für die Techniker spielte sich die Arbeit unterirdisch ab. Die Astronomen und Meteorologen jedoch hatten ihre Beobachtungsstationen in etwa zehn Kilometer Entfernung auf dem 2000 Meter hohen Berggipfel, der durch eine Seilbahn mit dem oberirdischen Teil der Station verbunden war. Von diesem konnte man mit dem Lift sehr rasch das unterirdische Zentrum der Polstadt erreichen. Auch die Zoologen und Botaniker waren mit einem Teil ihrer Arbeit an die Oberfläche gebunden. Die biologischen Untersuchungen und Zuchtversuche führten sie jedoch unter der Erdoberfläche aus. Ebenso wie die Meteorologen und Astronomen hatten die Geologen und Geographen ihr Haupttätigkeitsfeld oberirdisch, sie gewannen aber auch bei der Schaffung der unterirdischen Kavernen viele wichtige Erkenntnisse. Auch die Sendestation lag oberirdisch, war jedoch an einem Berghang gut getarnt angelegt.

Die physikalischen und chemischen Laboratorien befanden sich sämtlich unter der Erde und waren auf das modernste eingerichtet. Jede europäische Hochschule wäre vor Neid

erlaubt, wenn sie diese vor allen unberufenen Blicken durch schärfste Bewachung gesicherten Räume mit ihren Einrichtungen hätte sehen können. An nichts war gespart worden, jede Art von Untersuchung konnte ausgeführt werden, und die Laboratorien waren so zweckmäßig angelegt, daß jeder überflüssige Weg und jede vermeidbare Mühe fortfielen. Die Forscher konnten ihre Tätigkeit in idealer Weise einzig und allein auf produktive Forschung anwenden. Da alle mit Leib und Seele bei ihrer Arbeit waren, empfanden sie die Abgeschlossenheit von der Oberwelt nicht sehr, vielmehr verhinderte dies jede Ablenkung durch die Außenwelt, etwa durch Schönwetter, wie sich dies in oberirdischen Laboratorien bei manchen Naturen so störend auswirkt.

Da die Beleuchtung mit Tageslichtlampen besonderer Konstruktion erfolgte, hatte man überhaupt nicht den Eindruck, sich in einem künstlich beleuchteten, unterirdischen Raum zu befinden. Gemütlich eingerichtete Speiseräume, schöne Bibliotheken mit bequemen Lederfauteuils und verstellbaren Schreibtischen und -pulten, gediegen ausgestattete Klubräume taten das Übrige, um die fünfeinhalb Arbeitstage nicht als Zwang, sondern als willkommenen Zeitraum interessanter Arbeit empfinden zu lassen. Für die abendliche Unterhaltung sorgten Kino- und Konzertsäle. Während des beinahe halben Jahres der Polarnacht freilich bot die Außenwelt nur denjenigen einen kleinen Reiz, die so wie Peter Brand gerne Schlittschuh liefen. Der Forellensee wurde dann mit Scheinwerfern und Bogenlampen in seiner ganzen Ausdehnung angestrahlt.

Die Kranken wurden in einem ausgezeichnet ausgestatteten Hospital betreut, das sich nahe dem Zentrum der unterirdischen Stadt befand. Eine Zweigstelle in den Bergen ermöglichte während des Sommerhalbjahres luft- und lichtbedürftigen Kranken eine Erholung in Höhenluft und Höhensonne, denn ein Abtransport in die Heimat mußte um jeden Preis vermieden werden, um die Geheimhaltung des eigentlichen Zweckes der Station nicht zu gefährden. Unter den Ärzten befanden sich daher auch einige Spezialisten von Weltruf.

Die Aushebung der unterirdischen Kavernen, Stollen und Säle hatte naturgemäß gewaltige Arbeit gekostet. Im Zentrum befand sich im Salz ein riesiger, kreisförmiger Saal von 200 Meter Durchmesser und 100 Meter Höhe, in den von sechs Seiten her in Winkeln von je 60 Grad je zwanzig Meter breite Horizontal-“Strecken“ einmündeten. Der Abstand des Saalbodens von der Erdoberfläche war 500 Meter. Alle Stollen, Gänge und Kavernen waren taghell beleuchtet. Im Anfang hatte die Gewinnung der nötigen Energie Schwierigkeiten bereitet, und man hatte erst ein Kraftwerk errichten müssen, das während des ersten Sommers von einem Bergfluß gespeist wurde. Seit eineinhalb Jahren jedoch war die Kraftquelle der Polstation die Atomenergie des Zentauriums, und die elektrische Energie aus dem E-Werk wurde nur noch zusätzlich ausgenützt. Der erste Kavernensektor, der von zwei Radialgängen begrenzt war, enthielt die physikalischen und chemischen Laboratorien, im zweiten Sektor befanden sich die Untersuchungsräume und Laboratorien für die Biologen und Geologen. Der dritte enthielt das Spital, die Küchen, Tierställe und Verpflegungsmagazine. Im vierten Sektor waren nach dem Verfahren der Hydroponik in Trögen, die in den Felsboden eingesprengt waren, in Nährlösungen Nutzpflanzenkulturen, auch Pilzzuchten, angelegt worden, die mit Licht besonders günstiger spektraler Zusammensetzung bestrahlt wurden und die Grundlage für die Versorgung der Bevölkerung der unterirdischen Stadt mit Gemüse und Getreide boten. Auch Früchte wurden so gezogen, so daß es nicht an Obst mangelte.

Der fünfte und der sechste Sektor enthielten die technischen Laboratorien, Werkstätten und Fabrikräume. Die eine der beiden Radialstrecken, die diese Sektoren mit dem Zentrum verbanden, führte noch zehn Kilometer weiter. Dort befand sich das Atomkraftwerk, das auf diese Weise von dem Hauptteil der bewohnten Stadt abgetrennt war, um etwaige Gesundheitsstörungen möglichst zu unterbinden. Die zweite der Horizontal-Strecken, die aus

dem sechsten Sektor hinausführte, erweiterte sich nach fünf Kilometer Abstand gleichfalls zu einem großen Saal von hundert Meter Durchmesser. Um ihn herum waren die Herstellungsräume und Werkstätten für die Raketenschiffe gruppiert, die dort auch ihre Hangars hatten. Zwei Schächte führten senkrecht zur Erdoberfläche empor. Ein weiterer Schacht von fünfzig Meter Durchmesser war mit Zugvorrichtungen versehen, um Großraumschiffe mit Hebemaschinen an die Erdoberfläche befördern zu können.

Die Verbindung aller dieser Räumlichkeiten erfolgte durch elektrische Ring- und Radialschnellbahnen in einer zehn Meter tiefer gelegenen Ebene. Auf diesen Linien konnten auch Materialtransporte bewerkstelligt werden. Die ganze unterirdische Stadt wurde durch ein großartiges Ventilationssystem mit mehrfacher Filterung dauernd mit Frischluft versorgt. Eine Heizung war im allgemeinen nicht nötig, weil in dieser Tiefe eine konstante Wärme von etwa 18 Grad herrschte.

Bei den Arbeiten mit dem Atomreaktor wurden gewaltige Wärmemengen frei. Diese wurden in einen der kleinen Seen abgeleitet, der dadurch eine Temperatur von 20 Grad Celsius erlangte und deshalb der „Warmsee“ genannt wurde. Er war zu einem beliebten Badesee geworden, denn die radioaktiven Zerfallsprodukte fanden ja keinen Zugang zu seinem Wasser. Soweit diese gefährlichen radioaktiven Substanzen nicht chemisch isoliert und wissenschaftlich für die Isotopenforschung oder als Radioindikatoren verwendet wurden, leitete man sie in einer Preßluftleitung und einer Saugleitung für Flüssigkeiten fünfzig Kilometer weit fort in einen anderen der großen Seen. In ihm war jedes Leben erstorben. Es war strengstens verboten, sich diesem See auf weniger als zehn Kilometer zu nähern. In diesem Abstand und außerdem nochmals in fünf Kilometer Entfernung von seinen Ufern war er mit einem Stacheldraht umgeben, der ständig unter Hochspannung stand. Patrouillen in luftdichten und strahlungssicheren Anzügen sorgten für die Befolgung des Annäherungsverbot. Lediglich zur Kontrolle der Druck- und Saugleitungen begaben sich in regelmäßigen Zeitabständen von je zwei Wochen besondere technische Trupps hin. Sie bewegten sich in Fahrzeugen, die mit der nötigen Bleipanzerung gesichert und an denen mechanische Greifer angebracht waren. Ein Teil der erwähnten Wärmeproduktion wurde übrigens auch zur Heizung der oberirdischen Anlagen benützt.

Der „Forellensee“, nach dem der oberirdische Teil der Polstation benannt war, hatte seinen Namen nach den Regenbogenforellen erhalten, die in ihm ausgesetzt worden waren und den Bewohnern der Station gute Gelegenheit zum Fischsport boten. Seine Ufer waren im „Hochsommer“ von freundlichem Grün umrandet, und an der einen Seite dehnte sich dichter Legföhrenbusch. Die Wärme des eisfreien Gebietes war, wie die Geologen nachweisen hatten können, vulkanischer Natur. Rentierflechten, Zwergbirken und Polarweiden bildeten die augenfällige Vegetation. Die Tierwelt bestand aus eingeführten Moschusochsen, Rentieren und Schneehasen. Die benachbarte Bergkette erhöhte den Reiz der Lage des Sees sehr. Noch zehn Jahre vorher hätte niemand eine so freundliche und anmutige Landschaft in derart großer Nähe des Südpoles der Erde vermutet. Brand und Keller verbrachten gern manchen schönen Sonntag auf dem See, wobei sie von einem Ruderboot aus angelten. Manche stattliche Forelle war ihnen schon zum Opfer gefallen.

Die Vorbereitungen für den Start der beiden Raumschiffe zur ersten Fahrt nach dem Monde gingen allmählich ihrem Ende entgegen. Aus der Reise des „Meteor 12“ hatte man noch einige Anregungen geschöpft und verschiedene Verbesserungen angebracht. Andererseits hatte gerade diese Reise glänzend erwiesen, daß zum mindesten für die reine Weltraumfahrt die menschliche Voraussicht aller zu erwartenden Schwierigkeiten Herr geworden und der Raumflug lebender Bewohner der Erde ohneweiters möglich war, denn Bill und Jessie hatten

ihren Schrecken bald überwunden und keinerlei Schaden an ihrer Gesundheit erfahren. Sie benahmen sich längst wieder normal und zutraulich.

Die beiden für die Fahrten zum Mond vorgesehenen Raumschiffe hatten die Namen „Selene“ und „Luna“ erhalten. Selene hieß die Mondgöttin bei den alten Griechen, Luna bei den Römern. Daß die kühnen Weltraumstürmer auf dem Mond keine Bewohner vorfinden würden, davon war man überzeugt; auf alle Fälle aber hatte man scherzhaft den „Mondmenschen“ den Namen „Seleniten“ gegeben.

Da die beiden Raumschiffe je dreitausend Tonnen schwer waren und fast das gleiche Gewicht an Last aufzunehmen hatten, mußten die Schubraketen, die sie, auch mit Benutzung der Atomenergie, bis 200 Kilometer Höhe bringen sollten, enorm viel größer dimensioniert werden als bei dem verhältnismäßig kleinen Raketenschiff. Wenn der Erstlingsflug der beiden Schiffe gelungen war, sollte das dritte Raumschiff, die „Gäa“ (Name der griechischen Erdgöttin), zu späterer Zeit starten und die Erde in je vierundzwanzig Stunden als Satellit in einer Entfernung von etwa 42 000 Kilometer vom Erdmittelpunkt umkreisen. Die Schwerkraft gegen die Erde würde in einem solchen dauernd um die Erde „herumfallenden“ Kunstmond Null sein. Um die „Gäa“ herum sollte eine Außenstation aufgebaut werden, die eine Art Flugzeugträger oder richtiger ein Raumfahrzeug-Mutterschiff darstellen würde. Von dort würden einst die großen Fernraumschiffe für den interplanetaren Verkehr starten, um ihnen den mühsamen Start von der schwerkraftmächtigen Erde und die Landung auf ihr zu ersparen. Passagiere und alle notwendigen Frachten und Materialien sollten mit Hilfe kleinerer Raketenschiffe bis zu diesem Raumbahnhof der Erde emporgeschafft werden.

Außer der „Gäa“ war ein viertes Raumschiff von noch größeren Ausmaßen projektiert. Dieses Schiff war dazu bestimmt, nach der glücklichen Rückkehr von „Selene“ und „Luna“ deren Erfahrungen auszuwerten und dann eine Fernfahrt in das Sonnensystem anzutreten, die zum Mars und den Monden des Jupiter führen sollte, um deren Eignung für eine etwaige Kolonisation durch die Menschen zu untersuchen. Sind doch die Jupitermonde Ganymed und Kallisto mit ihren rund 5700 und 5500 Kilometer Durchmesser größer als der Erdmond mit 3480 Kilometer Durchmesser und sogar größer als der kleinste Planet des Sonnensystems, der Merkur, mit nur 4700 Kilometer Durchmesser. Naturgemäß waren die bisher aufgewendeten Ausgaben gewaltig, doch konnte man mit Sicherheit annehmen, daß der Verkauf der Filmberichte von den Fahrten, gegebenenfalls auch von Originalproben verschiedenster Art, einen wesentlichen Teil der künftigen Kosten bestreiten würde.

Die Führung der „Selene“ sollte Peter Brand übernehmen, für die Leitung der „Luna“ war Bertram Keller ausersehen. Ursprünglich hatte man wohl die Absicht gehabt, lediglich die „Selene“ zum ersten Mondflug aufsteigen zu lassen, um nicht beide Schiffe aufs Spiel zu setzen. Später jedoch hatte man überlegt, daß einem einzelnen Schiff ein Unfall zustoßen und es vielleicht nicht in der Lage sein könne, rechtzeitig Nachricht zu geben — obwohl die Fahrt von der Erde aus kontrolliert werden würde. Man kam daher überein, daß die beiden Schiffe die Fahrt gemeinsam unternehmen sollten.

Man rechnete bis zu einem gewissen Grad mit der Möglichkeit, daß die Forscher und Techniker einer anderen Nation ebenso weit oder weiter fortgeschritten sein könnten, zumal bei wichtigen Entdeckungen und Erfindungen schon oft eine Duplizität der Fälle aufgetreten war, wie die menschliche Geschichte gelehrt hatte. Dieser Zweifel, der alle zu größter Eile anspornte, war es auch, der in Keller einen Gedanken keimen ließ, den er nach einiger Zeit Brand mitteilte und der bei diesem auf fruchtbaren Boden fiel. Es handelte sich um das geheimnisvolle Objekt, das durch die Filmkamera des „Meteor 12“ im Weltraum unter den Sternen entdeckt und von Keller scherzhaft als „Fliegender Holländer“ bezeichnet worden

war. Man mußte wissen, ob es sich bei diesem himmlischen Objekt etwa um ein unbekanntes irdisches oder außerirdisches Raumschiff gehandelt habe.

Peter Brand und Bertram Keller dachten über dieses Problem einen Abend und eine halbe Nacht nach. Und am Ende war ihr Entschluß geboren, „Meteor 10“, das etwas kleinere Schwesterschiff von „Meteor 12“, mit einer Radarverstärkerstation in etwa 100.000 Kilometer Abstand um die Erde kreisen zu lassen, damit es von keiner irdischen Sternwarte entdeckt werden könne, und „Meteor 12“ selbst als Raketenschiff auf die Reise zu senden, da nach den Berechnungen des Astronomen Dr. Guibrand das verdächtige Objekt sich gerade in den nächsten Wochen im erdnahen Teil seiner Bahn befinden mußte. Es würde sich der Erde bis auf etwa zwanzig Millionen Kilometer nähern. „Meteor 12“ würde in eine überholende Bahn um die Sonne gesteuert werden, und wenn es gelänge, durch den Fernsender des Raketenschiffes die Aufnahmen zu „Meteor 10“ und von dort auf die Erde zu übertragen, konnte man hoffen, den „Fliegenden Holländer“ zu entdecken und von „Meteor 12“ ansteuern zu lassen.

„Wenn dort oben ein Raumschiff umhergeistert, das wir so entdecken sollten, dann kann es wohl kaum mit lebenden Wesen bemannt sein“, meinte Keller, „weil in diesem Fall eine Gravitationsbahn um die Sonne von solcher Umlaufsdauer unwahrscheinlich ist. Ganz auszuschließen ist der Fall allerdings nicht, wenn es sich etwa um Besucher aus einem fernen Sonnensystem handelt, die den verständlichen Wunsch haben, unser Sonnensystem mit möglichst wenig Verausgabung von Antriebsenergie zu erforschen. In diesem Fall würden natürlich auch sie unser ‚Meteor 12‘ wahrnehmen, doch kann ich darin keine besondere Gefahr erblicken. Sie würden zwar vermutlich den Schluß ziehen, daß auch unser Sonnensystem von intelligenten Wesen bevölkert ist, die gleichfalls das Problem der Weltraumfahrt gemeistert haben, doch wird sie dies dann zu einer gewissen Vorsicht, möglicherweise sogar zur Rückkehr zu ihrem Heimatstern bewegen. Und sollten sie den Wunsch haben, mit uns in Verbindung zu treten, ist es vielleicht besser, wenn sie uns von vornherein nicht als wilde Tiere, sondern als gleichwertige intelligente Lebewesen betrachten.“

„Ich muß deinen Überlegungen recht geben“, sagte Peter Brand. „Aber sollen wir ‚Meteor 12‘ noch vor unserer großen Mondfahrt auf die Reise schicken?“

„Ich glaube doch wohl“, erwiderte Keller, „wir müssen so bald wie möglich klar sehen, ob wir eine Konkurrenz zu befürchten haben.“

„Gut also“, ließ sich Peter bestimmen, „dann aber sofort! Gleich morgen will ich mit Guibrand die nötigen Rechnungen beginnen, und du laß inzwischen ‚Meteor 12‘ startbereit machen. Von lebenden Passagieren sehen wir diesmal zweckmäßigerweise ab. Es wäre ja doch zu arg, wenn ‚Meteor 12‘ von fremden Sternbewohnern gekapert und dabei zwei Affen als Repräsentanten der Erde aufgefunden würden. Überhaupt ist es in einem solchen Fall besser, wenn sie keinen Anhaltspunkt bekommen, wie die Erbauer unseres Raumschiffes aussehen.“

Und so kam es, daß schon drei Tage später „Meteor 10“ und einen halben Tag darauf „Meteor 12“ von der Polstation aufstiegen. Das erste Schiff schlug eine antriebslose Gravitationsbahn um die Erde in durchschnittlich hunderttausend Kilometer Abstand ein. „Meteor 12“ beschleunigte seine Geschwindigkeit immer mehr, bis das Schiff mit dreißig Kilometer Sekundengeschwindigkeit durch den Weltraum stürmte. Mit dieser Geschwindigkeit mußte es in etwa zwei Wochen den rätselhaften Irrfahrer in seiner berechneten Bahn tangential erreicht haben. Da er das erstmal aus einer wesentlich größeren

Entfernung als zwanzig Millionen Kilometer beobachtet worden war, handelte es sich zweifellos um ein sehr lichtstarkes Objekt.

Auf „Meteor 12“ setzten die Stereo-Fernseh-Aufnahmekameras mit ihrer Tätigkeit ein, und in den Fernsehempfangsräumen der Polarstation saßen gespannt vor den Schirmen die Beobachter. Zwei davon waren Brand und Keller, die sich ihre Mahlzeiten hierher bringen ließen, um nur ja nicht den kostbaren Augenblick einer Entdeckung zu versäumen.

Der Tag ging zu Ende, nichts Verdächtiges hatte sich gezeigt. Keller und Brand mußten sich notgedrungen ablösen lassen, da ihre Aufmerksamkeit zu erlahmen drohte. Am nächsten Morgen saßen sie wieder zeitig vor den Farbfernsehgeräten, doch hatte ihre Hoffnung schon einen gewaltigen Stoß erlitten. Waren die Berechnungen auf zu unsichere Daten gegründet gewesen, um eine richtige Bahnbestimmung zu gestatten? Oder, was viel aufregender gewesen wäre, hatte es sich wirklich um ein Raumschiff mit Besatzung gehandelt, das natürlich längst aus dieser Himmelsgegend verschwunden wäre?

Gegen zehn Uhr vormittag fuhr Brand plötzlich aus seiner starren Versunkenheit auf. Die Stereobilder ließen immer deutlicher einen helleuchtenden Punkt von silberweißer Farbe mit einem Stich ins Bläuliche erkennen, der vor den Sternen schwebte.

Peter Brand rieb sich die Augen, schloß sie für eine Weile und sah dann wieder hin, in heftiger Furcht, daß der Lichtpunkt verschwunden sein könne. Aber nein, er war noch da, und nach einer Weile schien es sogar, als hätte er seine Lage ein ganz klein wenig geändert, aber das mochte wohl nur eine Täuschung sein. In wilder Hast schrie Brand in den Sprechapparat: „Bertram, komm sofort, ich habe ihn!“

Einige Augenblicke später stand Bertram neben Peter. Schweigend starrten beide auf den Lichtpunkt, der im Lauf der nächsten Stunden wirklich allmählich heller wurde. Es schien also, daß sich „Meteor 12“ ihm näherte. Brand rief Dr. Guibrand herbei und gemeinsam nahmen sie die Ausmessungen vor, um möglichst schnell eine angenäherte Berechnung der Relativbewegung des „Fliegenden Holländers“, wie Keller den geheimnisvollen Stern immer noch nannte, und des „Meteor 12“ ausführen zu können. Da offenbar keine Gefahr bestand, daß das Raketenschiff den „Fliegenden Holländer“ aus der Sicht verlieren würde, vielmehr ihm merklich näherrückte, konnten sie diese Berechnung ohne überflüssige Hast durchführen. Als sie beendet war, verband sich Peter mit der Fernsteuerungszentrale der Station, die den Flug von „Meteor 12“ überwachte und lenkte. In der Zentrale erschien in einer Art durchsichtigen Kastens die fluoreszierende Leuchtspurbahn von „Meteor 12“ und bald darauf war nach der vorhin ausgeführten Rechnung auch die Bahn des „Fliegenden Holländers“ sichtbar. Die Leuchtspuren wurden in einem räumlichen Raster, einem Raumgitter, erregt, das einem dreidimensionalen Koordinatensystem entsprach. Dann gab Brand den Befehl, auf „Meteor 12“ den automatischen Radarpielen in Betrieb zu setzen, wobei wiederum „Meteor 10“ als Zwischenstation diente.

Jetzt sah man, daß „Meteor 12“ seinen Weg so einrichtete, daß es die Bahn des „Fliegenden Holländers“ schneiden mußte, und zwar nach etwa 24 Stunden, wie die Rechnung ergab, die mit einer Rechenmaschine auf Grund der gegebenen Daten ausgeführt worden war. Bis dahin war also, wenigstens in der ersten Zeit, nicht viel Neues zu erwarten. Im späteren Verlauf durfte man natürlich hoffen, infolge der Annäherung doch bald einiges über die Gestalt des fremden Objektes aussagen zu können.

Es wurde nun ein geregelter Ablösungsdienst eingeführt, bei dem kein Beobachter länger als je zwei Stunden eingesetzt war.

Inzwischen wuchs die Helligkeit des fremden Objekts allmählich immer mehr an, und es war bereits außer Zweifel, daß es sich um einen regelmäßig gestalteten Körper handelte.

Am nächsten Vormittag nahmen Bertram und Peter, die sich in der Zwischenzeit oftmals durch den Augenschein unterrichtet hatten, wieder ihren Beobachterposten ein. „Meteor 12“ war dem fremden Körper so nahe gekommen, daß es ausschließlich mit Hilfe des automatischen Radarpiloten von dem Körper selbst an ihn herangeleitet wurde. Nach den Berechnungen mußte das Zusammentreffen in fünf Stunden erfolgen. Die Entfernung betrug derzeit nur noch rund 50.000 Kilometer, doch flog ja „Meteor 12“ seitlich hinter dem Ziel her. Die Telekamera zeigte das fremde Objekt infolge ihrer zweihundertfünfzigfachen Vergrößerung wie aus einer Entfernung von 200 Kilometer. Schon konnte man mit Sicherheit feststellen, daß das Objekt ein hell silberweiß glänzender, langgestreckter Körper war.

„Also offenbar doch ein Raumschiff“, sprach Keller tief bewegt. Brand preßte die Lippen zusammen und starrte schweigend auf das Bild des fremden Körpers, der sich in Wirklichkeit in so gewaltiger kosmischer Entfernung befand.

Größer und größer wurde das Objekt, und längst war kein Zweifel mehr möglich, daß das Gebilde eine glatte, metallglänzende Oberfläche und eine rotationssymmetrische, am einen Ende abgerundete, am anderen Ende spitz zulaufende Form hatte.

„Ein welthistorisches Ereignis — und wir erleben es nur im Bilde von der Erde aus“, sagte Peter.

„Immerhin hätte man noch vor wenigen Jahren auch auf diese Weise kein außerirdisches Raumschiff entdecken können“, entgegnete Bertram.

„Wer sagt dir denn so sicher, daß es sich um ein *außerirdisches* Raumschiff handelt?“ fragte Peter.

„Das Schiff muß mindestens 1000 Meter lang sein. Hältst du es für möglich, daß in den verhältnismäßig wenigen Jahren seit Freimachung der Atomenergie irgendeine Nation der Erde instande gewesen sein sollte, ein derartiges Schiff zu bauen?“ war Bertrams Antwort.

Peter schwieg. Bertrams Argumentation hatte ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt. Aber sollte man sich nun darüber freuen oder dämmerte nicht vielmehr jetzt eine Ahnung der unabschätzbaren Gefahren auf, die mit dem Schritt in den Weltraum verbunden waren? War das fremde Raumschiff von lebenden Wesen bemannt, oder handelte es sich um ein totes Gespensterschiff, das Leichen durch das All trug, vielleicht schon seit Jahrmillionen? Würden diese Fragen eine Antwort finden?

Endlos zogen sich die Minuten, wuchsen zu Viertelstunden, und immer größer wurde das fremde Raumschiff, denn daß es ein solches war, darüber bestand nun nicht das leiseste Bedenken mehr. Sein Bild hatte auf dem Leuchtschirm bereits eine Länge von einem halben Meter erreicht. Von Steuerflossen, Fenstern oder Luken war nichts wahrzunehmen. Wahrscheinlich erfolgte die Orientierung der Besatzung durch Spiegel und Periskope. Größer und größer wurde das fremde Schiff. An seinem abgerundeten Ende, wahrscheinlich der Nase, waren fünf schwarze Zeichen von runenartiger, jedoch völlig unirdischer Form zu erblicken.

„Diese Schriftzeichen stellen wohl den Namen des Schiffes dar?“ vermutete Brand mit erregter Stimme. „Also offenbar tatsächlich ein außerirdisches Schiff. Gott sei Dank, denn dann werden wir wahrscheinlich doch die ersten irdischen Menschen sein, die den Weltraum

erobern, und andererseits ist die Antwort auf die uralte Frage, ob es außerirdische und noch dazu intelligente Lebewesen gibt, nunmehr mit allergrößter Wahrscheinlichkeit in bejahendem Sinne beantwortet. Doch weil wir nun wissen, daß uns unbekannte Gefahren im Weltall drohen, daß wir uns vielfach vorsehen und möglicherweise fremden Waffen gegenüber treten werden müssen, die uns zu vernichten vermögen, ehe wir noch an irgendeine Gegenwehr denken können, haben wir zunächst leider die negative Seite dieser Entdeckung ins Auge zu fassen.“

Bertram Keller blickte fasziniert auf den Schirm, ohne ein Wort zu sprechen. Die übrigen wenigen Zeugen dieses welthistorischen Augenblickes, in dem sich zum erstenmal menschliche Hirne bewußt wurden, daß es wirklich außerirdische Intelligenzen gab, die man so lange vermutet und so oft angezweifelt hatte, verharrten gleichfalls in erschüttertem Schweigen, aber bis ins Innerste erregt.

Um den Zusammenstoß der beiden Schiffe zu vermeiden, der für das kleine „Meteor 12“ vernichtend ausgegangen wäre, ordnete Brand den Einsatz des Triebwerkes an und ließ dem Schiff einen seitlichen Antrieb erteilen. Gleichzeitig wurde wieder die Fernsteuerung von der Erde aus eingeschaltet. Die Entfernung der beiden Schiffe nahm noch immer ab. Das Raketenschiff „Meteor 12“ richtete seine weitere Fahrt so ein, daß es auf der einen Seite des fremden Schiffes schräge zu dessen Längsachse darüber hinweg fliegen mußte. Man konnte auch sagen: darunter vorbei, denn die Begriffe „oben“ und „unten“ hatten ja im Weltall ihren Sinn verloren. Als „Meteor 12“ nun in etwa 1000 Meter Entfernung an dem fremden Raumschiff vorüber sauste, wobei der Fernsender von „Meteor 12“ auf gewöhnliche, nicht vergrößernde Stereo-Aufnahmekamera umgeschaltet wurde, zeigte sich an der Außenwand des fremden Schiffes keinerlei Erhebung oder Einbuchtung, nur völlige Glätte der silberweißen Oberfläche. Das Reflexionsvermögen der silbrigen Oberfläche des Riesenkörpers war außerordentlich groß. Seine Länge konnte man durch Vergleich mit den Maßen von „Meteor 12“ auf mehr als 1000 Meter schätzen, seine Dicke an der weitesten Stelle auf ein Fünftel davon, also auf rund 200 Meter. Nach „hinten“ verjüngte er sich und endete in eine verhältnismäßig schmale Spitze. Brand gab Auftrag, „Meteor 12“ auch noch um die Spitze herumzujagen, und als dies geschah, zeigte sich, daß dieses zylindrische Ende offenbar eine enge, röhrenförmige Öffnung enthielt, also vermutlich die Ausstoßdüse. Irgendeine Ablenkung des „Meteor 12“ durch störende Wellen, die von dem fremden Schiff ausgehen mochten, konnte nicht im geringsten beobachtet werden. Der Riese schien von dem Zwerg, der ihn da umschwirrte, nicht die mindeste Notiz zu nehmen.

„Ich glaube, die Leute in diesem Schiff leben nicht mehr“, sagte Keller, „ich bleibe also bei der Bezeichnung ‚Fliegender Holländer‘, bis ich eines besseren belehrt bin. Du bist dir wohl darüber im klaren, daß wir nun nach unserer Mondreise, die wir auf jeden Fall als erste Fahrt unternehmen müssen, ein weiteres faszinierendes Ziel vor Augen haben, nämlich die Enträtselung und den Besuch dieses Raumschiffes?“

„Das steht außer Frage“, sagte Peter Brand. „Bis dahin werde ich immer in einer gewissen Unruhe leben.“

Drei Wochen später landete die Robotrakete „Meteor 12“ wohlbehalten bei der Polstation. Sämtliche von dem Schiff aufgenommenen Filme waren noch während der Rückfahrt selbsttätig entwickelt worden, die Helligkeitsmessungen der reflektierenden Oberfläche des fremden Schiffes wurden ausgewertet und dessen Bahn nunmehr genauestens festgelegt. Es stellte sich heraus, daß es in fünf Stunden um seine Längsachse rotierte und in etwas über vier Jahren in einer stark exzentrischen Ellipse die Sonne umkreisen müsse, wobei es im Aphel (Sonnenferne) sich von ihr bis auf 600 Millionen Kilometer entfernte. Der Erde mußte es im

günstigsten Fall bis auf achtzehn Millionen Kilometer nahe kommen. Es hatte sich glücklicherweise so ergeben, daß sich während des gegenwärtigen Umlaufes das fremde Raumschiff seinem Perihel (Sonnennähe) näherte, das dem Perihel der Erdbahn nahelag. Im anderen Falle wäre das Raumschiff wohl schwerlich entdeckt worden. Im übrigen war seine Auffindung auch nur seinem großen Reflexionsvermögen zu verdanken, sonst hätte es niemals wahrgenommen werden können. Es schien völlig ausgeschlossen, daß menschliche Mittel gegenwärtig imstande wären, ein solches Riesenschiff herzustellen. Es fragte sich nur, ob das Raumschiff von Bewohnern eines dem Sonnensystem angehörenden Planeten oder Mondes stammte oder ein Erzeugnis extrasolarer Intelligenzen war, die von einem fremden Fixsternsystem in unser Sonnensystem gekommen waren. Ob die beabsichtigte Ansteuerung und Untersuchung des Schiffes, wenn sie überhaupt gelänge, darüber Aufklärung bringen würde? Fragen, lauter Fragen...! Würden sie Antwort finden?

5. Der Flug zum Mond

Inzwischen waren die Besatzungen der beiden Raumschiffe ausgewählt worden. Jeder einzelne Mann wurde umfangreichen gesundheitlichen Prüfungen unterworfen und im Akzelerator hohen Beschleunigungen ausgesetzt. Einige erwiesen sich dabei als nicht tauglich und mußten zu ihrem größten Leidwesen ausscheiden und durch andere ersetzt werden. Da die zwei Flüge des „Meteor 12“ und der anderen Raketenschiffe, die die Erde umkreist hatten, eine ausreichende Grundlage für den Raumflug geschaffen hatten, durfte man mit einem so hohen Wahrscheinlichkeitsgrad des Gelingens der geplanten Unternehmung rechnen, daß man das Wagnis eingehen konnte, eine verhältnismäßig zahlreiche Mannschaft mitzunehmen, um für alle Möglichkeiten und für sämtliche Arten wissenschaftlicher Untersuchungen gewappnet zu sein. Für jedes Schiff waren demnach vorgesehen: der Schiffsführer und sein Stellvertreter sowie zwei weitere Piloten, die einander zu je zwei bei der Lenkung der Fahrt durch den Weltraum ablösen sollten; zwei Astronomen, zwei Geologen, ein Biologe, zwei Physiker, zwei Chemiker, ein Meteorologe, zwei Ärzte, drei Mann Sanitätspersonal, drei Funker, acht Techniker, drei Mann Küchen- und Bedienungspersonal, die auf die Aufrechterhaltung der Ordnung im Schiffe zu achten hatten; zwei Flieger, die mit der Steuerung der kleinen Raketenschiffe vertraut waren, von denen jedes Raumschiff zwei mitführte; schließlich fünf Mann Hilfspersonal. Dies waren je Schiff vierzig Mann, also insgesamt achtzig Teilnehmer der Expedition.

Die geplante Dauer der Unternehmung war zunächst unbestimmt. Die beiden Raumschiffe „Selene“ und „Luna“ wurden einigen Probeflügen mit stark reduzierter Besatzung von je fünf Mann unterworfen, bei denen sie die Erde in fünffachem Erdradius umkreisten. Die Führung dieser Probeflüge hatten Brand und Keller übernommen, während die übrigen Männer partienweise ausgewechselt wurden. Zum erstenmal gelangten dabei Menschen in den außerirdischen Raum, doch hatten sie mit den Steuerungs- und Landungsmanövern so viel zu tun, daß ihnen nicht sehr viel Gelegenheit blieb, sich den großartigen Eindrücken und ihren Empfindungen hinzugeben. Vielmehr galt ihre Sorge ständig den Meß- und Steuerungsgeräten. Während des ganzen Fluges bestand gegenseitige Funk- und Fernsehverbindung mit der Erde. Die gewonnenen Erfahrungen wurden von den Technikern auf das genaueste ausgewertet, und endlich war es Anfang Dezember so weit, daß für den Start endgültig der achte Tag dieses Monats festgesetzt werden konnte.

Die Weltraumschiffe „Selene“ und „Luna“ wurden für die Fahrt beladen. Äußerlich glichen sie vergrößerten Ausgaben des Raketenschiffes „Meteor 12“. Jedes der beiden Schiffe war hundert Meter lang und maß im Querdurchmesser des zylindrischen Körpers zwanzig Meter. Die Kajüten der Besatzungsmitglieder waren sämtlich gepolstert und lagen um die

Schiffsachse herum verteilt in der Längsrichtung. Sie nahmen etwa ein Drittel der Schiffslänge ein. Der Hauptsteuerungsraum befand sich im Kopf des Schiffes, doch war für den Fall seiner Zerstörung ein zweiter, kleinerer gegen das Heck zu eingerichtet, in dem sich jeweils die beiden dienstfreien Piloten aufhalten mußten. Über diesem zweiten Steuerraum gegen die Schiffsmitte zu waren die Vorratsräume mit der Ladung angeordnet. Im Heck lagen das Triebwerk und darüber der Atomreaktor und die Wasserstofftanks. Mehrere im Schiffskörper angebrachte Gyroskope, die voneinander unabhängig betrieben werden konnten, dienten dazu, das Weltraumschiff mit seiner Längsachse in die gewünschte Lage zu bringen, damit die schwenkbare Rückstoßdüse die erforderliche Richtung erhielt. Es war auch die Möglichkeit der Fernsteuerung von der Erde aus vorgesehen. Schließlich bot der Radarpilot die Möglichkeit, das Schiff automatisch durch ein eingestelltes Ziel „anziehen“ zu lassen, ohne daß die willkürliche Steuerung des Schiffes hätte eingreifen müssen. Man konnte zum Beispiel, in der Nähe des Mondes angelangt, auf einem Schirm, der die Mondoberfläche darstellte, einen bestimmten Punkt im Fadenkreuz einstellen, und das Schiff flog automatisch auf dieses Ziel los.

Im Zentrum des Schiffes befand sich die elektrische, vollautomatische Küche, während an einer der inneren Schiffswände in kardanischer Aufhängung die Toilettenanlagen eingebaut waren, die mittels Heißpreßluftleitungen nach außen entleert werden konnten. An den Innenwänden waren Untersuchungslaboratorien eingebaut, um auf dem Mond vorgefundene Minerale und dergleichen sofort an Ort und Stelle untersuchen zu können. Auch sie konnten ihre Lage in jeder beliebigen Richtung um 360 Grad ändern. Ein gut ausgestatteter Krankenraum mit Operationseinrichtungen lag gleichfalls in der Schiffsachse kardanisch aufgehängt, also an möglichst geschützter Stelle. Die Funk- und Fernsehanlagen hatten ihren Platz in den Steuerungsräumen. Die optische Verbindung mit der Außenwelt wurde durch Film- und Fernsehkameras und Periskope hergestellt. Die Außenwand der beiden Schiffe bestand aus derselben Hartmetalllegierung wie bei den Robotraketen Schiffen. Die für den menschlichen Aufenthalt bestimmten Räume waren mit 6 Zentimeter starkem Blei allseits gegen die weichere kosmische Strahlung gepanzert. Für den Fall der Zertrümmerung der Schiffsaußenwand konnten die Innenräume jeder für sich nach dem Schottenprinzip abgedichtet und nötigenfalls durch besonders verteilte elektrische Aggregate geheizt werden. An einer inneren Schiffswand befanden sich, von Mannschaftsräumen aus zugänglich, zwei kleine ausschleusbare Rettungsraketenschiffe, die jedes allein die gesamte Besatzung hätten aufnehmen und zur Erde zurückbringen können. Diese Beiboote waren nach dem Modell der Raketenschiffe gebaut, doch wesentlich kleiner; sie sollten auch zu Fernfahrten über der Mondoberfläche benutzt werden.

So kam schließlich der historische 8. Dezember heran. Am Vorabend fand ein Abschiedsessen statt und die vorgesehenen Teilnehmer der Mondfahrt wurden von den zurückbleibenden Kameraden gebührend gefeiert. Zu den letzteren gehörten auch Ing. Blomqvist und Dr. Westermann, die darüber ehrlich betrübt waren. Sie hatten allerdings schon jeder zwei Probeflüge um die Erde mitgemacht und also bereits die „Raumtaufe“ erhalten, die darin bestand, daß der Betreffende, im Raumanzug steckend, mit flüssiger Luft begossen wurde. Blomqvist war zur Leitung der Polstation während der Abwesenheit von Brand und Keller ausersehen und Westermann zu seinem Vertreter bestimmt worden. Blomqvist ließ es sich nicht nehmen, die Reisenden des kommenden Tages in einer launigen Rede zu feiern, die in ein aufrichtiges „Gut Erde“ ausklang, den neuen Gruß der Raumschifffahrer.

Ein harmloses Schlafmittel brachte allen Expeditionsteilnehmern einen gesunden, traumlosen Schlaf. Früh morgens nahmen sie ihre Plätze in den Raumschiffen ein. Diese wurden mit Zug Vorrichtungen aus der Tiefe an die Erdoberfläche befördert, mit Winden und

einer gigantischen verschiebbaren Hebebühne in einen der kleinen Seen gehoben und von einer Motorfähre zu unterseeischen Betonplattformen in der Mitte des Sees gezogen. Dort setzte man sie wieder mittels im Seegrund errichteter Hebebühnen und Winden in die unter Wasser auf den Plattformen ruhenden Schubraketen ein, wobei starke Pumpen in Tätigkeit traten. Diese Anordnung war für den Fall eines etwaigen Unfalles der Schubrakete getroffen worden, damit das unter Umständen aus geringer Höhe abstürzende Raumschiff in tiefes Wasser falle und nicht auf Felsgrund aufpralle. Die mit Schubleitern erreichbaren Einstiegluken für die Besatzung waren fest verschlossen worden, und die Insassen der beiden Raumschiffe hatten nur noch durch Radio und Bildfunk mit der Außenwelt Verbindung. Längst hatte sich jeder in liegender Stellung an seinem Platz angeschnallt. Der Einsatz des Triebwerks sollte automatisch und von der Erdstation aus kontrolliert erfolgen.

Punkt zehn Uhr vormittags drückte Peter Brand im Steuerungsraum der „Selene“ auf einen Knopf, und kurz darauf verspürte er bereits den Andruck infolge der großen Beschleunigung, die bis zum Fünffachen der Erdbeschleunigung ansteigen sollte. In den ersten Sekunden drang schwaches Brausen in das Innere des Schiffes.

Die auf der Erde Zurückgebliebenen erblickten eine plötzliche blendende Helle, die von ohrenbetäubendem Donner gefolgt war, der dann in brüllendes Sausen überging. Das Weltraumschiff stieg in ungeheuren Dampfswolken senkrecht empor, wie von Geisterhänden getragen, und stürmte dann mit rasch zunehmender Geschwindigkeit in den klaren, wolkenlos blauen Himmel hinauf, hinter sich einen Kielstrom feuriger Gase zurücklassend. Das Gebrüll der Schubrakete wurde dumpfer und schwächer, und bald zeigte nur noch die Rauchspur den Weg des den Blicken entschwindenden Schiffes an. Allmählich löste sich die Dampfsäule auf, in den Luftströmungen zerflatternd, und bald verriet nichts mehr, daß an dieser Stelle das erste mit Menschen bemannte Raumschiff die Fahrt zum Mond angetreten hatte.

In einer aus einer Zentauriumlegierung, die viele tausende Hitzegrade ertrug, bestehenden Brennkammer war in den Schubraketen bei beiden Schiffen vor dem Start Wasserstoff auf diese hohe Temperatur erhitzt worden, was mit Hilfe des Atomreaktors gelang. Das Wasserstoffgas strömte nun mit auf Erden sonst nie erreichter Auspuffgeschwindigkeit von weit über zehn Sekundenkilometern aus der Düse und erzeugte so den Rückstoß. In zweihundert Kilometer Höhe wurde nach anderthalb Minuten die ausgebrannte Schubrakete automatisch abgekoppelt und abgeworfen, nachdem eine Sekundengeschwindigkeit des bis dahin zweistufigen Schiffes von viereinhalb Kilometern erreicht war. Damit war der dichtere Teil der Erdatmosphäre durchschnitten. Von hier an flog das von der Schubrakete befreite Raumschiff mit dem eigenen Triebwerk. Ihm entströmte erhitzter Wasserstoff, der in flüssigem Zustand mitbefördert wurde, mit einer Sekundengeschwindigkeit von fünfzehn Kilometern. Die Erhitzung erfolgte in einem Atomreaktor mit Zentaurium als Brennstoff. Wegen seiner verhältnismäßig kleinen Dimensionen war es möglich gewesen, einen Atommotor auch in so kleine Raumschiffe wie „Meteor 12“ einzubauen. In wenigen Minuten hatte die „Selene“ die erforderliche parabolische Endgeschwindigkeit erreicht. Das Triebwerk wurde abgestellt, der Andruck hörte auf. Das Weltraumschiff flog in einer Parabelbahn dem Punkt zu, wo es mit der Bahn des Mondes zusammentreffen sollte.

Unbeweglich stand währenddessen noch die „Luna“ samt ihrer Schubrakete auf der Plattform im See. Ihre Insassen hatten durch den Bildfunk den gelungenen Start des Schwesterschiffes beobachten können. Eine halbe Stunde nach dem Aufstieg der „Selene“ startete die „Luna“ in derselben Weise. Nach wenigen Augenblicken war auch dieses Schiff für die Zuseher unsichtbar geworden. In der Funkabteilung der Polstation stand man jedoch in ständiger Verbindung mit beiden Raumschiffen. Alle Besatzungsmitglieder hatten den Aufstieg im wesentlichen gut überstanden, die beiden Schiffe hatten ihren Kurs, der sie zum

Mond führen mußte, eingeschlagen und flogen ohne weitere Beanspruchung des Rückstoßantriebes in der erreichten Bahn ihrem Ziel zu.

Keller saß angeschnallt im Steuerraum der „Luna“ zusammen mit Ingenieur Grafstrøm. Der Fernsprecher surrte. Als er den Hörer anschoß, vernahm er Peter Brands Stimme: „An Bord der Luna alles wohl?“

„Im allgemeinen ja, wir haben seit zwei Minuten den Rückstoßantrieb abgestellt. Gott sei Dank, daß der vermaledeite Andruck vorüber ist. Die fünffache Erdbeschleunigung ist keine Kleinigkeit. Wie steht's bei euch?“

„Danke, ausgezeichnet. Alle Mann haben den Aufstieg gut überwunden. Die dienstfreien Mitglieder verfolgen im Funkraum den Anblick der zurückbleibenden Erde und der ungeschwächt leuchtenden Sterne des Weltraumes.“

Keller fragte: „Es bleibt natürlich bei der Absicht, daß beide Schiffe nahe beieinander außerhalb des Ringwalles von Plato, nahe der dreieckigen Terrasse, landen sollen?“

„Jawohl“, antwortete Peter Brand, „bis jetzt besteht keinerlei Grund zur Änderung dieser Dispositionen. Wir müssen uns zur gegebenen Zeit miteinander verständigen, bevor wir gleichzeitig den Radarpiloten einschalten. Ich rate dir, deine Mannschaft anzuhalten, daß sie, sofern sie dienstfrei ist, möglichst die Reise im Dämmer Schlaf hinter sich bringt. Der Aufenthalt auf dem Mond wird mühevoll genug sein. Wir kennen die Bedingungen noch nicht, unter denen Menschen auf dem Mond werden arbeiten können, denn der Raumzug ist ein schweres Hemmnis. Wir müssen so rasch wie möglich Kavernen anlegen, die wir nach irdischer Art wohnlich einrichten, mit Luft füllen und gasdicht abschließen werden. Dabei muß jeder mithelfen.“

Der Flug der beiden Schiffe ging programmgemäß vor sich. Die Astronomen nahmen ihre Beobachtungen, Messungen und Aufnahmen vor und triumphierten innerlich, wenn sie daran dachten, wie sehr die Ergebnisse die der höchstgelegenen und bestausgerüsteten irdischen Sternwarten übertreffen würden. Die Physiker waren mittels der Außeninstrumente mit Messungen der Solarkonstante, der Energieverteilung des Sonnenspektrums und der kosmischen Strahlung befaßt, die hier nicht durch den Mantel der Erdatmosphäre abgeschirmt war. Die Ärzte untersuchten in kurzen Abständen die einzelnen Teilnehmer der Fahrt auf ihren Gesundheitszustand, Herzschlag, Puls, Blutdruck, Grundumsatz, Respirationskoeffizienten und vieles andere. Die Techniker kontrollierten dauernd alle Maschinen der Schiffe. Am wenigsten zu tun, nämlich nichts, hatten vorläufig die Geologen, Chemiker und Flieger. Ihre Arbeit sollte erst auf dem Mond beginnen.

Obwohl die Paradoxa des schwerelosen Zustandes aus theoretischen Untersuchungen und viel besser noch aus den Filmen von „Meteor 12“ längst bekannt waren und daher nicht überraschend kamen, war das wirkliche Erleben dieses Zustandes natürlich doch eine ganz andere Sache. Die Leute fanden sich aber mit Humor hinein und keinem stieß irgend ein ernstlicher Unfall zu, zumal sämtliche für menschlichen Aufenthalt vorgesehenen Räume ausreichend gepolstert und mit Halteschlingen versehen waren. Zum Trinken war eine Spritzapparatur nötig.

Vierzig Stunden waren „Selene“ und „Luna“ nun schon unterwegs. Schon stand das Bild des Mondes riesengroß auf den Projektionsschirmen. Das Ziel der Reise, der „Schwarzer See“ genannte Ringkrater Plato, kam eben mit einer Seite aus dem schwarzen Schatten heraus und trat in den beleuchteten Teil der Mondkugel ein. Aber noch war es zu früh, den Radarpiloten

einzustellen. Die beiden Schiffe hatten sich einander bis auf zehn Kilometer genähert und flogen parallel durch den Raum. Gewaltig wuchtete der Koloß des Mondes heran. Endlich betrug der Abstand von ihm nur noch zehntausend Kilometer.

Die Raumschiffe flogen dem Mond in seiner Bahn entgegen. Bei fünftausend Kilometer Entfernung schalteten sie den Radarpiloten ein, der mit einer Elektronenmaschine gekoppelt war. Mit der Erde standen sie in ständiger Radar- und Bildfunkverbindung. Die schweigende Kraterwelt des Mondes stieg herauf, ganz so, wie der Film von „Meteor 12“ es gezeigt hatte. Die Schiffe hatten sich schon gedreht, bis das Heck gegen die Mondoberfläche wies. Jetzt ließ man die Rückstoßmotoren mit aller Kraft wirken. Rasch bremste sich der wahnsinnige Sturz gegen die Mondoberfläche ab, und fünf Kilometer über dem Ringwall des Plato kamen die Schiffe annähernd zur Ruhe. Brand und Keller, die die Landungsoperationen selbst leiteten, verständigten sich nochmals radiotelephonisch miteinander, und dann begann die „Selene“ als erstes Schiff das Abstiegsmanöver. Langsam fiel sie, durch den Gasstrom des Triebwerks gebremst, nach abwärts, was zunächst mehrere Minuten in Anspruch nahm. Der Radarpilot lenkte dabei die Mitbewegung über demselben Punkt der Mondoberfläche, dessen Bewegung im Weltraum das Schiff ja folgen sollte.

Jetzt befand sich das Schiff nur noch fünfhundert Meter über dem Mondboden an der Außenseite des Ringwalls, die sich als einigermaßen ebene Fläche darstellte. Und nun ging es förmlich meterweise abwärts. Niedriger und niedriger schwebte das Schiff, unmerklich langsam kam der Mondboden näher. Nur noch fünfzig, vierzig, dreißig, zwanzig, zehn Meter betrug der Abstand. Noch mehr wurde der Fall abgebremst und die letzten zehn Meter erforderten eine volle Minute. Endlich setzte die „Selene“ mit einem im Innern fast gar nicht verspürbaren Stoß auf, senkrecht auf dem Hartgummischutzring stehend, der an Stelle der eingezogenen Steuerflossen ausgepreßt worden war. Sofort nachher erging der Anruf Brands an Bertram Keller: „„Selene‘ ist auf dem Mond gelandet!“

„Hurra, Hurra, Hurra — gut Mond!“ antwortete Keller begeistert, „und nun haltet uns Daumen, damit wir’s ebenso gut zustande bringen.“

Von der „Selene“ aus wurden die Landungsmanöver der aus der Höhe herabschwebenden „Luna“ genauestens beobachtet und durch gelegentliche Ratschläge unterstützt. Wieder währte es eine Anzahl Minuten, bis auch das Schwesterschiff soweit war, den weiteren Abstieg nur noch meterweise fortzusetzen, und schließlich war auch das vollbracht: In tausend Meter Entfernung von der „Selene“ setzte auch die „Luna“ auf dem Felsboden des Mondes auf. Das Siegesgebrüll, das Bertram Keller in das Mikrophon hineinschrie, war bemerkenswert.

Kurz darauf wurden aus beiden Schiffen je zwei in taucherartige Raumanzüge gehüllte Gestalten aus dem Bug ausgeschleust und mit kleinen Kranen hinuntergelassen. Das noch nie Dagewesene war Wahrheit geworden: Menschen betraten zum erstenmal den Boden eines fremden Weltkörpers! Dieser Boden war sandig, und in den innen mit einer nicht sehr dicken Schicht Blei ausgekleideten Raumanzügen fiel die Fortbewegung einigermaßen beschwerlich, obwohl an sich die Schwere auf dem Mond nur ein Sechstel derjenigen auf der Erde betrug. Mit den in manchen Mondfahrtromanen geschilderten Riesensprüngen war es also nichts, solange man in solchen Anzügen steckte. Langsam und vorsichtig strebten die beiden Menschenpaare aufeinander zu. Auf dem Rücken trugen sie außer den Sauerstoffzylindern in einer Art Tornister die Thermostatvorrichtung für die Heizung beziehungsweise Kühlung des Raumanzuges und die Funkapparatur für den Sprechverkehr. Die Sicht nach außen erfolgte durch periskopartige Vorrichtungen, solange man über die Stärke der kosmischen Strahlung noch kein genaues und endgültiges Bild hatte. Mit dem freien Blick auf den Mond

durch Glasfenster war es also vorläufig gleichfalls nichts. So stapften die vier grotesken Ungeheuer aufeinander los und erreichten einander schließlich.

„Hallo, Doktor Gritelius“, rief Brand in sein Mikrofon, denn er und der Astronom Gritelius von der „Luna“ steckten in zweien der Raumanzüge: „Hübsch sehen Sie nicht aus. Man könnte Sie eher für einen Marsbewohner oder einen künstlichen Menschen aus dem Jahre des Herrn 3,670.201 halten!“

„Entweihen Sie nicht den Ort“, hörte Brand Gritelius antworten, „geben Sie mir lieber Ihre sogenannte Hand zum Willkomm auf unserem Trabanten!“

Erst reichten die beiden einander die unförmig großen Hände, und dann begann ein wechselweises Händeschütteln. Die zwei anderen waren der Geologe Dr. Kallvind aus der „Selene“ und der stellvertretende Schiffskommandant der „Luna“, Ingenieur Tornqvist. Man vereinbarte zunächst, Hebevorrichtungen auszuschleusen und sodann die beiden Schiffe umzulegen. Sehr förderlich für diese Arbeit war natürlich die geringe Mondscherkraft. Nach dieser Besprechung trennten sich die beiden Paare wieder und gingen über die von der noch niedrig stehenden Sonne trotz allem schon stark erwärmte Gesteinsfläche zurück, die durch den ständigen, außerordentlich schroffen Temperaturwechsel stark zersprengt, zerrissen und vielfach mit Sand bedeckt war. Vorsichtig setzten sie Fuß vor Fuß, um nicht zu Fall zu kommen. Nun wurden die Hebemaschinen und zu deren Bedienung einige Techniker ausgeschleust, und nach wenigen Stunden schon standen die Hebevorrichtungen, die die Schiffe sodann in waagrechte Lage brachten.

Im unterirdischen Funk- und Fernsehdienst der antarktischen Polstation verfolgten Blomqvist und Westermann mit einigen anderen gespanntes Interesse durch Bildfunk diese Vorgänge. Längst hatte sie der Funkspruch von der glücklichen Landung der beiden Raumschiffe auf dem Mond erreicht. Ihre heißen Glückwünsche waren auf dem Mond empfangen worden. Und nun sahen sie, wie sich bei beiden Schiffen die Seitenwand öffnete und die Panzerfahrzeuge auf Rampen abwärts rollten und den Felsboden des Mondes erreichten. Mit großer Geschwindigkeit fuhren die beiden Ungetüme hierauf in der Richtung zum Ringwall des Plato, von dessen Ausläufern die Schiffe nur etwa fünfhundert Meter entfernt waren.

Inzwischen hatten die Physiker die Messungen der Intensität der kosmischen Strahlung ausgeführt. Kaninchen in geräumigen Behältern aus dickem, geschwärztem Bleiglas, die durch Thermostaten auf erträglicher Temperatur gehalten waren, wurden im Freien der Wirkung der kosmischen Strahlung ausgesetzt. Falls sich binnen sieben Tagen keine besondere Wirkung zeigen sollte, wollte man den Menschen, die die freie Mondoberfläche betreten mußten, eine Erleichterung verschaffen, indem man die völlig abgeschlossenen Helme der Raumanzüge gegen solche austauschte, die den Blick durch ein dickes Bleiglasfenster gestatteten. Vorläufig konnte man dies aber noch nicht wagen.

Das Dringlichste war nun, die Kavernen für die Unterkunft zu schaffen. Die beiden Raupenfahrzeuge fuhren die nächste Umgebung ab, konnten aber nichts irgendwie Absonderliches entdecken. Alles war eine einzige Stein- und Sandwüste und die chemische und petrographische Untersuchung zeigte, daß es sich um stark basische Erstarrungsgesteine nach Art von Basalt handelte, was in Übereinstimmung mit den Polarisationsmessungen des von den Mareböden reflektierten Lichtes stand, die von irdischen Sternwarten vor Jahren ausgeführt worden waren. Allmählich stieg die Sonne an dem tiefschwarzen Sternenhimmel empor, aus dem die Sterne in einer auf der Erde nie gekannten Schärfe ohne jedes Flimmern herunterleuchteten. Die Außentemperatur betrug bereits + 80 Grad Celsius und war in

raschem Ansteigen begriffen, doch bewahrte die ausgezeichnete Konstruktion der Thermostaten in den Raumanzügen die Menschen vor Beschwerden.

Die Felswände des Randwalls von Plato starteten in blendender Weiße, und der obere Rand des mehrere tausend Meter hohen Ringwalls wies bizarr ausgezackte Formen auf. Die touristisch Geübten unter den Expeditionsteilnehmern brannten schon darauf, eine Besteigung vorzunehmen, doch war damit nur zu rechnen, falls die Messungen der Weltraumstrahlung einen Verzicht auf die Bleipanzerung oder mindestens deren starke Herabminderung erlauben sollten. Bis auf weiteres mußten die Ruhestunden in den Kajüten der Raumschiffe verbracht werden. Es gab niemand unter der Besatzung, der nicht vollauf beschäftigt gewesen wäre. Währenddessen stieg die Sonne höher und immer höher...

6. Arbeiten auf dem Mond

Nach der Zeitzählung der irdischen Polstation war die Landung der beiden Raumschiffe am Vormittag des 10. Dezember erfolgt. Eigentümlicherweise schien für die Erdbewohner der Zeitablauf auf dem Monde rascher vor sich zu gehen als auf der Erde. Die Arbeit erfolgte in drei Achtstunden-Schichten und jeder hatte seinen Anteil daran zugeteilt bekommen. Doktor Jensen und Ingenieur Tornqvist waren nach Errichtung von Startbahnen mit je einem Geologen in zwei Erkundungsraketenschiffen aufgestiegen und hatten zunächst das Innere und den Wall des Plato von oben her genauestens gefilmt. Dann waren sie zu Fernflügen gestartet, die sie über das Mare Imbrium bis zum Kopernikus in der einen Richtung und bis zu den nahen Mondalpen in der Querrichtung geführt hatten. Nirgends war etwas anderes wahrzunehmen gewesen als Fels, Sand — und wieder nackte Felswände. Sie hatten bisher noch keinen der verdächtigen Krater mit den braungrünen Böden überflogen. Der völlige Mangel jeglicher Atmosphäre war offenkundig, der Mond schien auch nie eine nennenswerte Gashülle besessen zu haben. Die Mondoberfläche mußte, soweit der erste flüchtige Überblick Anhaltspunkte gab, eine tote Welt sein. Obwohl man ja kaum etwas anderes hatte erwarten können, beschlich die Teilnehmer der Expedition doch eine ganz leise Enttäuschung, denn im tiefsten Inneren ihrer Gedankenwelt hatten die meisten dennoch erwartet, irgendeine überraschende oder gar sensationelle Entdeckung zu machen. Statt dessen schien die Aussage der Astrophysik, die den Mond als leblosen Himmelskörper erklärte, volle Bestätigung zu finden. Erfreulich war dabei allerdings, daß bis jetzt auch keinerlei menschliche Konkurrenz hatte entdeckt werden können.

Schon zwei Tage nach der Landung waren mit Hilfe kleiner Atomsprengminen einige geräumige Kavernen in den Ringwall getrieben worden. Es war gespenstisch anzusehen, wie bei einer solchen Sprengung die Felsmassen emporflogen und die Trümmer und der Staub sich rasch wieder zu Boden senkten, ohne daß mehr als ein stark gedämpfter, durch das Gestein und die Luftpolsterung der Raumanzüge fortgepflanzter Schall der Explosion zu hören gewesen und dichte Rauchschwaden entstanden wären. Nach weniger als zwei Minuten war der gesamte Staub auch aus den höchsten Höhen zu Boden gesunken, und alles bot den schrecklich-starren Anblick bewegungslos gleißender Schärfe wie vorher. Mit Hilfe gewöhnlicher chemischer Sprengmittel wurde nun den Kavernen im Inneren die gewünschte Form gegeben, dann begann man, sie nach außen abzuschließen. Dies erfolgte durch Hartmetallplatten aus demselben Material, aus dem die Außenwände der Raumschiffe zusammengesetzt waren. Zur Wärmedichtung waren die Platten nach außen und innen verspiegelt. Ziemliche Schwierigkeit bot die Herausschaffung des losgesprengten Gesteinsmaterials aus den Aushöhlungen, doch kam hierbei die auf dem Mond herrschende geringe Schwerkraft sehr zustatten. Die äußeren Verschußplatten wurden nach innen zu durch ein mehrfaches Kammer- und Schleusensystem abgedichtet.

Das Innere der Kavernen wurde gegen die kosmische Strahlung, die ja auch Felsen durchdringt, wenigstens teilweise mit Bleiplatten geschützt. So konnte man zumindest die weiche Strahlung verringern. Während bei einem irdischen Tunnelbau größere Hitzegrade im Berginneren auftreten, war dies auf dem Mond nicht der Fall; hier herrschten Lufttemperaturen von -20 Grad, so daß man in einer besonderen, kleineren Kaverne ein Atomkraftwerk aufstellte und die dadurch erzeugte Wärme in die Großräume leitete. Gleichzeitig wurden diese, die nun gasdicht nach außen abschließbar waren, mit Luft, die der irdischen Zusammensetzung entsprach, gefüllt und mit elektrischen Beleuchtungsanlagen versehen. Nun war es so weit, daß die Arbeiter die Raumanzüge ablegen und sich wie unter irdischen Verhältnissen bewegen konnten, mit Ausnahme der Beeinflussung durch die geringe Schwerkraft, die sich nun geltend machte und im Anfang die Ursache vieler heiterer Überraschungen, aber auch gelegentlicher kleinerer Mißgeschicke und unbedeutender Unfälle war. Nach einem Erdentag hatten sich die Menschen jedoch daran gewöhnt, ihre Muskelkraft den geänderten Schwereverhältnissen anzupassen. Zur Fortbewegung auf größere Strecken allerdings führten sie mit viel Vergnügen Sprünge von zehn bis zwanzig Meter Länge aus, und in den Raststunden unternahmen sie gern Konkurrenzen im Weitspringen.

Ein äußerst kostbarer Stoff war naturgemäß Wasser. Man hatte von der Erde etwa 200 Tonnen in Form von Eisblöcken mitgebracht, an eine chemische Erzeugung auf dem Mond war aber bis auf weiteres nicht zu denken, und Tiefbohrungen im Mondgestein konnten vorläufig auch noch nicht aufs Geratewohl ausgeführt werden. Die vier Geologen waren eifrigst mit der Untersuchung der Mare-Ebene und des Ringwalls beschäftigt, den sie bereits zur Hälfte erstiegen hatten. Mit Hilfe der Kleinraketen-schiffe hatten sie sich auch schon in das Innere des Plato befördern lassen. Das vorläufige Ergebnis ihrer Untersuchungen war eine wenigstens teilweise Bestätigung der sogenannten Meteoritenhypothese, die die Entstehung der Mondkrater auf den ungehemmten Aufsturz gewaltiger Meteoriten in mondgeschichtlicher Vorzeit zurückführt. Danach war der Mangel einer schützenden Atmosphäre die Ursache einer größeren Häufigkeit echter Meteoritenkrater auf dem Mond. Bekanntlich besitzt auch die Erde einige zweifelsfreie Meteoritenkrater. Was aber auf der Erde eine Seltenheit darstellt, ist auf dem Mond eine viel häufigere Erscheinung. Trümmerstücke von Nickeleisen, Blöcke dieses Materials, das auf der Erde wegen seines Gehalts an wertvollen und edlen Metallen gigantische Werte bedeutet hätte, lagen überall im Sand des Mondes umher. Auf dem Erdplaneten befindet sich in Südwestafrika in der Nähe der Hobafarm ein über sechzig Tonnen schwerer Nickeleisenblock, der wegen seines Gehaltes an Nickel, Kobalt und Platinmetallen einen großen Wert hat, aber von der Regierung unter Naturschutz gestellt worden ist. Wenn sich je die Möglichkeit ergeben sollte, auf dem Mond in größerem Ausmaß Verhüttungsbetriebe einzurichten, lagen hier Materialien von größtem Wert in praktisch unbegrenzter Menge greifbar umher.

Die sieben Tage Karenzzeit für die Untersuchung der kosmischen Strahleneinwirkung auf die Kaninchen waren abgelaufen. Die Ultrastrahlung war zwar vielfach stärker als auf der Erde, konnte aber offenbar doch ohne akute Schädigung ertragen werden. Die Kaninchen waren noch alle am Leben. Von drei trächtigen Muttertieren warf später eines Junge mit leichten Abnormitäten und Verkümmierungen: der Embryo war also beeinflusst worden. Sicherlich aber konnte man nunmehr eine Erleichterung durch Austausch der Helme eintreten lassen. Mit einiger Mühe hatten sich die Menschen daran gewöhnt, die Bewegungen ihrer Hände und Füße einer Außenwelt anzupassen, die nur durch ein kompliziertes Spiegelsystem vermittelt und zugänglich gemacht wurde. Die neuen Helme hatten freie Sicht nach vorn und Rückspiegelsystem.

Einigen Mitgliedern der Expedition bekam das Leben unter den im Vergleich zur Erde so sehr veränderten Bedingungen doch nicht gut, und es traten bei ihnen häufige

Schwindelzustände, Übelkeit und Appetitlosigkeit auf. Da außerdem ein Nachschub an Wasser, Blei, Baumaterialien, Maschinen und einigen anderen Dingen sehr notwendig war und in acht Tagen der Einbruch der Nacht zu erwarten stand, hatten Peter Brand und Bertram Keller am sechsten Tage ihres Aufenthaltes auf dem Mond den Entschluß gefaßt, die „Luna“ mit den Kranken, Ungeeigneten und dem unvermeidlich erforderlichen Begleitpersonal sofort zur Erde zurückzuschicken, um von dort die benötigten Materialien und Ersatz für die heimgeschafften Mitglieder der Expedition zu holen. Bei einer zweieinhalbtägigen Dauer der Rückreise — denn die Landungsmanöver in der Erdatmosphäre nahmen ja mehr als einen halben Tag in Anspruch — und einer zweitägigen Frist für die Überholung und Neubeladung des Raumschiffes konnte dieses in rund sieben Tagen wieder zurückerwartet werden. Die Führung sollte Ing. Tornqvist, Kellers zweiter Pilot, übernehmen.

Die Zurückreisenden nahmen herzlichen Abschied, die „Luna“ schloß die Luken, wurde mit Hilfe der Hebevorrichtung senkrecht gestellt und startete mit Hilfe des Atomrückstoßmotors völlig geräuschlos. Sie hinterließ keine andere Spur als einen kleinen Krater geschmolzenen Gesteins. Man konnte die „Luna“ knapp vor Sonnenuntergang zurückerwarten, so daß zur Ausladung der Materialien eben noch Zeit bleiben würde. Grundsätzlich wäre es zwar in den heizbaren Raumanzügen auch in der Mondnacht bei Scheinwerferlicht möglich gewesen zu arbeiten, doch wollte man vorerst solche extreme Bedingungen auf das unvermeidbare Mindestmaß beschränken.

Die Zoologen waren mit ihren Forschungen vorläufig auf die Versuche mit den Kaninchen und zwei mitgebrachten Menschenaffen angewiesen. Ein reicheres Tätigkeitsfeld hatten naturgemäß die Ärzte. Abgesehen von der Betreuung derjenigen, die sich unwohl fühlten und an Störungen litten, bot ihnen auch die Untersuchung der Gesunden interessante Studienmöglichkeiten. Es gelang ihnen eine Fülle von Beobachtungen über das Verhalten des menschlichen Körpers unter solchen außerordentlichen Verhältnissen, die nur mit vielen technischen Mitteln und erheblicher Mühe einigermaßen den irdischen Bedingungen angepaßt werden konnten.

Die Astronomen mußten ihre Beobachtungen von den Raumschiffen aus vornehmen, doch war das bisher gewonnene Beobachtungsmaterial so groß, daß man zu seiner Auswertung mindestens ein halbes Jahr intensiver Arbeit auf der Erde benötigen würde.

Die Physiker nahmen regelmäßig Messungen der kosmischen und der Sonnenstrahlung vor, aber auch in Gemeinschaft mit den Geologen Schweremessungen an verschiedenen Stellen des Mondbodens, des Ringwalls und des Wallebenen-Inneren.

Alles in allem hätte das bis jetzt vorliegende wissenschaftliche Beobachtungsmaterial aller Sparten vollauf genügt, um die Mondexpedition zu rechtfertigen. Petrologie (Gesteinskunde), Selenologie (Lehre vom „geologischen“ Bau des Mondes), Physik, Astronomie und Astrophysik, Biologie, Medizin, sie alle waren an den neuen Erkenntnissen beteiligt.

In den Kavernen entstanden mittlerweile Wohn- und Arbeitsräume. Die Zwischenwände, Fußböden und Decken waren schon eingefügt worden, jetzt wurden die Ventilations-, Wasser-, Zentralheizungs- und elektrischen Leitungen gelegt, denn obwohl man nicht genügend Wasser auf dem Mond hatte, konnte man doch damit rechnen, in einiger Zukunft auch von diesem kostbaren Stoff über das notwendige Minimum zu verfügen. Zum Zweck der Luftersparnis wurden die Decken möglichst niedrig angebracht. Die Anlage hatte drei Stockwerke, und man durfte hoffen, während der Mondnacht die Arbeiten soweit vorantreiben zu können, daß beim Wiederanbruch des Mondtages die Einrichtung im wesentlichen beendet sein würde. Vorerst schliefen die Arbeiter noch in den Kajüten des

zurückgebliebenen Raumschiffes „Selene“. Die Hauptmahlzeit nach Schluß der Arbeitsschicht wurde gleichfalls im Speiseraum der „Selene“ eingenommen. Alle waren guter Dinge und bester Hoffnung. Es war eine stürmische, rastlose Arbeit, aber man sah ihre Ergebnisse sozusagen unter den Händen wachsen und war infolgedessen innerlich vollauf befriedigt. Die Begeisterung sprang vom einen auf den anderen über, und keiner blieb davon ausgenommen. Man gehörte zu den ersten Menschen auf dem Mond und hatte den Beweis erbracht, daß menschliche Klugheit und Tatkraft nicht nur den Raum zu überbrücken vermögen, sondern einem völlig unwirtlichen, unmenschlichen Stern eine, wenn auch befristete, Existenzmöglichkeit für den Menschen abringen können. Eine besonders große Kaverne wurde für Nutzpflanzenkulturen nach dem Verfahren der Hydroponik eingerichtet, und bald waren in ihren Felsengrund die langgestreckten Tröge eingesprengt und an der Decke die Scheinwerfer eingebaut. Das Atomkraftwerk sorgte für gleichmäßige Erwärmung des Raumes. Es fehlte aber vorläufig noch an Wasser für die Nährlösungen.

Am zwölften Tage irdischer Rechnung seit dem Zeitpunkt der Landung meldete die Polstation der Erde den zweiten Abflug der „Luna“, die nun mit neu ergänzter Bemannung und frischer Ladung durch den leeren Raum herbeieilte. Die Menschen erfaßte ein freundliches und fast tröstliches Gefühl, wenn sie daran dachten, daß nun zwischen der am Himmel hängenden, großen, sich unablässig um ihre Achse drehenden, aber doch so fernen Erde und dem Mond, auf dem sie selbst sich befanden, ein winziger materieller Punkt im All unaufhaltsam näher kam und in weniger als fünfzig Stunden zu sichtbarer Größe anwachsen mußte — mit Menschen, die von der Erde Grüße mitbringen sollten.

Achtundvierzig Stunden nach dem gemeldeten Abflug erblickte man von der Beobachtungsstation der „Selene“ im Fernrohr die „Luna“, die wegen der dunklen Farbe ihrer einen Hälfte erst auf verhältnismäßig geringe Entfernung wahrgenommen werden konnte. Eine Stunde später sah man sie bereits mit freiem Auge, wie sie sich langsam tiefer senkte; der gebremste Abstieg hatte begonnen. Ihr Führer Tornqvist stand mit der „Selene“ in Funkverbindung und berichtete, daß an Bord alles wohlauf und die „Neuen“ besonders glücklich über die auf sie gefallene Wahl seien. Die „Mondkranken“ hätten sich auf der Erde sehr rasch wieder erholt.

Eine Viertelstunde später setzte die „Luna“ zum zweitenmal auf der Mondoberfläche auf.

Die Begrüßung fiel denkbar herzlich aus und die Neuangekommenen wurden von den bereits auf dem Mond Eingesessenen um Neuigkeiten bestürmt. Es bereitete natürlich großen Spaß, die Neuen bei ihren ersten unbeholfenen Schritten auf dem Mond zu beobachten, und man vergaß schon ganz, daß man selbst vor zwölf Tagen der neuen Lage ebenso fremd gegenübergestanden hatte. Immerhin durften die Neuankömmlinge gleich von Anbeginn an die Helme mit dem Augenfenster tragen, wodurch ihnen manche Schwierigkeit erspart blieb.

Die sehnlich erwartete Ladung der „Luna“ wurde ausgeschifft und mit den Raupenschleppern in die „Felsstation“ geschafft, wie man das in den Kavernen im Entstehen begriffene Höhlensystem nannte. Auch einige neue Raupenschlepper hatte die „Luna“ herbeigebracht. Kurz vor dem Untergang der Sonne hatte man wirklich alles an Ort und Stelle geschafft und bereitete sich vor, die erste vierzehntägige Nacht auf dem Mond zu verbringen. Ganz tief schon stand die Sonne über dem Wall des Plato, für die „Selene“ war sie sogar schon hinter dem Bergrand verschwunden, und das Raumschiff lag im schwarzen Schatten, was einen schnellen Temperatursturz um 200 Grad Celsius zur Folge hatte. Während des ganzen Mondtages hatten die Meteorologen eifrigst die Temperatur in der Sonne und im Schatten gemessen. Das Maximum war + 150 Grad Celsius in der Sonne gewesen. Rasch eilte der Schatten weiter auf die „Luna“ los und verschlang nun auch diese: die Sonne war für

einen halben Monat untergegangen. Der Schatten bewegte sich auf den Horizont zu, noch leuchteten einige Berggipfel, dann verschwanden die letzten beleuchteten Ränder.

Die Mondnacht war endgültig da. Der Mondboden wies zwar noch eine Temperatur knapp unter 0 Grad auf, doch sank sie sehr rasch und bald waren – 50 Grad erreicht, während gleichzeitig unmittelbar oberhalb des Mondbodens das Thermometer nur noch – 200 Grad zeigte.

Die Astronomen hatten während des Mondtages beste Gelegenheit gehabt, die Protuberanzen am Sonnenrand und die Sonnenkorona zu beobachten, da keine Atmosphäre einen Schleier um das glühende Zentralgestirn wob. Sie setzten auch während der Mondnacht fleißig ihre Beobachtungen am Sternenhimmel fort. Die dienstfreie Mannschaft verblieb während der Freizeit größtenteils in den Schiffen und befaßte sich, soweit sie nicht schlief, mit Lektüre oder geselliger Unterhaltung. Auch wurden von der Erde her sehr oft musikalische und sonstige Darbietungen irdischer Sendestationen aus allen Erdteilen übertragen. Es verursachte ein eigenartiges Gefühl, in fast vierhunderttausend Kilometer Entfernung von der Erde die Stimme eines Ansagers zu vernehmen, der eine irdische Sendestation ankündigte, während die Zuhörer in einer Landschaft weilten, die für Menschen den Charakter des Niedergewesenen, die Wirklichkeit verhöhnenden, des kaum Glaubhaften und denkbar Unirdischen hatte.

Mit Hilfe der Raupenwagen wurde ein Verbindungsdienst zu den Arbeitspartien in der „Felsstation“ aufrechterhalten, denn die Arbeiten gingen dort unentwegt weiter. Große Scheinwerfer erhellten im Bedarfsfall die Wegstrecke zwischen den Raumschiffen und den Kavernen. Wer je eine solche Fahrt durch die todesschweigende, weltraumkalte, düster starre, grauenhafte Mondnacht mitgemacht hatte, mit ihrer eisig leuchtenden Sternenpracht, die mit Händen greifbar schien, eine Fahrt auf dem Raupenkettensystem, der auf die Felswand zukroch, die sich nur durch einen schwachen Widerschein, durch das Fehlen der Sterne und den engbegrenzten Lichtfleck des Scheinwerfers verriet — wer einmal an einer solchen Fahrt teilgenommen hatte, vergaß dieses Erlebnis bis zu seinem Tod nicht mehr. Ja, mancher erlebte diese Fahrt später als entsetzlichen Alptraum häufig wieder. Das Unwahrscheinlichste daran war aber, daß überhaupt Menschen lebend eine solche Fahrt mitmachen und ungefährdet überstehen konnten, daß das menschliche Herz in dieser Hölle der Weltraumkälte und Atmosphärelosigkeit unbeirrt weiterschlug.

Die Arbeit in der Felsstation ging fieberhaft weiter bis zum einunddreißigsten Dezember. An diesem Abend wurde alles in den größten Raum geladen und die Sprechverbindung mit der Erde hergestellt. Genau zur selben Minute wie in der irdischen Polstation ertönten auf dem Mond im Lautsprecher die Glocken von Westminster. Man hatte sich an beiden Orten darauf geeinigt, das „Prosit Neujahr“ auf diesen Zeitpunkt vorzuverlegen. Anschließend sprachen Brand und Keller die Glückwünsche der „Mondbewohner“ an ihre Freunde auf der Erde aus, und Blomqvist und Westermann antworteten von „drüben“ im Namen der auf der Erde zurückgebliebenen Kameraden.

Als das Wiedererscheinen der Sonne nahe bevorstand, war die Felsstation schon gut eingerichtet. Wohnliche Räume waren entstanden, nur das fließende Wasser vermißte man immer noch. Laboratorien fehlten nicht, ebensowenig die allerdings noch nicht voll betriebsfähigen Waschräume und Badeeinrichtungen; eine Zentralküche gab es, Arbeitsräume, Werkstätten, eine Bibliothek, ein kleines Hospital. Als nächstes war die Einrichtung einer Funkstation im Freien, von Hangars für die kleinen Raketenschiffe und einer Sternwarte geplant. Diese Arbeit sollte während des Mondtages angefangen werden. Zu dessen Beginn wollte man diesmal die „Selene“ zurück zur Erde schicken, um neue

Materialien herbeizuholen und einen geringfügigen Mannschaftsaustausch vorzunehmen. Führer der Fahrt sollte diesmal Keller selbst sein, der sich schon sehr auf einen Fischfang im frühlingshaften Forellensee unter dem blauen Himmel der Erde freute. Er hatte Peter fest versprochen, mit einem ausreichenden Fang guter Fische zurückzukommen. Fast am wichtigsten war aber die Herbeischaffung von Wasser und nochmals Wasser auf den Mond. Man mußte daran denken, Pflanzenkulturen in der Felsstation anzulegen, um möglichst bald zu Frischgemüse zu kommen.

Endlich sollte die Sonne wieder über den Horizont emporsteigen. Brand ließ sich diesen ersten Sonnenaufgang auf dem Mond nicht entgehen. Noch herrschte die schwarze Mondnacht, kein Dämmern, kein Erbleichen der Sterne ließ erraten, daß in wenigen Minuten das Tagesgestirn wieder sichtbar werden würde. Plötzlich erschien in der Gegend, auf die der blasser Streifen des Zodiaklichtes zielte und in der die Mondalpen liegen mußten, eine unterbrochene, zackige, grellweiße Linie, die beleuchteten Kammgipfel. Rasch verbreiterte sich diese Reihe heller Flecken, die sich untereinander vereinigten, bis ein leuchtendes Band entstanden war. Und nun tauchten auf der entgegengesetzten Seite die Zinnen des Ringwalls des Plato aus der Nacht auf; immer breiter wurde die beleuchtete Zone. Allmählich rückte der Sonnenschein heran und wanderte auf Peters Standort zu. Jetzt drehte sich Peter wieder um: Der zarte Schimmer der Sonnenkorona tauchte über dem Kamm am schwarzen Himmel auf, immer mehr wurde von ihr sichtbar; aber noch fast eine Stunde währte es, bis ein glühender Pfeil in Peters lichtentwöhnte Augen schoß, die er trotz der schwarzen Schutzbrillen, die er unter dem Helm trug, sofort schließen mußte. Als er sie wieder zu öffnen versuchte, gewahrte er die flammende Sonne, die, von der leuchtenden Aureole der Korona umgeben, unaufhaltsam und majestätisch über die Bergzacken der Mondalpen emporstieg.

Die „Selene“ sollte zur Erde zurückkehren und ihre zweite Fahrt durch den Weltraum antreten. Nur wenige Leute zählte ihre Besatzung. Kaum ein halbes Dutzend Teilnehmer der Expedition hatte den Wunsch geäußert, für kürzere Zeit auf die Erde zurückzukehren. Keller und Brand verabschiedeten sich herzlich voneinander. Die „Selene“ sollte in acht Tagen zurück sein, um für eine wohlerwogene Neubesatzung ausreichend Zeit zur Verfügung zu haben. Die Einstiegluke schloß sich, das Schiff wurde senkrecht aufgestellt, und kurz darauf schoß es zu den Sternen empor.

Mit rastlosem Eifer wurde mit der Errichtung der Fundamente für die Funkstation, die Sternwarte und die Hangars begonnen, die in den Mondboden eingesprengt wurden. Als die „Selene“ pünktlich nach einer Woche und einem Tag wieder einlangte, standen schon die Seitenwände und die Dächer näherten sich der Vollendung. Die Kuppeln der Sternwarte hatte die „Selene“ von der Erde mitgebracht, und noch bevor die zweite Mondnacht kam, waren auch sie drehbar an Ort und Stelle montiert. Die Funkmasten wurden zusammengesetzt und aufgerichtet, die Hangars für die Raketenschiffe waren fertig geworden und konnten bereits ihrem Verwendungszweck zugeführt werden.

Die „Selene“ war bloß mit einem einzigen Rettungsschiff zur Erde zurückgefahren, jedoch mit einem zweiten in zerlegtem Zustande wiedergekommen. Dann brach die zweite Nacht auf dem Mond herein. Kurz vorher war die „Luna“ zu ihrer dritten Erdreise gestartet. Sie sollte während der Mondnacht auf der Erde verbleiben und sogleich nach dem Sonnenaufgang wieder eintreffen. Dieses Mal sollte auch Blomqvist zu zeitweiligem Besuch der Mondstation mit herüber kommen.

Man hatte nun Wasser genug in Vorrat, um in der Felsstation die Wasserleitung in Betrieb setzen zu können, wodurch das Leben beträchtlich an Annehmlichkeit gewann. Überhaupt boten die Räume dieses Höhlenhauses immer mehr die Bequemlichkeiten eines irdischen

Hotels. Es war ein Vergnügen, dort zu arbeiten, zumal sich die Befreiung von der irdischen Schwere durchaus günstig auf die Schaffenskraft und Arbeitsfähigkeit der Menschen auswirkte. Die Arbeiten an den Außenbauten waren während der Nacht eingestellt worden.

Keller hatte tatsächlich von der Erde einen ausgiebigen Fang von Forellen mitgebracht, die im Eiskeller frisch gehalten wurden und bei baldiger guter Gelegenheit Peter und Bertram zu einem gemütlichen Mahl vereinten. Bertram berichtete von den Ereignissen in der irdischen Polstation. Das Siegel der Verschwiegenheit hatte offenbar dicht gehalten. Nirgends auf der Erde konnte man das leiseste Anzeichen wahrnehmen, daß der überwältigende Erfolg der norwegischen Mondexpedition bekanntgeworden wäre.

Peter hörte mit leichtem Neid Bertrams Schilderung seines Fischfanges an und beschloß bei sich, beim nächsten Heimflug der „Luna“ mit zurückzufahren und unter dem Vorwand, „daheim“ nach dem Rechten sehen zu müssen, sich ein paar Tage den Erdenwind um die Nase wehen zu lassen und auch ein paarmal zu fischen. Er wollte die heurige Forellensaison nicht ganz versäumen.

Bei Beginn des nächsten Mondtages traf die „Luna“ vollbeladen ein, und die Außenarbeiten wurden sofort wieder aufgenommen. Sogleich darauf flog die „Selene“ ab und blieb eine Woche lang fern. In den darauffolgenden zwei Wochen wurde in der Tat die Roheinrichtung der Sternwarte und der Funkstation beendet. Als der lange Tag seinem Ende entgegenging, rüstete sich wieder die „Luna“ zur Abfahrt und nahm diesmal außer Peter, der die Fahrt kommandierte, ungefähr die Hälfte der Besatzung der Mondstation mit, da die meisten sich bereits zehn Wochen lang auf dem Mond befanden. In vier Wochen sollte der Großteil wieder zum Mond zurückkehren und für die andere Hälfte ausgetauscht werden. Die Heimkehrenden hatten das Gefühl, lange Jahre von der Erde fortgewesen zu sein, und der Heimatplanet erschien ihnen als unwirkliches Märchenland, so sehr hatten sie sich schon auf dem Mond eingelebt und die dortigen Lebensgewohnheiten angenommen. Als sie auf den Projektionsschirmen das Bild der immer näher kommenden und größer werdenden Erde betrachteten, während der Mond zum erstenmal wieder als im Raum frei schwebender Weltkörper erschien — man hatte sich daran gewöhnt, ihn als den festen Boden unter den Füßen zu fühlen —, konnten die meisten nicht länger ihre Unruhe und Spannung verbergen; sie stieg auf das höchste, als das Raumschiff die langwierigen Landungsmanöver begann, die es mehrmals tangential in die Erdatmosphäre eintauchen und wieder herausstoßen ließen. Nach elfstündiger Dauer dieser Operationen befand sich endlich der Landungssee unter dem Schiff, das sich rasch der Wasserfläche näherte. Und dann plumpste das Riesenschiff in das hoch aufspritzende Wasser, verschwand und tauchte kurz darauf wieder empor, im Umkreis gewaltige Wellen erregend, die an das Ufer des Sees brandeten. Als sich das Wasser einigermaßen beruhigt hatte, fuhr ein Motorschiff auf den schwimmenden Leib der „Luna“ zu, nahm sie ins Schlepptau und zog sie in das seichte Uferwasser.

Dort wurde der Körper des Riesenschiffes verankert, die Seitenluken öffneten sich, eine Strickleiter wurde von innen hinabgelassen, und die Besatzung atmete wiederum die heimatliche Erdenluft und erblickte nach zehn Wochen zum erstenmal wieder den irdischen Himmel, an dem eben ein blasser Mond aufging.

7. „Prospektieren“

Ruhig treibt ein Boot am Ufer des Forellensees. Seit mehreren Stunden widmet sich Peter Brand dem Fischsport, doch er fühlt sich einsam, sein Freund Bertram geht ihm ab.

Die Sonne hat schon längst wieder ihre Bahn tief zum Horizont hinabgeschraubt, es gibt bereits wieder Tag und Nacht. Das Klima ist schon ähnlich dem des Spätherbstes im Waldviertel. Noch sind die Uferwiesen des Forellensees grün und tragen kleine Herbstblumen, aber außerordentlich lang sind die Schatten geworden, viel länger als irgendwo in Europa, und die Luft ist bereits recht kühl. Wann wird Peter wieder mit Bertram einen Sommer im Waldviertel verbringen können? Es ist jetzt die zweite Feberhälfte. Vor einem halben Jahr noch haben sie zu zweit den leuchtenden Sommer in ihrer Lieblingslandschaft genossen, haben im Teich von Stalleck bei Zlabings und im Edlersee bei Geras gebadet, in der Thaya Hechte gefischt und sind am Floriansbrünndl gestanden.

Peter verfällt in Gedanken. Wird es ihnen gelingen, die Fahrt ins All noch über den Mond hinaus auszudehnen? Über der wilden, rastlosen Arbeit da drüben auf dem Mond haben sie kaum mehr an das fremde Raumschiff zwischen Erde und Jupiter gedacht, dessen Geheimnis zu enträtseln er und Bertram sich fest vorgenommen haben. Eine gewaltige Aufgabe, die ihnen noch bevorsteht! Und auf dem Mond selbst haben sie bisher nur die allerersten Schritte getan. Kaum haben sie bisher die Oberfläche des Mondes auch nur angeritzt. Bald aber wird die auf dem Erdtrabanten geschaffene Basis so fest sein, daß die ernsthafte Untersuchung des Mondes beginnen kann. Beinahe sieht es ja bisher so aus, als würde seine Erforschung nicht viel mehr bieten als die Lösung des Rätsels der Entstehung seiner Krater. Wohl, auch eine ausgezeichnete Sternwarte hat man erbaut und wird astrophysikalische Erkenntnisse gewinnen, die für diese Wissenschaft einen sehr großen Fortschritt bedeuten werden.

Mechanisch wirft er die Angel, berührt mit den Kunstfliegen die Wasseroberfläche, ein Fisch springt auf, hat die Fliege zu schnappen versucht, sie aber nicht genommen; langsam zieht Peter die Fliege zum Boot heran — da, ein gieriger Biß eines aus der Tiefe auftauchenden Fischmaules, und schon hängt eine schöne Forelle unentrinnbar am Haken. Das Ergebnis des heutigen Fanges ist gut: an die zwei Dutzend großer und mittelgroßer Forellen liegen im Boot. Bertram wird sich freuen, wenn Peter sie alle auf den Mond mitbringen wird, denn morgen bereits soll die „Luna“ ihre neue Fahrt antreten. Peter rudert das Boot ans Ufer, birgt seine Beute und begibt sich mit langen Schritten zu Fuß die anderthalb Stunden Weges zur oberirdischen Station. Er freut sich, wieder einmal einen längeren irdischen Fußmarsch ausführen und die kalte Erdenluft einatmen zu können. Wer auf der Erde geboren ist, bleibt ihr verfallen, nur hier auf dem Heimatplaneten findet er Geborgenheit und Glück.

Am nächsten Tag steht Peter frühzeitig auf, nimmt das Frühstück ein und begibt sich mit dem Lift zur Erdoberfläche empor, wo die „Luna“ schon auf dem Startsee schwimmt. Die letzten Vorbereitungen werden getroffen, die neuen Mannschaften kommen mit klopfendem Herzen, in gespannter Erregung herbei, betreten den Landungssteg, der zur Einstiegluke der „Luna“ führt, werfen einen letzten Blick auf die düstere, leicht neblige irdische Landschaft, die ihnen den Abschied nicht schwer macht, und verschwinden im Inneren des Raumschiffes. Auch Peter begibt sich ins Schiff. Die Luken sind fest geschlossen worden, das Weltraumschiff wird von der Motorfähre durchs Wasser gezogen und auf die Schubrakete gesetzt, die unter Wasser verankert ist. Noch eine letzte telephonische Meldung: Alles zum Start bereit! Peter drückt auf den Knopf, und unter dem donnernden Heulen der Schubrakete fährt die „Luna“ aus wirbelnden Dampfwolken in den Himmel auf.

Auf dem Mond nähert sich allmählich die Arbeit dem Ziel. Woche für Woche startet ein Raumschiff zur Erde und kommt von dort beladen mit flüssiger Luft, Wasser, Blei, Lebensmitteln, Medikamenten, Instrumenten, Möbeln, Haushaltsgeräten, Rohmaterialien, Raupentransportern, Bohrmaschinen und vielem anderem zurück. Auf dem Boden, einige Kilometer von der Felsstation, ist ein großes Mosaik in Form der norwegischen Flagge

ausgelegt worden. Daneben eine zweite Flagge: grün, braungelb, blau, die neue Trikolore, die die Erde symbolisiert. Grün: Wald und Wiese; braungelb: die fruchtbare Erde; blau: das Meer. In der Mitte des braungelben Feldes ein silberner Kreis, der den Erdball vorstellt.

Mit einer kleinen Feier wird die Sternwarte in Betrieb genommen. Bald werden sich die Astronomen aller Kulturnationen darum bewerben, auf diesem Observatorium arbeiten zu dürfen. Sie wird den Gelehrten aller Völker gewidmet sein. Auf der Erde stört die Atmosphäre die Beobachtungen, daher müssen die Observatorien auf hohen Bergen errichtet werden. Das ist auf dem Mond nicht nötig. Die Warte liegt zwanzig Kilometer entfernt vom Ringwall des Plato in der Ebene und ist daher mühelos von der Felsstation aus erreichbar.

Diese ist nunmehr fertig eingerichtet und bietet Bequemlichkeiten des täglichen Lebens wie auf der Erde. Der Verkehr zwischen den fünf Stockwerken erfolgt mit Paternosteraufzügen. Alle Energie wird von der Atomenergieanlage geliefert, doch denkt man daran, späterhin auch die großen Temperaturgegensätze auf dem Mond einer Energiegewinnung nutzbar zu machen. Die meisten Räume sind mit elektrischem oder Fluoreszenzlicht taghell erleuchtet.

Als Direktor des wissenschaftlichen Forschungsinstitutes, das sämtliche von den anwesenden Fachleuten vertretenen wissenschaftlichen Disziplinen umfaßt, wirkt der Astronom Dr. Gritelius, der Dozent an der Universität in Oslo ist. Nicht weniger als drei Raketenschiffe, kleinere Abbilder von „Meteor 12“, sind in den Hangars untergebracht. Verschiedene Flüge über die Mondoberfläche sind schon unternommen worden.

Und nun soll eine Fernrakete mit sechs Mann unter Führung von Bertram Keller zum Krater Tycho starten. Man bricht auf, bald nachdem Tycho aus der Mondnacht herausgetreten ist. Lautlos hebt sich das Schiff von seiner Startbahn ab, geleitet vom selbsttätigen Radarpilotgerät. Es hat dickwandige Fenster aus temperaturunempfindlichem Kunstglas, die Besatzung trägt sicherheitshalber Raumanzüge mit großem Gesichtsfenster, das im Bedarfsfall jedoch völlig abgedeckt und durch ein Periskop ersetzt werden kann. Während des Fluges sind die Stereofilmapparate und die Fernsehaufnahmekamera in Tätigkeit. Man verfolgt in der Felsstation den Flug. In zwanzig Kilometer Höhe geht's dahin. Fast dreitausend Kilometer lang ist die Flugstrecke. Sie führt über das Mare Imbrium, doch bald kommen die wilden Mondberge der „Mondmitte“ herauf. Nicht lange kann sich das Auge an diesem prachtvollen Schauspiel erfreuen. Das Schiff fliegt mit fünf Kilometer Sekundengeschwindigkeit, ist also unter Berücksichtigung von Beschleunigungs- und Abbremszeit nach vierzehn Minuten schon über dem Tycho; freilich benötigen die folgenden Abstiegsmanöver eine Viertelstunde. Dann setzt das Schiff nahe dem Zentralberg des Tycho auf. Ein Mann bleibt zur Bewachung zurück, die fünf anderen, darunter Keller, schleusen sich samt einem geschlossenen Raupenkettenspähwagen aus.

Langsam und vorsichtig fährt der Spähwagen über den Felsboden hin. Die Temperaturmessung des Bodens ergibt – 185 Grad im Schatten, denn noch ist die Sonne erst so weit über den Kraterrand emporgestiegen, daß sie bloß den oberen Teil der Kraterinnenwand beleuchtet, auf die sich das Fahrzeug zuschiebt, vorsichtig seinen durchdringenden Scheinwerfer benutzend. Sehr langsam geht so die Fahrt vor sich. Kein Mann spricht ein Wort ins Mikrophon, in gespenstischer Lautlosigkeit wird fast Schritt um Schritt, Meter für Meter zurückgelegt. Fünf Augenpaare starren vor sich hin, fünf Herzen schlagen rasch. Fünf einsame Menschen, in der furchtbaren, wüsten Gebirgswelt des Mondes verloren. Verloren? Nein, das sind sie nicht. Jeder von ihnen ist durch den tragbaren Sender mit dem Raketenschiff verbunden und durch dieses ist der Anschluß zur Felsstation hergestellt. Wenn ihnen ein Unglück zustößt, fliegt in wenigen Minuten ein zweites

Raketenschiff zu ihrer Rettung herbei und kann, wenn Flug und Landung beschleunigt erfolgen, in wenig mehr als zwanzig Minuten an Ort und Stelle sein und Hilfe bringen.

Tiefer herunter dringt der Sonnenschein in das Kraterinnere, bewegt sich allmählich auf der gegenüberliegenden Felswand abwärts. Obwohl alle Teilnehmer der Fahrt geübte Alpinisten sind, wird ihnen schier bange, wenn sie diese Mauern, diese Klippen und Grate, diese Schroffen und Zinnen, diese wild zerrissene, unwegsame Bergwand sehen, die vor ihnen in den schwarzen Himmel emporragt. Schneeweiß erscheint die Wand, unerträglich wäre ihr Glanz für menschliche Augen, wenn nicht dunkle Gläser sie schützten. Nun sind sie fast heran, unmöglich kann der Spähwagen trotz seiner Raupenkette noch weiter vordringen.

Die fünf Männer schleusen sich aus und lassen den Wagen mit strahlendem Scheinwerfer stehen, um ihn wieder zu finden. Dann beraten sie, wie wohl der Aufstieg zu wählen sei. Trotz der Schwärze ihrer näheren Umgebung scheint es im Scheinwerferlicht, daß ein langsam ansteigendes Band in etwa hundertzwanzig Meter Entfernung aufwärts führt, dem man folgen können wird. Der Versuch muß gewagt werden.

Sie seilen sich aneinander und knipsen ihre Brustscheinwerfer an. Ihre Raumanzüge sind von besonders leichter Konstruktion, vor allem ist der Bleischutz auf das Allernotwendigste beschränkt. Arne Føyn, der in den Alpen und in seiner norwegischen Heimat die schwierigsten Berggipfel bezwungen hat, führt; Keller beschließt als letzter die Mannschaft.

Vorsichtig sucht der Führer Schritt für Schritt seinen Weg, schweigend folgen ihm die übrigen. Einmal macht der dritte am Seile, also der mittelste, einen Fehltritt und stürzt einige Meter tief ab. Aber was ist das für ein Abwärtsschweben! Nicht einmal einen Meter tief fällt er in der ersten Sekunde. Nach fünf Metern trifft er auf einen Felsvorsprung auf. Für diesen Fall hat er zweieinhalb Sekunden benötigt, ist also leicht wie eine Feder hinabgesunken. Niemals wäre auf der Erde eine solche Bergbesteigung unter derartigen Umständen möglich! Nach einer Stunde sind sie schätzungsweise 300 Meter hoch emporgestiegen. 200 Kilogramm schwer sind auf der Erde ihre Raumanzüge samt Ballast. Mit durchschnittlich siebzig Kilogramm Eigengewicht beträgt also das Gesamtgewicht des einzelnen Mannes rund 270 Kilogramm. Auf dem Mond wiegt er nur ungefähr ein Sechstel davon, also fünfundvierzig Kilogramm. Sie bewegen sich also mit körperlicher Leichtigkeit aufwärts, allerdings behindern die Raumanzüge doch ziemlich stark im Aufwärtsklimmen und Auswählen der Schritte. Es ist unmöglich, ohne Errichtung von Zwischenstationen die 5000 Meter hohe Kraterwand bis zum oberen Rand zu ersteigen. Sie wollen versuchen, so weit wie möglich zu kommen, ohne zu übertreiben, handelt es sich doch bloß um eine erste Probe. Nur langsam, unmerklich, rückt der Schatten ober ihnen tiefer herab, ihnen entgegen, erst bei 2000 Meter beginnt gegenwärtig der Sonnenschein. Werden sie überhaupt so weit kommen? Nach jeder Stunde rasten sie kurz und nehmen Energiepillen ein, die durch eine Vorrichtung innerhalb des Helms dem Munde zugeführt werden können. Aber nun ist es im Scheinwerferlicht nicht mehr möglich, weiterzugelangen, das Band hat keine Fortsetzung. Der Führer geht einige Schritte zurück, späht um sich. Dann versucht er, die fast senkrechte Wand hinaufzuklettern, wobei er Steigeisen an Füßen und Händen benutzt.

Nach zwanzig Meter hören die anderen in den Kopfhörern: „Folgen!“ Sie klettern einzeln am Seil dem Führer nach und stehen dann auf einem ziemlich breiten Absatz, von dem aus ein neues Band steil nach aufwärts führt, so steil, daß es auf der Erde die allergrößten Schwierigkeiten bieten würde. Der Mond macht es ihnen ein wenig leichter, sie schreiten los, nur noch einige hundert Meter von ihrem Kopf entfernt ist der Sonnenschein. Das müssen sie noch zwingen. Und sie schaffen es wirklich. Nach einer weiteren Stunde stehen sie im Sonnenschein und setzen sich auf das schon heiße Mondgestein. Die Kühlvorrichtung in den

Schutzanzügen wird eingeschaltet, die innere Ventilation in Gang gesetzt und bald haben sie das Gefühl, von einer angenehmen, kühlen Brise erquickt zu werden. Nicht einmal die Hälfte der Höhe haben sie bisher bezwungen. Den Beweis aber haben sie erbracht, daß es für Menschen möglich ist, auch auf dem luftlosen, von schauerlichen Temperaturoegensätzen beherrschten Mond bei künstlichem Licht Bergbesteigungen vorzunehmen. Künftige Alpinisten des Mondes werden bei ihren Erstbesteigungen der hohen Gipfel und Kämme geschützte Zwischen- und Raststationen im Fels anlegen, vielleicht sogar eine Art Schutzhäuser oder -höhlen, um die Ersteigungen auf mehrere Tage ausdehnen zu können.

Als sie nun im Sonnenschein die Felswand untersuchen, blitzen an verschiedenen Stellen die schönsten Kristallaggregate auf. Bertram, der als Geologe lebhaftes Interesse für Mineralogie und Petrologie hat, zieht den Geologenhammer aus seinem Tornister, schlägt Handstücke ab, bricht Kristalle aus. Mit Nähr- und Energiepillen beschwichtigen sie das aufkeimende Hunger- und Schwächegefühl; sie wollen noch ein Stück im Sonnenschein klettern.

Nach einem weiteren Aufstieg von etwa 300 Metern sind sie sehr erschöpft und beschließen, diesen ersten Versuch zu beenden. Mit den Kleinbildkameras werden Aufnahmen gemacht, die auf der Erde Liebhaberpreise erzielen würden. Vor dem Abstieg ruhen sie eine Stunde in wohligen Schlaf auf einem Felsvorsprung aus und dann geht es los: Bertram Keller als erster, der Führer als letzter, denn Keller hat beim Aufstieg im Finstern von Zeit zu Zeit die Felsen mit Leuchtfarbe bestrichen, um den Rückweg zu finden, und sich den Weg besonders gut einzuprägen versucht.

Der Schatten ist unterdessen wieder um 200 Meter tiefer gerückt. Ebenso vorsichtig wie beim Emporsteigen suchen sie nun den Weg nach abwärts, nachdem sie von der phantastischen, unvorstellbar grandiosen Szenerie des Ringkraters Abschied genommen haben. Das eine oder andere Mal gleitet einer aus, ja einmal bleibt wirklich der zweite von hinten am Seil in der Luft hängen. Ohne besondere Mühe ziehen ihn die Gefährten wieder empor, er hat sich keinen Schaden getan. Der Abstieg ist in der Finsternis schwieriger als der Aufstieg, aber dank Kellers Erinnerungsvermögen und der Leuchtfarbe sind sie nach sechs Stunden wieder im Tal, das heißt auf der Ebene des Kraterbodens, bei ihrem Spähwagen angelangt.

Mit dem Wächter im Raketenschiff sind sie während ihres Ausfluges in Funkverbindung gestanden, so daß er sich über ihr Schicksal nicht beunruhigt hat. Im Spähwagen schließen sie sich ein, rufen das Raketenschiff an und teilen mit, daß sie einige Stunden schlafen wollen, bevor sie die Rückfahrt zum Schiff antreten. Sie sind schrecklich müde.

Dann fahren sie zum Schiff zurück und stellen es mit einer mitgeführten Hebevorrichtung senkrecht. Die Luke wird geschlossen, das Schiff schießt steil aus dem Krater des Tycho empor und wendet in fünfzehn Kilometer Höhe den Flug in die Waagrechte.

Ganz schwach hebt sich vom allgemeinen Gesteinsgrund ein viele Kilometer breiter Streifen ab, der anders glänzt als der übrige Mondboden. Es ist ein Stück des berühmten Strahlensystems des Tycho. An einer einigermaßen flachen Stelle landet das Schiff nochmals. Bertram und zwei andere schleusen sich aus und untersuchen den Boden. Es liegt offenbar ein verschiedenes Reflexionsvermögen des Bodengrundes vor. Anscheinend sind die berühmten „Strahlen“ mit anders zusammengesetztem Material erfüllt. Es handelt sich offenbar um ein Spaltensystem, das in Form tiefer, radialer Klüfte um das Ausbruchszentrum des Kraters Tycho herum entstanden ist. Dieser hat sich wohl erst verhältnismäßig spät gebildet, als der Mondboden bereits einen höheren Grad von Starrheit erreicht hatte. Das Spaltensystem ist

dann mit dünnflüssiger Lava ausgefüllt worden, die über die Ränder gequollen und dabei gleichzeitig sehr rasch entgast worden ist. Diese „Strahlen“ erstrecken sich hunderte Kilometer weit über alle Berge und Täler und zeigen den irdischen Astrophysikern ihre stark löchrige Struktur durch ihr photometrisches Verhalten. Dies ist Bertrams vorläufige Deutung, im Augenblick die wahrscheinlichste. Vielleicht wird man sie bei genauerer selenologischer Untersuchung ändern müssen.

Die drei richten das Raketenschiff auf und begeben sich wieder in das Innere. Ein Fernspruch geht an die Felsstation ab und meldet, daß der Rückflug endgültig angetreten wird. Eine halbe Stunde später betreten Keller und seine Gefährten die Station. Dann werden sie von Peter Brand zu einem kleinen Siegesmahl geleitet. Sie müssen erzählen, erzählen...

In den nächsten Tagen erkrankt einer der Techniker unter eigenartigen Anzeichen. Er klagt über Schwindelanfälle und hat eine Bluttemperatur von 35,9 Grad, die hartnäckig konstant bleibt und mit keinem Mittel erhöht werden kann. Die Nahrungsaufnahme verweigert er, der Harn ist zersetzt. Fortgesetzte Gaben von Vitamin C vermögen seine Beschwerden zeitweise ein wenig zu lindern, aber die Bluttemperatur bleibt so niedrig, wie sie ist. Die Blutuntersuchung zeigt keine gefährlichen Bazillen. Unter dem Elektronenmikroskop ist auch kein Virus aufzufinden. Aber die weißen Blutkörperchen sind zum Teil zerstört. Man stellt schließlich fest, daß der Mann besonders häufig in einem ganz bestimmten Raum, der an die Felsinnenwand angrenzt, gearbeitet hat. Messungen mit dem Zählrohr ergeben, daß dort die Zahl der Ionenpaare das Zehnfache des auf dem Mond normalen Betrages ausmacht. Man wird den Kranken vom Mond fortschaffen und auf die Erde bringen müssen, wo man versuchen wird, ihn wieder herzustellen. Glücklicherweise soll in den nächsten Tagen die „Selene“ zur Erde zurückfliegen. Brand ordnet die Vorverlegung des Startes um zwei Tage an, das Raumschiff ist also binnen vierundzwanzig Stunden startbereit zu machen.

Man geht nun dem beunruhigenden Phänomen der so starken Ionisierung der Luft nach und bohrt die Felswände an. Binnen kurzem stößt man auf eine Zinkblendeader, die sofort analysiert wird. Und da stellt sich heraus, daß die Zinkblende ein Hundertstelprozent eines langlebigen Zentauriumisotops enthält, also eines Isotops jenes für die Raumschiffahrt so wichtigen Elementes. Die Bohrungsstelle wird mit Blei verschmolzen und die Felswand mit einem Zementpanzer radioaktiv abgedichtet.

Der Bleibedarf hat es wünschenswert erscheinen lassen, nach Bleimineralien auf dem Mond zu suchen. In der Tat haben die Geologen bei der Suche danach Erfolg gehabt und an einer nahe gelegenen Stelle des Fußes des Ringwalles des Plato eine abbauwürdige Lagerstätte entdeckt. So ergibt sich eine neue technische Aufgabe, nämlich die Errichtung eines Verhüttungsbetriebes für Bleierze. Die Techniker freuen sich über diese neue Aufgabe.

Fünf Monate befinden sich nun schon Menschen auf dem Mond. Die größte Schwierigkeit bereitet die Wasserversorgung, obwohl mit jedem Tropfen gespart und das Wasser immer wieder durch Destillation zum größten Teil zurückgewonnen wird. Man will eine Tiefbohrung versuchen. Es ist ja immerhin denkbar, daß in den tieferen Teilen der Mondkruste Wasser vorhanden ist. Eine Bohrung wird angesetzt und tiefer und tiefer getrieben. Das harte Urgestein erschwert die Arbeit sehr. Eintausend Meter werden erreicht, zweitausend, dreitausend, schließlich viertausend Meter. Dann sind die technischen Möglichkeiten fürs erste erschöpft. Weiter geht es nicht mehr, man hat nirgends Wasser gefunden. Die Analysen der Bohrkerne zeigen nur einige Zehntelprozent Feuchtigkeitsgehalt des Gesteins, aber keine Quelle ist erbohrt worden. Also hilft nichts anderes, als Eis und immer wieder Eis von der Erde herbeizuschaffen.

Die künstlichen Gemüsegärten in den Felskavernen haben sich sehr bewährt und liefern genügende Mengen Frischgemüse, Obst und sogar Getreide. Der Mond bäckt sein eigenes Brot. Allerdings stammen die Nährsalze zum Teil von der Erde.

Eine zweite, besser ausgerüstete Bergexpedition wird, diesmal zum Ringgebirge Kopernikus, entsandt und ihr gelingt es mit Hilfe allen bergsteigerischen Könnens, durch Errichtung von Zwischenlagern den Außenrand des Kraterwalls zu ersteigen. Føyn ist unter den ersten Menschen, die einen Mondberg bezwungen haben. Sein Erfolg läßt ihm keine Ruhe. Mit einer zweiten Mannschaft besteigt er auch den Pico. Dabei ereignet sich leider der erste schwere Unfall auf dem Mond. Das Seil reißt und ein Teilnehmer stürzt etwa hundert Meter tief ab. Auf der Erde wäre er zweifellos tot gewesen. Auf dem Mond bricht er sich bloß ein Bein und einige Rippen. Immerhin ist auch auf dem Mond der Transport des Schwerverletzten hinab zur Ebene keine Kleinigkeit, denn das herbeigeeilte Raketenschiff hat nirgends eine Landungsstelle gefunden. Das fliegerische Kunststück, durch Rückstoß das Schiff, gleichsam wie in der Erdatmosphäre einen Hubschrauber, schwebend zu erhalten und ein Seil abzuwerfen, an dem der Verunglückte in das Schiff geholt werden könnte, gelingt nicht. Man muß ihn also bis hinunter in die Ebene tragen.

Bertram und Peter sitzen beisammen. Sie haben Wichtiges miteinander zu besprechen.

„Bist du nun eigentlich mit dem Erreichten zufrieden?“ fragt Peter.

Bertram wiegt das Haupt: „Wir haben den ersten menschlichen Raumflug ausgeführt, wir sind die ersten Menschen auf dem Mond, haben den Mond sozusagen für den Menschen bewohnbar gemacht und wichtige Probleme der Selenologie klären können. Eine Sternwarte wurde auch errichtet, wie es sie nirgends auf der Erde gibt. Hohe Mondberge wurden bezwungen. Es ist sicher, daß der Mond wirklich unbewohnt ist, also ist auch diese Frage gelöst worden. Schließlich haben wir auf dem Mond wertvolle Erze gefunden und verwerten sie. Das ist doch wohl sehr viel! Oder nicht?“

„Ja, gewiß, Bertram! Soweit stimme ich vollkommen mit dir überein. Die Mondexpedition hat sich unzweifelhaft gelohnt und gerechtfertigt, auch wenn man jeden reinen Erkenntnisidealismus beiseite läßt und das ganze Unternehmen etwa nur von einem rein materialistischen Standpunkt betrachtet. Immerhin wären noch die Mondrillen zu untersuchen und einmal müßte man eine Expedition in die bisher unbekannte Hälfte des Mondes unternehmen. Auch die braungrünen Kraterböden haben wir noch nicht untersucht. Ob wir nicht allzu zögernd und systematisch vorgehen?“

„Nein, bestimmt nicht, wir dürfen nichts überstürzen. Vergiß nicht, daß uns dieses knappe halbe Jahr noch kein einziges menschliches Todesopfer gekostet hat. Das allein ist ein ungeheurer Erfolg. Alle Propheten der Raumschiffahrt waren sich früher darüber einig, daß derartiges nur unter großen Opfern an Menschenleben zustande kommen würde.“

„Wir haben ja erst einen ganz winzigen Schritt ins All getan. Der Mond gehört beinahe noch zur Erde. Die eigentliche Raumschiffahrt kommt erst. Die Umfahrung des ‚Fliegenden Holländers‘ durch ‚Meteor 12‘ war ein solcher erster Schritt, aber ohne menschliche Besatzung, und zählt daher nicht voll.“

„Also, was willst du dann eigentlich, wenn du mit allem Erreichten unzufrieden bist, Peter?“ fragt Bertram leicht beunruhigt.

„Ich will in den Mond! In den Mond hinein! Wir waren zwar die ersten Menschen auf dem Mond, aber nicht die ersten Menschen im Mond.“

„Unsinn! Weil phantasiebegabte Schriftsteller im Mond einen hohlen Ameisenhaufen erblickt und ihn mit intelligenten Insekten, Mondkälbern usw. bevölkert haben, in einer Zeit, da noch viele unserer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse fehlten, darfst du doch nicht glauben, daß der Mond tatsächlich in seinem Inneren verborgene Wunderstädte enthält. Wenn es so etwas gäbe, hätten wir längst Spuren einer solchen Zivilisation oder ihrer Reste auch an der Oberfläche entdecken müssen. Glaubst du, die Seleniten hätten uns nicht ihrerseits längst bemerkt, falls es sie wirklich gäbe?“

„Mein lieber Bertram, dieses Argument beweist nichts. Denn gesetzt, es existierten Seleniten und sie hätten unsere Anwesenheit entdeckt: Wer sagt dir, daß sie den Wunsch hätten, mit uns in Verbindung zu treten und ihre Existenz zu verraten? Was sie von uns bisher gesehen haben könnten, wäre wahrscheinlich ausreichend, um ihnen den Eindruck zu vermitteln, daß sie es mit technisch nicht ganz unbegabten Intelligenzen zu tun bekämen, die sich als Feinde sehr gefährlich und schädlich erweisen würden.“

„Dann hätten sie ja den Versuch machen können, uns zu vernichten.“

„Wir kennen ihre Mentalität nicht, immer unter der Voraussetzung, daß es überhaupt solche intelligente Untermonder gibt. Weißt du denn, ob sie kriegerisch und blutrünstig sind? Vielleicht wollen sie uns nichts zuleide tun, selbst aber auch ungestört bleiben.“

„Dann müßte ich ihnen immerhin den Vorwurf machen“, erwidert Bertram, „daß sie nicht den menschlichen Erkenntnistrieb haben und die Bedeutung einer Begegnung mit extralunaren Intelligenzen nicht zu schätzen wissen.“

Peter lacht: „Ich sehe, du hältst es wirklich für eine außerordentliche Ehre für jede Art kosmischer Intelligenz, mit uns Menschen bekannt zu werden. Vielleicht sind die Seleniten so klug, daß sie uns von vornherein richtig einschätzen und nicht erst für teures Lehrgeld kennenzulernen brauchen.“

„Mein Lieber, du redest heute besonders verrückt! Also du willst in den Mond hinein. Ja, wo denn und wie? Willst du ihn anbohren? Du hast gesehen, daß bei einer vier Kilometer tiefen Bohrung weder Hohlräume noch Wasser entdeckt worden sind.“

Peter antwortet nicht. Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück, bis dieser umzukippen droht. Bertrams Argumente sind nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Dann sagt er:

„Ich gebe dir insofern recht, als tatsächlich kein vernünftiger Grund für eine ernstliche Annahme besteht, daß im Mondinneren überraschende Entdeckungen zu machen sind. Ich hatte aber ganz im stillen gehofft, daß außerirdische Raumfahrer irgendeinmal auf dem Mond gewesen sind und hier irgendwelche Spuren hinterlassen haben.“

„Das ist gewiß nicht ganz ausgeschlossen“, antwortet Bertram, „aber der Mond hat achtunddreißig Millionen Quadratkilometer Oberfläche — und wieviel Quadratkilometer haben wir bis jetzt untersucht? Wenn wir einmal die Mondoberfläche nur halb so gut kennen wie die der Erde, werden wir ja vielleicht irgendwo etwas finden, das uns auf neue Spuren bringen kann. Doch bis dahin werden wahrscheinlich Jahrzehnte vergehen. Der Mensch bewegt sich auf der Mondoberfläche längst nicht so leicht wie auf der Erde, und viele neue Stützpunkte müssen erst gebaut werden, bis man jeden Fleck des Mondes betreten können. Und ich sage dir, ich zweifle daran, ob die Menschen dies überhaupt tun werden. Es

scheint eine ziemlich fruchtlose Mühe zu sein. Wir werden dies den nächsten Generationen überlassen müssen, falls es ihnen nicht zu langweilig werden wird.“

„Na, sei es, wie es sei“, wirft Peter mit leichter Enttäuschung in der Stimme hin, „vielleicht verhilft uns einmal ein glücklicher Zufall zu einer Entdeckung. Jedenfalls will ich selbst in den nächsten Tagen einen der verdächtigen braungrünen Krater sowie die Hyginusrille untersuchen.“

„Glückauf!“ spricht Bertram und blinzelt Peter lustig zu: „Möglicherweise findest du einen Fluß und darin Mondhechte.“

8. Entdeckungen

Brand führte seinen Entschluß mit einer inzwischen gebauten neuen Fernrakete aus. Das Schiff erhielt den Namen „Linné“ nach dem berühmten schwedischen Botaniker, dem zu Ehren auch der angeblich verschwundene Mondkrater Linné im Mare Serenitatis („Meer der Heiterkeit“) benannt ist. Zwei Biologen und zwei Geologen machten die Fahrt mit, die auf die unbekannte Seite des Mondes führen sollte. In systematischem Flug wollte man photogrammetrische und photographische Aufnahmen dieses Teiles der Mondoberfläche vornehmen. Von Zeit zu Zeit wurden Landungen ausgeführt, Gesteinsproben aufgenommen und interessante Objekte, einzelne durch ihre Färbung oder ihr Reflexionsvermögen auffallende Krater, Gebirgszüge, Rillensysteme und anderes näher untersucht; und einmal ließ Peter Brand das Schiff in einem Krater landen, dessen Boden sich durch braungrüne Farbe auszeichnete und wie durch eine Dunstschicht unscharf erschien. Als die Teilnehmer der Expedition ausstiegen, befanden sie sich tatsächlich in einem leichten, durchsichtigen Nebel, und ihr Fuß betrat merkwürdige, schuppenartige, braungrüne Gebilde, die ringsum den ganzen Boden bedeckten. Sie wurden sofort im Mikroskop untersucht und — wiesen Zellenstruktur auf! Es handelte sich um eine auf der Erde unbekannte Flechtenart. Der Mond trug also Leben, wenn auch primitives, aber trotzdem — Leben!

Andächtig standen die Erdenmenschen vor diesem Wunder. Der Bruderstern der Erde war also nicht völlig tot. Durch ungezählte Jahrtausende mochte er dieses ganz einfache pflanzliche Leben getragen haben! In der Mondnacht starben diese Organismen vermutlich ab, während ihre Sporen auch durch die eisige Weltraumkälte nicht getötet wurden, sondern ihre Lebenskraft behielten und durch die Sonnenstrahlen zum Wachstum angeregt wurden. Eine Gasanalyse der nebeligen Dämpfe ergab Wasserdampf und Kohlendioxyd, und zwar ein Viertel Wasserdampf, drei Viertel Kohlendioxyd. Der Barometerdruck betrug nur acht Millimeter Quecksilber. Es war also keine Atmosphäre, in der irdische tierische Organismen hätten existieren können, aber es war immerhin sogar Wasserdampf nachgewiesen: Offenbar gefror diese Atmosphäre in der Mondnacht, taute dann in den Sonnenstrahlen wieder auf und wurde vermutlich aus dem Mondinneren wieder ergänzt.

Die Menschen machten sich auf die Suche und entdeckten in der Tat kleine kreisrunde Erdvulkane von wenigen Metern Durchmesser, aus denen die Gase aufstiegen. Ein zwanzig Meter tief hinein versenktes Thermometer zeigte 50 Grad Celsius. Die Geologen bestürmten Brand, hier so bald wie möglich bohren zu lassen, was er auch zusagte. Man nahm in luftdicht abschließbaren Behältern eine gewisse Menge dieser Flechtenorganismen zur näheren Untersuchung mit. Die Suche nach irgendwelchem tierischen Leben blieb erfolglos, obwohl fast ein halber Erdtag für die Erforschung dieses kleinen Kraters aufgewendet wurde. Sicherheitshalber desinfizierte man das Schiff dann mit dem Energiestrahlergerät und lenkte es auf einen Felsen, der frei von Pflanzenwuchs war. Die Expeditionsteilnehmer sterilisierten

ihre Raumanzüge gleichfalls gegenseitig mit dem Energiestrahlergerät und bestiegen wieder ihr Schiff.

Auf dem Rückflug traf die Funknachricht ein, daß ein Raketenschiff mit fünf Mann, das zum Krater Kepler gestartet und auf dem Flug dorthin mit der Felsstation in Radioverbindung gestanden war, plötzlich noch während des Anfluges auf sein Ziel sich nicht mehr gemeldet hatte und daß bisher keine Funkverbindung erreichbar gewesen war. Der „Linné“ wurde aufgefordert, nach dem vermißten Schiff Ausschau zu halten und seine Besatzung zu bergen, falls sie noch am Leben sei.

Brand ließ den „Linné“ auf den genauen Kurs des vermißten Schiffes setzen. Die schnellentwickelnden Fernkameras nahmen aus einer Höhe von zehn Kilometern die Mondoberfläche genau auf. Der „Linné“ flog parallel zu seinem ersten Flugweg wieder zurück, in etwa zehn Kilometer Abstand, und hierauf im gleichen Abstand nach der anderen Seite hin nochmals zum Krater Kepler zurück. Dann landete er. Bei der Sichtung der Filme wurde tatsächlich an einer Stelle des Außenwalles von Kepler das Bild des verunglückten Schiffes entdeckt. Der „Linné“ stieg sofort auf und flog auf diesen Punkt los, den er nach seiner Erreichung umkreiste. Und jetzt stiegen wirklich von unten rote und gelbe Leuchtraketen auf, ein Zeichen, daß noch jemand von der Besatzung am Leben war.

Der „Linné“ landete einwandfrei und setzte in kurzem Abstand von dem verunglückten Schiff auf, das auf einem Felsabsatz lag und schwere Zertrümmerungen aufwies. Neben dem Schiff standen die fünf Mann der Besatzung in Raumanzügen und winkten freudig mit Armen und Tüchern. Die Rettungsmannschaft näherte sich ihnen und fragte radiotelephonisch nach den Einzelheiten des Unglücksfalles. So erfuhren Brand und seine Gefährten, daß ganz plötzlich der Rückstoßmotor unregelmäßig zu funktionieren begonnen hatte. Als das Schiff sofort zu einer Notlandung ansetzte, die so sehr beschleunigt wurde, wie dies bisher auf dem Mond überhaupt noch nie gewagt worden war, hatte der Schiffsführer die Kontrolle verloren, und das Schiff war mit großer Wucht auf den Felsboden aufgefahren. Die Wände waren sofort in Trümmer gegangen und nur der guten Polsterung der Innenräume und dem Umstand, daß die Flieger ihre Raumanzüge trugen, hatte man es zu danken, daß sie am Leben und im großen und ganzen unverletzt geblieben waren. Das Versagen des Rückstoßmotors war eine beunruhigende Angelegenheit und Peter Brand ordnete durch Spruch an die Felsstation die eingehende Untersuchung des Wracks und insbesondere des Triebwerks durch die Techniker an, die sich mit einem anderen Raketenschiff eilends hingaben. Als dieses Schiff gelandet war, nahm der „Linné“ die verunglückten Flieger an Bord und wandte sich mit ihnen dem heimatlichen Flugplatz zu.

Auf der irdischen Station war mittlerweile die Polarnacht angebrochen. Nichtsdestoweniger wurden die ständigen Reisen der „Selene“ und der „Luna“ zwischen Erde und Mond fortgesetzt, denn die Landung auf der Erde wurde von der antarktischen Polstation aus gelenkt und die Aufstiege fanden bei Scheinwerferbeleuchtung statt. Diese Raumflüge waren nun schon zu etwas ganz Gewöhnlichem geworden, und man hatte Mannschaften und Schiffsführer eigens für diese Fahrten ausgebildet, so daß sie inzwischen längst über die erforderliche Routine verfügten. Bertram Keller nahm einmal in der Polstation die feierliche Ernennung einiger Kapitäne „naher Fahrt“ vor und sprach scherzhaft davon, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo sie höhere Diplome würden erwerben müssen, weil die Mondfahrt zur interplanetarischen Fahrt dann im gleichen Verhältnis wie die Flußschiffahrt zur Hochseeschiffahrt stehen werde. Und wenn sie dann nicht „Flußkapitäne“ bleiben wollten, müßten sie eben hinzulernen und neue Prüfungen ablegen. Die neu ernannten Schiffsführer erhielten den Titel „Raumschiffkapitäne“.

Bald nach dem Flug auf die unbekannte Seite des Mondes ließ Brand den „Linné“ zu einer neuen Fahrt startbereit machen, die diesmal zu der berühmten Hyginusrille führte. Das Schiff landete etwas seitwärts der Spalte, und eine zehn Mann starke Gruppe begab sich zu Fuß an den Rand der Spalte. Diese zeigte sich als eine etwa zwei Kilometer breite und mehr als tausend Meter tiefe Schlucht mit ziemlich scharfen Rändern. Mit großer Vorsicht seilten sich die Männer mit einem sich automatisch abwickelnden Drahtseil ab. Zwei von ihnen blieben oben als Wachtposten und Bedienungsmannschaft für den improvisierten Aufzug zurück und tauschten von Zeit zu Zeit mit zwei anderen Bemannungsmitgliedern des Schiffes ihre Posten.

Kein Sonnenstrahl drang auf den Grund der tiefen Schlucht. Die Wände waren teilweise fast glatt, teilweise wild zerrissen. Im Scheinwerferlicht bewegte sich die Gruppe vorwärts. Nichts Auffälliges war wahrzunehmen, der Boden der Schlucht war mit Felsbrocken bedeckt, die von den Wänden herabgestürzt waren. Kein Ton, kein Laut, kein Echo war zu hören, doch waren die Männer, die sich schon seit einem halben Jahr auf dem Mond befanden, daran bereits gewöhnt.

Als sie etwa acht Kilometer zurückgelegt hatten, fiel Brand, der als erster voranschritt, plötzlich die merkwürdige Beschaffenheit des Felsbodens auf. Auf einem großen Fleck lagen viel weniger Gesteinstrümmerstücke umher, und der Boden wies eigenartige Schrammen und Ritzen auf. Als Peter die Umgebung ableuchtete, sah er, daß sich in der Schlucht seitwärts eine Querschlucht auftat. Sie schien in die Wand hineinzuführen, war aber offenbar hoch oben von der Wand der Hauptschlucht überdacht. Peter rief seine Gefährten zusammen. Im Scheinwerferlicht konnte man nicht wissen, wie weit die Querschlucht sich erstreckte, doch war kein Ende wahrzunehmen. Man beschloß nach kurzer Beratung, diesen merkwürdigen Querstollen zu erkunden. Als man fünfzig oder sechzig Meter weit eingedrungen war, zeigten sich die erwähnten Schrammen und Ritzen noch immer. Und plötzlich standen die Männer wie vom Blitz getroffen in starrem Staunen still: Aus der Finsternis tauchten auf dem Boden in vielleicht fünf Meter Abstand voneinander metallene Geleiseschienen auf!

Es ist schwer zu beschreiben, welche erschütternde Wirkung diese plötzliche Entdeckung auf die Menschen ausübte. Zunächst sprach keiner ein Wort. Dann taumelte Brand auf die eine der Metallschienen zu, warf sich auf die Knie und betastete sie mit den Greifklammern seines Raumanzuges, die die Hände ersetzten. Es schien sich dem Aussehen nach nicht um Eisen zu handeln, sondern um ein außerordentlich hartes Metall von dunklem Glanz. Langsam fanden die Männer die Sprache wieder und dann vernahm jeder in seinem Kopfhörer Ausrufe des fassungslosen Staunens, wirre Vermutungen, Fragen, die niemand beantworten konnte. Brand hatte sich als erster wieder in der Gewalt. Sein Hirn durchzuckte ein wilder Gedanke: „Jetzt beginnt der Mond endlich, seine geahnten Geheimnisse zu entschleiern!“ Im Herzen fühlte er höchsten Triumph, als er sich seines Gespräches mit dem skeptischen Bertram erinnerte. Jetzt hätte er gewollt, daß dieser anwesend sei. Gern hätte er ihn gefragt, was er nunmehr von dieser Sache halte.

Einige meinten, daß die norwegische Mondexpedition eben doch menschliche Konkurrenz habe und daß diese „Kollegen“ sich bisher absichtlich verborgen gehalten hätten. Diese Möglichkeit war gewiß nicht von der Hand zu weisen, aber Peter Brand nahm sie als eine doch recht unwahrscheinliche Hypothese auf. Man ging in aufgelösten Gruppen langsam mit höchster Wachsamkeit weiter. Nach rund zweihundert Metern schien sich die Querschlucht ihrem Ende zu nähern — und plötzlich standen die Menschen vor einem gewaltigen, metallisch aussehenden Tor!

Peter hieß die übrigen, sich an die Wände zu verteilen, und näherte sich von der Seite her allein dem Tor. Nirgends war ein Schloß oder etwas Ähnliches zu entdecken. Das Tor schien ganz glatt zu sein und war mindestens fünfzig Meter hoch. Seine Breite betrug vielleicht sechzig Meter; es nahm also fast die ganze Querschlucht ein. Aber nun war guter Rat teuer. Wie sollte man das Tor öffnen oder aufsprengen? Seine Ausmaße waren so riesig, daß Peter Brand innerlich überzeugt war, daß hier kein Menschenwerk vorliege. Kaum einer von ihnen allen konnte sich des Eindruckes erwehren, daß sich das Tor ganz plötzlich öffnen oder in die Höhe schieben müsse und daraus etwas Schreckliches hervortreten werde.

Peter Brand brachte vor seinem Scheinwerfer einen Monochromator an und beleuchtete das Tor der Reihe nach mit Licht sämtlicher Spektralfarben. Er hielt es für denkbar, daß das Tor vielleicht mit Hilfe einer lichtelektrischen Zelle verschlossen sei, die auf bestimmte Wellenlängengebiete anspreche. Aber wenn dies wirklich der Fall war, dann handelte es sich offenbar um keine Wellenlänge aus dem optisch sichtbaren Bereich, denn nichts geschah! Als sie so standen, wurde ihnen allmählich klar, daß sie für den Augenblick gar keine Möglichkeit hätten, die Öffnung des Tores irgendwie zu erzwingen, und daß sie wahrscheinlich auch viel zu wenig für die Gefahren gerüstet seien, die vielleicht dahinter lauerten. Man mußte wohl für heute unverrichteter Dinge wieder fortziehen und nach reiflicher Überlegung besser vorbereitet und in größerer Zahl wiederkommen.

Mit Gefühlen, die sich aus Enttäuschung, Spannung, noch immer fassungslosem Staunen und brennender Neugier zusammensetzten, traten die Männer den Rückweg zur Hauptschlucht an. Sie drangen noch etwa zehn Kilometer weiter in der ursprünglichen Richtung vor, in der Hoffnung, noch ein solches Tor zu finden oder Entdeckungen anderer Art zu machen, aber nichts dergleichen war der Fall. Der Mond hüllte sich wieder in sein undurchdringliches Schweigen und gab kein weiteres Geheimnis preis, nachdem er eben kaum den Zipfel eines Schleiers gelüftet hatte. Man entschloß sich daher, den Rückmarsch aufzunehmen; jeder in tiefes Sinnen versunken, gingen sie wieder zu der Stelle zurück, wo von oben das Seil herabhing, an dem inzwischen ein kleiner Förderkorb angebracht worden war, der zwei Mann faßte. Nacheinander wurden sie emporgeseilt und teilten den oben Zurückgebliebenen ihre unheimliche Entdeckung mit.

Dann verständigte Peter Brand durch Funkspruch die Felsstation und beorderte sofort ein Raketenschiff mit einer Wachmannschaft herbei, die in der nächsten Zeit die Schlucht und in der Schlucht besonders den Querstollen bewachen sollte. Hierauf flog der „Linné“ zur Felsstation zurück, deren Bewohner über die seltsame Mitteilung gleichfalls gewaltig verblüfft waren. Keller und Brand hielten wieder eine Sitzung ab. Die Entdeckung machte ihnen sehr zu schaffen.

„Wenn es sich wirklich um Seleniten unter der Oberfläche des Mondes handelt“, sagte Bertram, „dann kann doch um Himmelswillen dieses eine Ausgangstor nicht ihr einziges sein. Und die Geleise deuten vielleicht darauf hin, daß sie irgendwelche Flugschiffe aus einem Stollen oder Tunnel bis in die Hauptschlucht befördern oder befördert haben, von wo dann wahrscheinlich der Aufstieg erfolgt ist. Oder was sollte dieses Geleise, schon nach seiner Breite zu urteilen, für einen anderen Zweck haben?“

„Deine Vermutung scheint Hand und Fuß zu haben“, antwortete Peter, „die Schrammen und Ritzen auf der Stelle, wo das Geleise zu Ende geht, weisen ja auch auf eine starke Benutzung, vielmehr Abnutzung dieses Ortes hin. Man wird die Hyginusschlucht ganz systematisch untersuchen müssen, ob sich nicht irgendwo ein Aufzug befindet. Allerdings, wenn die Mondbewohner nur im Mond leben, hat sie die Oberfläche ihres Weltkörpers

vielleicht überhaupt nicht interessiert, so daß es durchaus genügt, wenn sie unmittelbar aus der Schlucht in den Himmel auffliegen.“

Bertram meinte: „Wir haben sie aber bisher nirgends und nie fliegen gesehen. Ist es denkbar, daß sie sich vor uns absichtlich so verborgen halten, um nicht entdeckt zu werden? Schließlich hätten sie ja doch damit rechnen müssen, daß wir Menschen einmal unsere Nase auch in diese Rille stecken würden, wie wir es ja nun tatsächlich getan haben.“

„Noch etwas anderes fällt mir jetzt auf“, brachte Peter vor:

„Wenn es also wirklich Seleniten gibt, dann werden sie wahrscheinlich auch Radio und Radar kennen. Wir haben aber mit unseren Apparaten niemals irgendwelche Wellen wahrnehmen können, die nicht von unseren eigenen Apparaten und Sendestationen stammten.“

„Woraus eigentlich zu schließen ist“, war Bertrams Entgegnung, „daß die Seleniten tot sind oder den Mond verlassen haben.“

„Nicht unwahrscheinlich, aber ob so oder so, wir *werden* in das Tor eindringen. Wir werden es allerdings mit Gewalt sprengen müssen.“

„Was die Seleniten nicht gerade als freundlichen Akt auffassen werden“, sagte Bertram: „Dann ist eben der berühmte Zwischenfall da, aus dem früher auf der Erde so mancher Krieg entstanden ist. Wie willst du ihnen klarmachen, daß du ihr Tor aus rein wissenschaftlichem Interesse zerstört hast?“

„Diese Sorge bedrückt auch mich sehr“, stimmte Peter zu. „Aber hast du einen besseren Vorschlag?“

„Nein, bis jetzt nicht“, war Bertrams ehrliche Antwort. Eine Weile saßen sie schweigend da. Dann sagte Peter: „Wir müssen das Metall der Schienen und des Tores analysieren lassen, bevor wir das Tor aufsprengen.“

„Jawohl, Peter, und wenn es dir recht ist, will ich sogleich das Nötige dazu veranlassen.“

Auf Peters Zustimmung hin ergriff Bertram den Sprechapparat und gab die Weisung, daß die Wachmannschaft mit aller Vorsicht versuchen solle, eine kleine Menge Probematerial von den Schienen und dem Tor zu gewinnen. Dann beschlossen sie, das Tor während der nächsten Tage beobachten zu lassen, bevor man versuchen wollte, gewaltsam einzudringen.

Das seelische Gleichgewicht der Menschen auf dem Mond sollte aber schon am nächsten Tag noch empfindlicher gestört werden. Es war, als hätte der Mond nur darauf gewartet, sie plötzlich mit einem Schlag durch aufregende Rätsel zu beunruhigen. Nach der photogrammetrischen Aufnahme der bisher unbekannt Seite des Mondes sahen sich die Astronomen vor die Aufgabe gestellt, ihre wesentlichsten Oberflächenformen zu benennen. So wurde eine Mare-Ebene Mare profunditatis (Meer der Tiefe), eine andere Oceanus aeternitatis (Ozean der Ewigkeit) und eine dritte Mare veritatis (Meer der Wahrheit) getauft. Quer durch den Oceanus aeternitatis erstreckte sich von einem „Ufer“ zum anderen ein Gebirgszug, den man die „Anden“ nannte. Dieses Gebirge wies einige merkwürdige, von den auf dem Mond bisher bekannten abweichende Bergformen auf, die vom selenologischen Standpunkt näherer Untersuchung wert schienen. Der Astronom Gritelius und der Geologe Wahl begaben sich daher mit dem schon auf dem Mond zusammengesetzten größeren Schwesterschiff des „Linné“, dem „Peer Gynt“, dahin, um diese Gebilde zu studieren. Das

Raketenschiff flog zunächst längs des Gebirgszuges in beträchtlicher Höhe, um günstige Landungspunkte auswählen zu können. Einem der Berge, die man untersuchen wollte, war der Name „Barnard“ nach dem bekannten amerikanischen Astronomen gegeben worden. Der Mond heißt ja in Fachkreisen scherzhaft der „Astronomenfriedhof“, weil viele seiner Krater nach verstorbenen Astronomen benannt worden sind. Von dieser historisch gewordenen Gewohnheit wollte man auch jetzt nicht abgehen.

Der „Peer Gynt“ umkreiste den „Barnard“. Er wollte den Berg von allen Seiten photographisch aufnehmen und senkte sich dann tiefer, um ein Längstal zu verfolgen, das durch einen zweiten interessanten Berg, den nach einem Pionier der Raumschiffahrt benannten „Hermann Oberth“, abgeschlossen war. Gritelius stand am Fernrohr, das, in fixer Lage gehalten, mit einem äußeren Cölostaten verbunden war und so mittelbar jeden Punkt der Außenwelt anvisieren konnte.

Plötzlich zuckte er zusammen. Es mußte sich um ein Trugbild handeln. Er schloß die Augen fest, öffnete sie dann wieder und blickte neuerlich in das Fernrohr. Narrte ihn seine Phantasie? Dort, unweit vom „Hermann Oberth“, lag doch ein kugelförmiges, glänzendes Gebilde von silberweißer Farbe! Im ersten Augenblick dachte er, daß es sich um das Schwesterschiff „Linné“ handeln müsse. Dann gab er sofort Befehl, den „Peer Gynt“ anzuhalten und zu dem rätselhaften Ding hinabzulenken. Gleichzeitig ging eine Anfrage an die Felsstation ab, ob sich der „Linné“ im Flughafen befinde. Dieser Fernspruch wurde sogleich bejahend beantwortet. Im übrigen schien die geheimnisvolle Kugel größer als der „Linné“ zu sein. Der „Peer Gynt“ setzte unweit von ihr auf, und sofort begab sich ein Trupp der Besatzung, an der Spitze Gritelius und Wahl, zu dem merkwürdigen Objekt. Als sie davor standen, sahen sie, daß der untere Teil der Kugel zertrümmert war. Der unbeschädigte Teil zeigte Luken, anscheinend mit glasähnlicher Substanz bedeckt. Der Durchmesser der Kugel betrug an die vierzig Meter, war also doppelt so groß wie die Länge des „Peer Gynt“. Zweifellos lag hier ein fremdes Flugschiff vor, das verunglückt war. Größte Aufregung und Spannung bemächtigte sich der Männer. Man mußte unter allen Umständen versuchen, in das Schiffsinne einzudringen. Bei eingehender Untersuchung schien die einzige Möglichkeit dazu die zertrümmerte Unterseite zu bieten. Diese war völlig eingedrückt und zeigte zerrissene metallische Ränder; sie saßen so fest auf dem Felsgrund, daß nirgends ein genügend großer Zwischenraum freibleib, um einen Menschen im Raumanzug hindurchschlüpfen zu lassen. Man brachte einen Schweißapparat vom „Peer Gynt“ herbei, doch erwies sich dieser als nutzlos. Das Material der Schiffswand widerstand der Flamme des Sauerstoffgebläses ebenso wie der Thermitmasse.

Gritelius, der Kommandant des „Peer Gynt“, überlegte, ob er mit wirksameren Zerstörungsmitteln das Schiff weiter beschädigen dürfe. Schließlich siegte doch die Überlegung, daß das Schiff ohnehin so stark beschädigt war, daß man dem schon bestehenden Schaden ruhig noch einen weiteren hinzufügen konnte. Er befahl also die Anwendung eines mit Atomenergie betriebenen Schneidapparates. Unter dessen Hitzewirkung verflüchtigte sich das Material der Schiffswand längs der Schnittlinien: der freigelegte Block wurde herausgehoben. Er erwies sich als ein Dezimeter dick. Dann drangen mehrere Männer nacheinander in das entstandene Loch ein. Im Handscheinwerferlicht erkannten sie, daß sie sich in einem verhältnismäßig großen Raum mit abgerundeten Flächen befanden, der verschiedene unbekannte Instrumente und Maschinen enthielt. Schloß, Klinke oder Drehknopf waren nirgends zu entdecken. Also mußte wieder der Atomenergie-Schneidbrenner her, denn das Wandmaterial war offenbar von ähnlicher Beschaffenheit wie das der Außenwand. Es stellte sich heraus, daß diese aufgebrochene Wand einer Schiebetür entsprach und seitlich hatte verschoben werden können, doch war der Mechanismus, der sie betätigte, leider unauffindbar. Beim Aufschneiden spürte man einen von innen kommenden

Gasstrom. Die nächste Kammer schien ein Arbeitsraum zu sein. Verschiedene Werkzeuge, die einige Ähnlichkeit mit irdischen hatten, waren in Behältern geordnet untergebracht.

„Wenn wir uns so von Raum zu Raum durchschneiden müssen, brauchen wir tagelang, um überall hinzugelangen,“ sagte Gritelius, „denn die einzelnen Räume sind sicherlich gasdicht voneinander getrennt. Wir müssen unbedingt eine Gasprobe für eine chemische Analyse nehmen.“

Eine Stunde später langten Brand und Keller, die durch Fernspruch verständigt worden waren, mit dem „Linné“ ein. Man war inzwischen durch eine Doppelwand zum Steuerraum im Zentrum des Schiffes vorgedrungen. In dessen Mittelpunkt sah man einen durchsichtigen Himmelsglobus mit einem fremdartigen Gradnetz, der auch die Ebenen der Erdbahn und der Mondbahn enthielt. Der Durchmesser dieses Globus betrug fast zwei Meter. Genau in seiner Mitte befand sich in kardanischer Aufhängung eine weiße Kugel, die offenbar ein Modell des Raumschiffes war. Sie zeigte die Fensterluken des Schiffes und eine Anzahl runder, schwarz bezeichneter Flächen nach verschiedenen Richtungen des Raumes, deren Bedeutung vorerst nicht klar war. Brand untersuchte sofort mit einigen Leuten mittels Steigleitern die Außenwände des Schiffes. Sie orientierten sich nach den Fensterluken und fanden in der Tat an bestimmten Stellen Flächen, deren Beschaffenheit von der der übrigen Außenwände stark abwich. Sie waren kreisrund und wiesen eine feine, gitterartige Granulation auf. Keller vermutete, daß es sich um Strahlflächen handle, die die bei den irdischen Raumschiffen üblichen Düsen zu vertreten hätten. Brand nahm diese Deutung als die im Augenblick wahrscheinlichste an. Wieder in den Steuerraum zurückgekehrt, entdeckten sie eine Tafel mit weißen Quadraten, die fremdartige Schriftzeichen trugen, möglicherweise Ziffern oder Buchstaben, vielleicht auch Wörter darstellend. Unter jedem Quadrat befand sich ein Doppelknopf. Das mittelste Feld war ringsum von einigen roten Feldern umgeben, die jedes mit zwei Paaren von Doppelknöpfen besetzt waren. Brand drückte auf einen dieser zu den roten Feldern gehörigen Knöpfe, der blau gefärbt war. In diesem Augenblick schob sich seine Seitenwand fort und gab eine nicht ganz einen Meter davon entfernte zweite Wand frei. Brand drückte nochmals auf denselben Knopf des betreffenden roten Feldes, doch gab diesmal der Knopf nicht nach.

„Ich kann mir schon denken, um was es sich hier handelt“, sagte Brand, „offenbar um ein Schleusensystem, das den Steuerraum luftdicht gegen die Nachbarräume abdichtet. Ich will es wagen, mich in den Zwischenraum einzusperren, und bitte dich, Bertram, nachher das zweite Knopfpaar zu drücken.“

Mit diesen Worten stellte er sich in den Zwischenraum. Keller drückte den Zwillingsknopf — und sofort schob sich die Tür hinter Brand zu und verbarg ihn den Blicken. Sodann drückte Keller den ersten grünen Knopf des roten Feldes und hierauf nach zehn Sekunden den herausgesprungenen Zwillingsknopf. Es war zu vermuten, daß sich Peter Brand nunmehr im Nebenraum befinde. In diesem Augenblick flammte in dem roten Feld ein Lämpchen intermittierend auf und einige Augenblicke nachher änderte sich die Farbe des roten Feldes in milchiges Grau und auf diesem erschien das Bild eines Mannes im Raumanzug, der fröhlich winkte. Es war Peter Brand, dessen Gesten andeuteten, daß man ihm folgen solle. Keller beauftragte Gritelius, genau dasselbe zu tun, was er getan hatte, und begab sich zwischen die Doppeltüren. Kurz darauf erschien wieder die graue Scheibe und zeigte diesmal zwei Gestalten im Raumanzug nebeneinander, die zurückwinkten. Jetzt war der Mechanismus klar. Vom Steuerraum aus waren die einzelnen Zwischentüren zu öffnen. Vermutlich bestand ja auch von den einzelnen Räumen aus eine Öffnungsmöglichkeit, doch hatte man diese bis jetzt nicht entdeckt. Noch zwei Mann folgten Brand und Keller, und nun befanden sich alle vier in einem Raum, der an der Wand Karten beider Mondhälften enthielt. Sie waren auf einer

silberweißen Metallplatte ausgestochen. Den Beschauern fielen sofort einige schwarze Kreise auf, die jedenfalls keine Mondkrater darstellten. Einer davon befand sich in der Hyginusrille. Die vier sahen einander verblüfft an.

„Das sind doch...“, rief Brand, und Keller ergänzte erregt: „... die Eingangstore zum Mondinneren!“

Brand stand in stummer Erschütterung. Endlich also begann der Mond zu sprechen! Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Die Menschen auf dem Mond mußten von Glück sagen, daß diese Seleniten sie bisher in keiner Weise gestört oder bedroht hatten. Es war fraglich, ob die Erdbewohner einer offenkundig außerordentlich weit entwickelten Technik der Mondintelligenzen standhalten könnten, wenn es zu einem Zusammenstoß käme. Man befand sich vielleicht in ernstlicher Gefahr, vorausgesetzt immerhin, daß diese Mondbewohner noch am Leben waren. Die Mannschaft des verunglückten Raumschiffes hatte sich offenbar nach dem Unfall gerettet, denn irgendwo befanden sich wohl auch Aussteigluken, deren Öffnung wahrscheinlich durch einen ähnlichen Mechanismus erfolgte wie die Verbindung der einzelnen Kammern des Schiffes.

Während die vier noch fassungslos dastanden, kam ihnen Gritelius nach und forderte sie auf, in den Steuerraum zurückzukommen, er habe ihnen etwas Wichtiges zu zeigen. Nachdem sich die Doppeltüre erst zweimal für je zwei von ihnen, die nebeneinander Platz hatten, und dann für den letzten geöffnet hatte, standen sie wieder im Steuerraum. Und da sahen sie in einem kubischen Kasten, dessen Wände aus Glas oder einer ähnlichen Substanz bestanden, einen Globus, der wohl nichts anderes als die Erde darstellte und sich langsam um seine Achse drehte. Aber was für eine Erde war das! Welch seltsame Veränderungen hatten die Kontinente erfahren! Grönland war in fester Verbindung mit Nordamerika, dessen Gestalt dadurch ganz ungewohnt erschien, und darüber hinaus mit der asiatischen Kontinentalmasse. Der Abstand des amerikanischen und des europäischen Kontinents war ungleich kleiner, als wir ihn heute kennen. Auch Südamerika lag näher an Afrika. Die Antarktis zeigte eine andere Lage, als sie die heutigen Erdkarten darstellen, und war noch mit Australien verbunden. Und noch viele andere Einzelheiten wichen von den heute bekannten Umrissen der Kontinente ab.

„Die Erde zu Beginn des Paleozäns“, erklärte der Geologe Dr. Strømgren mit merklicher Aufregung in der Stimme. Vor dieser Erkenntnis standen die Männer zutiefst erschüttert. Vor ihnen befand sich ein Erdglobus, der zweifellos aus einer fernen Vorzeit der Erde stammte, in der der Mensch noch gar nicht auf der Erde gelebt hatte! Dieser Globus mußte von intelligenten Wesen angefertigt worden sein, die Zeitgenossen jener Epoche gewesen waren. Dann mußte aber auch dieses Raumschiff aus jener Zeit vor sechzig bis siebzig Millionen Jahren stammen! — Und nun sahen sie, daß auch die Drehpole der Erde nicht an der heutigen Stelle lagen. Der Nordpol befand sich auf dem nordamerikanischen Kontinent.

„Das ist wohl die unglaublichste und aufwühlendste wissenschaftliche Entdeckung in der Menschheitsgeschichte“, sagte Keller, und alle anderen empfanden dasselbe. Dr. Gritelius berichtete nun, wie er bei der Untersuchung dieses Kastens, der erst leer erschienen war, zwei eingravierte Zeichen wahrgenommen und daraufhin das eine mit dem Finger berührt habe. In diesem Augenblick sei plötzlich, vielleicht infolge der geringen Temperaturerhöhung durch die Wärme der menschlichen Haut ausgelöst, der vorher unsichtbare Erdglobus zu erblicken gewesen, der frei im Raum zu schweben schien.

Die Männer hatten sich noch nicht von ihrer Überraschung und Aufregung erholt, als Brand einen Blick auf das Modell des Raumschiffes in dem Himmelsglobus warf und bemerkte, daß es seine Lage ein klein wenig geändert hatte. Er machte die anderen darauf

aufmerksam. Es war klar, daß das Modell jeweils die augenblickliche Lage des Raumschiffes gegen den Sternenhimmel anzeigte und der Mechanismus noch in Funktion war.

„Wir müssen also annehmen“, sagte Strømgren, „daß der Mond in der frühen Tertiärzeit der Erde von intelligenten Wesen mit hochentwickelter Technik bewohnt war. Ob er es heute noch ist?“

„Fast hat es den Anschein“, erwiderte Brand, „daß diese damaligen Bewohner tot sind, wenn wir nicht den — für mich wenigstens — unbefriedigenden Schluß ziehen wollen, daß sie sich um jeden Preis vor uns verborgen halten. Außer diesem Wrack eines Raumschiffes haben wir noch nicht die geringste Spur eines Raumschiffverkehrs über der Mondoberfläche wahrgenommen.“

Keller erzählte den übrigen, die es noch nicht wußten, von der Entdeckung der Mondkarte mit den eingezeichneten schwarzen Kreisen, die sehr wahrscheinlich die Eingänge zum Mondinneren darstellten, und rief damit neue Überraschung hervor.

Nun wurde die Untersuchung des Schiffes fortgesetzt. Vom Steuerraum aus ließen sich die verschiedenen Kammern und Räume automatisch öffnen. Man gelangte in Mannschaftskajüten, die unbekannte und teilweise unerklärliche Einrichtungen aufwiesen, in Vorratsräume und in einen großen Raum, der vielleicht eine Art Küche dargestellt hatte. Einige Schränke und Behälter enthielten Anhäufungen von Staub oder eingeschrumpfte schwarze Klumpen, vermutlich uralte Reste frühester Lebensmittel. Trotz eifriger Suche gelang es jedoch nirgends, Bücher oder etwas Ähnliches zu finden.

Im Kommando- und Steuerraum wurde schließlich noch eine Tafel entdeckt, offenbar eine Art Maschinentelegraph, der bei Betätigung verschiedener Knöpfe leuchtende Felder in verschiedenen Farben mit unlesbaren Schriftzeichen sichtbar werden ließ. Das Geheimnisvollste war der Maschinenraum. Bei dieser Untersuchung war es natürlich unmöglich, allen Geheimnissen auf die Spur zu kommen, vorausgesetzt, daß dies überhaupt möglich sein sollte. Das Antriebsmittel des Raumschiffes war bis jetzt nicht aufgefunden worden. Man entschloß sich, vor allem die Mondkarten zu photographieren. Wenn die schwarzen Kreise wirklich die Tore des Mondinneren darstellten, dann war man durch diesen außerordentlich glücklichen Zufall mit einem Schlag der mühevollen Suche nach weiteren Eingängen enthoben. Es konnte ja verhältnismäßig einfach nachgeprüft werden, ob diese Kreise wirklich die vermutete Bedeutung hatten.

Brand und Keller beschlossen, zur Felsstation zurückzukehren und den „Linné“ mit einer Mannschaft von Technikern und Physikern mit Spezialuntersuchungsgeräten hierher zu senden. Sobald diese einlangten, sollte dann die Mannschaft des „Peer Gynt“ ihre ursprünglich beabsichtigten selenologischen Studien fortsetzen.

Am nächsten Tag flogen Brand und Keller mit dem „Linné“ zu einem verhältnismäßig nahen Punkt auf der von der Erde abgewendeten Mondseite, der auf der aufgefundenen Mondkarte mit einem schwarzen Kreis bezeichnet war. Es handelte sich um einen kleinen Krater von sehr regelmäßiger kreisrunder Struktur, der sich innerhalb eines größeren Kraters befand. Der „Linné“ landete vorsichtig und entsandte einen Spähwagen. Dieser fuhr langsam den ganzen Kraterboden ab, konnte aber nichts Auffälliges finden. Auch die Kraterwände ließen von unten nichts Verdächtiges erkennen, und die Expedition fürchtete schon, gezwungen zu sein, mühsam die Kraterwände zu ersteigen und jeden Fleck zu untersuchen. An einer Stelle zeigte diese Kraterwand einen winzigen parasitären Krater, der vielleicht von einem verhältnismäßig kleinen Meteoriten erzeugt war. Viel Trümmerschutt lag um diesen

kleinen Krater herum. Ording, der Alpinist, der diese Expedition begleitete, schlug vor, diese Stellen nochmals genau zu prüfen, und zwar nicht vom Spähwagen aus, sondern im Fußmarsch. Man folgte seinem Rat und entdeckte nach einigen Stunden im Schutt handgroße Stücke aus schwarzem Metall. An dieser Stelle griff der parasitäre Krater in die Bodenebene des größeren Kraters über.

Man entfernte in mehrstündiger Arbeit einen Teil der Trümmerblöcke. Da man so zu langsam mit der Arbeit fortschritt, wurde eine Dynamitpatrone zur Explosion gebracht. Da stellte sich heraus, daß unter den Gesteinstrümmern eine waagrechte Metallfläche lag, von gleichartiger Beschaffenheit, wie sie das Tor in der Querschlucht der Hyginusrille zeigte. Der Aufprall des Meteoriten hatte diese waagrechte Verschlußplatte mit Gesteinstrümmern verschüttet. Dies war ein Beweis dafür, daß seither das Tor niemals mehr benützt worden war. Die Argumente dafür, daß die Bewohner des Mondes nicht mehr lebten, zumindest nicht mehr an der Oberfläche, verstärkten sich immer mehr.

An diesem Abend — „Abend“ natürlich nur im Sinne irdischer Zeitzählung, die aber wenigstens teilweise noch die Lebensgewohnheiten der Menschen beherrschte — saßen Brand und Keller nicht allein bei Tisch, sondern hatten den Gesamtkreis des wissenschaftlichen Personals der Mondstation zu einer Besprechung um sich versammelt. Man faßte alles zusammen, was in den letzten ereignisreichen Tagen an wunderbaren Entdeckungen gemacht worden war, diskutierte die verschiedenen Hypothesen, besprach Möglichkeiten und einigte sich schließlich auf den Beschluß, so bald als möglich noch einige der geheimnisvollen Mondtore zu suchen und dann eines davon gewaltsam — wenn erforderlich, mit Hilfe von Atombomben — aufzusprengen. Inzwischen traf auch das Ergebnis der chemischen Analyse der Luftprobe aus dem Wrack des Raumschiffes ein. Es handelte sich um Luft, die qualitativ nicht unähnlich der Erdatmosphäre zusammengesetzt war, aber nicht bloß ein Fünftel, sondern ein Viertel Sauerstoff enthielt. Die Messungen des Druckes in dem Schiff hatten, wie gemeldet worden war, etwa 620 Millimeter Quecksilber ergeben. Es lag also Luft vor, die für Menschen atembar war.

An diesem Abend gingen Brand und Keller spät und gedankenvoll zu Bett.

9. Die Mondstadt

Die Geologen hatten ihre Absicht verwirklicht, in dem Krater „Ernst Haeckel“, in dem die braungrünen Schuppenflechten aufgefunden worden waren, Tiefbohrungen anzustellen. Es ergab sich, daß in der Tiefe Gasquellen lagen, aus denen andauernd Kohlendioxyd und Wasserdampf ausströmten. Dies war von größtem Vorteil für die Menschenkolonie auf dem Mond, da man nunmehr Wasser und Sauerstoff vom Mond selbst gewinnen konnte und nicht mehr auf die Zufuhr von der Erde her angewiesen war. Dadurch wurde viel Laderaum der Raumschiffe für andere Transporte frei. Man begann alsbald, in dem Krater „Ernst Haeckel“ eine chemische Anlage und eine Wohnstation zu bauen, die auch eine Funkstation erhalten sollte.

Das Ergebnis der Untersuchung des Materials der Schiene und des Tores aus der Hyginusrille überraschte gewaltig. Das Metall war nichts anderes als ein Isotop des Zentauriums, das so schwach radioaktiv war, daß seine Halbwertszeit ungefähr zehn Milliarden Jahre betrug, also fast soviel wie die des irdischen Elementes Thorium. War dieses Metall auf dem Mond in derartig großen Mengen vorhanden oder hatten es die Seleniten künstlich geschaffen? Die Wissenschaftler der Mondstation neigten zu der letzteren Annahme, denn wenn Mond und Erde Geschwistergestirne von irgendwie gemeinsamem Ursprung waren, war es unbegreiflich, warum auf der Erde ein solches Transuran nicht mehr

vorkommen sollte, auf dem Mond dagegen in so großen Mengen. Diese Frage konnte man vorläufig nicht klären. Das Metall zeichnete sich durch außergewöhnliche Härte und Dichte aus. Die geringe Schwerkraft des Mondes wog die Nachteile des großen Gewichtes dieses Materials auf.

Brand und Keller konnten ihre Ungeduld, das Geheimnis des Mondes zu erforschen, nun nicht länger im Zaume halten. Sie beschlossen, da noch sieben Tage bis zum Einbruch der Mondnacht fehlten, die Expedition sofort auf die Beine zu stellen. Forscher sämtlicher wichtigen Fachrichtungen waren dabei vertreten; doch auch eine Anzahl Techniker, Ärzte und Hilfsmannschaften brauchte man dabei. Die Mannschaft wurde mit Hilfe eines Aufzuges in die Hyginusrille abgeseilt und machte sich auf den Weg zu dem Metalltor. In rascher Fahrt eilten die Fahrzeuge der Querschluft zu und hielten bei ihrer Einmündung. Dann begab sich ein Trupp von einigen Mann zu dem Riesentor, denn um ein solches handelte es sich ja offenbar, und brachte an seinem Boden eine kleine Atombombe an. Hierauf zogen sie sich zurück und brachten die Mine durch Fernzündung zur Explosion.

Eine Erschütterung wie ein starkes Erdbeben war verspürbar, doch hörte man wegen des Luftmangels fast keinen Laut. Dann fuhr man vorsichtig auf das Tor los, ein Spähwagen voran, hinter ihm die beiden anderen mit abgedeckten Scheinwerfern. In dem Tor klaffte jetzt ein riesiges Loch. Der Boden war weithin aufgerissen und in eine mindestens dreißig Meter tiefe Grube mit teilweise geschmolzenen Rändern und Blocktrümmern verwandelt. Die Spähwagen konnten dieses Hindernis nicht überwinden. Es blieb, sehr zum Leidwesen der ungeduldigen Männer, nichts anderes übrig, als von dem am oberen Rand der Schlucht wartenden „Linné“ Geräte und Bagger anzufordern, mit deren Hilfe man das riesige Loch wieder zuschütten konnte.

Dies erforderte einige Stunden. Die losgesprengten Felstrümmer wurden lose in die Grube geschüttet, und endlich war man so weit, daß die Fahrzeuge hintereinander hineinfahren konnten. Die Sprengung schien keine Seleniten angelockt zu haben, wenigstens blieb alles ruhig, keine Spur fremder Lebewesen war zu bemerken. Es stellte sich heraus, daß das Tor ein zweifaches Schleusentor war. Glücklicherweise hatte die Atombombe alle zwei Platten auf einmal durchschlagen. Die metallischen Ränder waren geschmolzen, aus dem Loch blies ein scharfer Luftstrom heraus. Die Scheinwerfer enthüllten einen gewaltigen waagrechten Tunnel, auf dessen Boden die schon von außen bekannten Schienen sich im Hintergrund verloren. Man mußte ein weiteres Entweichen der Luft verhindern und verschloß das Leck in der innersten Torplatte provisorisch zweifach mit mitgebrachter Ballonhaut, die sich unter dem Innendruck der Luft stark nach außen blähte, aber bei einem gegebenenfalls notwendig werdenden beschleunigten Rückzug kein Hindernis darstellte. Zwei kleine Spähwagen, die aus dem gleichfalls am oberen Schluchtrand ruhenden „Peer Gynt“ ausgeschifft worden waren, patrouillierten in der Längsrichtung der Hyginusschlucht und kontrollierten so die kurze Strecke zwischen dem Tunneleingang und dem vorderen Aufzug, der möglichst nahe zur Querschluft an einer Stelle angebracht worden war, die die geringsten technischen Schwierigkeiten bot. Zwei weitere Spähwagen fuhren die nach außen anschließenden Strecken ab.

Vorsichtig begannen sich die Wagen im Tunnel vorwärts zu bewegen. Nirgends zeigte sich ein Hindernis. Die Wände des Tunnels waren glatt, sein Querschnitt schien fast quadratisch zu sein, hatte jedoch oben Gewölbeform. Nach ganz kurzer Fahrt meldete der links außen fahrende Wagen, daß sich in der Tunnelseitenwand ein Raum mit einem unbeleuchteten Fenster und einer Türe befände.

Die Wagen machten halt, und ein Trupp von vier Mann schritt auf die Türe los. Da schob sich plötzlich die Türe zur Seite und ein heller Schein fiel nach außen. Die Männer fuhren in Erwartung irgendeines Unbeschreiblichen, Furchtbaren zurück. Aber nichts, gar nichts geschah. Die Türe war breit genug, um leicht zwei Mann auf einmal einzulassen. Mit vorgehaltenen Energiestrahlern drangen die beiden zunächst Stehenden in raschem Entschluß ein. Sie kamen in einen Raum, an dessen Wand sich ein gigantisches Schaltbrett befand und der von der Decke her mit Fluoreszenzlicht beleuchtet war. Man erkannte ferner zwei Tische aus einem hellen Metall und eine Art hochbeiniger und breiter Stühle von eigenartiger Konstruktion, die sichtlich aus demselben Material bestanden. Das Fenster schien aus Glas zu sein. Sonst war der Raum leer, kein lebendiges Wesen war anwesend.

Brand und Keller besichtigten den Raum und kamen auf die Vermutung, daß es sich um eine Art Wachlokal handle, von dem aus wahrscheinlich die Öffnung und Schließung der Schleusentore erfolge oder seinerzeit erfolgt sei. Darauf schien vor allem das Schaltbrett hinzudeuten. Keller konnte sich trotz Brands Warnungen nicht enthalten, einige Druckknöpfe auszuprobieren, und plötzlich erstrahlte der Tunnel in hellem Fluoreszenzlicht.

„Nun haben wir unsere Ankunft wohl schon längst in nicht mißzuverstehender Weise bekanntgegeben“, sagte Keller.

„Und die Folge ist die, daß sich die Seleniten in panischem Schrecken zurückgezogen haben oder uns in einem Hinterhalt auflauern“, erwiderte Brand halb im Scherz, halb im Ernst. Eine nähere Untersuchung ergab, daß der Öffnungsmechanismus zweifellos von lichtelektrischen Zellen bedient wurde.

Man verließ das Wachlokal wieder, worauf sich die Türe schloß, und setzte die Fahrt entlang des Tunnels fort. Nach einer Strecke von vielleicht 250 Metern, längs deren sich nichts anderes als glatte Wände zeigten und die ziemlich stark abwärts führte, erweiterte sich der Tunnel zu einem riesigen gewölbten Raum mit quadratischer Grundfläche, die mehr als hundert Meter Seitenlänge hatte. Er war von der Seite und von der Decke her außerordentlich hell beleuchtet, vermutlich gleichfalls mit Fluoreszenzlicht. In diesen Raum mündeten von drei Seiten her Quertunnels ähnlich dem, durch den die Expedition gelangt war.

Um den Rückweg zu finden, markierte man die Einmündungsstelle des durchfahrenen Tunnels mit einem weißen Kreuz und beschloß, dies auch weiterhin bei allen Abzweigungen zu tun. In der Mitte der Riesenhöhle befand sich eine Art großes, ausgehöhltes, vierseitiges Bassin, dessen Boden von einer eingetrockneten, grauen pulverigen Masse bedeckt war. Brand vermutete, daß hier ein Wasserbehälter vorgelegen habe, dessen Wasser aber seit langem ausgetrocknet war. Das Interessanteste war jedoch an einer Seitenwand ein kleines Duplikat des beim Berg „Hermann Oberth“ aufgefundenen Flugschiffes. Die hier befindliche Kugel hatte bloß einen Durchmesser von schätzungsweise fünfzehn Metern, war aber äußerlich unbeschädigt. Das Schiff stand auf einer Art fahrbaren Untergestells mit Selbstantrieb, das wiederum auf einer Abzweigung des schon bekannten Geleises ruhte. Einige weitere solche, zum Teil größere Motorschlitten, standen auf anderen Geleisen, waren aber leer. Man mußte also annehmen, daß die Flugschiffe auf den Geleisen durch den Tunnel, die Schleusentore und die Querschlucht bis in die Hyginusrille geführt worden und von dort senkrecht emporgestiegen waren.

Das letzte äußere Geleisestück schien allerdings abgetragen worden zu sein.

Neben dem Bassin stand ein kleines einstöckiges Häuschen mit flachem Dach, dessen Tor den gleichen Öffnungsmechanismus hatte wie das Wachlokal im Eingangstunnel. Innen

befanden sich wieder eine Schalttafel und einige Instrumente mit Skalen, deren Bedeutung nicht erraten werden konnte. Der Lichtzeiger eines der Apparate kroch langsam in einer Richtung über die Skala. Brand äußerte die Vermutung, daß es sich vielleicht um ein Fernthermometer handle, das die Außentemperatur der Mondoberfläche anzeige, die sich ja entsprechend der Sonnenbestrahlung gleichsinnig ändern müsse. Das war aber eine bloße Hypothese, für die im Augenblick kein Beweis erbracht werden konnte. Die Beschriftung der Skala wies völlig fremdartige Zeichen auf. Als Brand einen Hebel der Schalttafel niederdrückte, senkten sich plötzlich am Ausgang des Saales in den Tunnel, durch den die Forscher eingetreten waren, von oben in seitlichen Paneelen zwei Metallplatten herunter, die den ganzen Tunnelquerschnitt einnahmen und ein Schleusentor bildeten, zweifellos für den Fall, daß das Außentor gegen die Hyginusschlucht den Dienst versagte. Die Mondbewohner hatten sich also mehrfach gegen den Verlust ihrer inneren Atmosphäre geschützt.

Als Keller im Eingang eines Tunnels ein Blatt Papier hochhielt, wurde es durch einen sehr merklichen Luftzug bewegt. Es gab also eine innere Ventilation der sublunaren (unter der Mondoberfläche liegenden) Räume. Als die Metallplatten mit dumpfem Klirren auf dem Boden aufstießen, bemächtigte sich der Menschen doch eine gewisse erregte Spannung. Sie waren ja nun von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen. War es sicher, daß der Schalthebel die Rückbewegung des Schleusentores bewerkstelligen würde? Keller schob ihn sofort zurück und im selben Augenblick schwebte das Doppeltor wieder zur Decke empor. Diese Gefahr war also glücklich überwunden! Im äußersten Falle hätte man zwar wieder eine Atomsprengmine zur Explosion bringen können, aber man wußte schließlich nicht, welche verheerende Wirkung eine solche in dem geschlossenen Raum gehabt hätte. Außerdem wollte man es möglichst mit den bisher angerichteten Zerstörungen genug sein lassen.

Man beschloß, nun zunächst zu untersuchen, ob irdische Säugetiere in dieser Mondluft leben könnten, und brachte daher aus dem Inneren der Spähwagen einen Käfig mit einigen Kaninchen ins Freie. Die Tiere verhielten sich ganz normal wie in irdischer Luft und benahmen sich in keiner Weise auffällig. Man wollte sie einige Tage lang der Einwirkung der Mondluft aussetzen, um zu sehen, ob sich etwa schädigende Wirkungen irgendwelcher Mikroorganismen zeigen würden. Die Menschen wollten so lange ihre Raumanzüge anbehalten, bis in dieser Hinsicht keine Gefahr mehr bestünde. Ein Chemiker und ein Bakteriologe untersuchten an Ort und Stelle im fahrbaren Laboratorium eines Spähwagens die Luft auf ihre Zusammensetzung und ihren Gehalt an Mikroorganismen. Chemische Zusammensetzung und Druck waren die gleichen wie in dem zertrümmerten Raumschiff an der Mondoberfläche. Eingehende bakteriologische Untersuchungen, auch mit Hilfe des Elektronenmikroskops, ergaben keine Anzeichen für die Anwesenheit von Bakterien und Viren. Die Luft des Mondes schien völlig keimfrei zu sein.

Diese Untersuchungen kosteten einige Stunden Aufenthalt. Dann entschied man sich, für die Weiterfahrt den Tunnel in der Gegenrichtung des Eintrittstunnels zu wählen, um möglichst rasch tiefer in das Mondinnere einzudringen. Dieser Tunnel war beleuchtet und von den gleichen Dimensionen wie der schon bekannte Eingangstunnel. Sein abwärts führender Boden war durch weiße Striche in parallele Streifen eingeteilt, die die Spur starker Benützung durch Fahrzeuge trugen. An beiden Seiten war diese Fahrbahn erhöht und bestand aus einem besonderen Material, das ein sehr engmaschig geflochtenes Metallgewebe darzustellen schien. Möglicherweise handelte es sich um Gleitbänder, die aber derzeit außer Betrieb waren. An der Decke führten zwei Metallschienen in größerem Abstand voneinander hin, und als sich die Wagen weiter bewegten, sahen die Menschen plötzlich an einer der Schienen einen stromlinienförmig gebauten, riesigen Waggon hängen.

Einer der Techniker deutete dieses Fahrzeug als magnetische Gleitschwebbahn. Wie alles, was man bisher im Mond gesehen hatte, stand auch diese Bahn still. Nach einigen Kilometern mündete in den Tunnel ein verhältnismäßig enger Quertunnel ein, in den einer der Spähwagen einschwenkte. Kurz darauf stand dieser vor einem „Glas“-Fenster, das Einblick in einen großen Raum gewährte, in dem vom Boden bis hoch empor, soweit man sehen konnte, riesige Blöcke aus einer bläulichweißen, wie Eis aussehenden Masse gelagert waren. Als diese Entdeckung an Brand und Keller gemeldet wurde, eilten sie sogleich herbei und standen in staunender Hoffnung: Wenn es sich hier um ein Vorratslager von Eis handelte, dann war man überhaupt jeder weiteren Sorge um die Wasserversorgung der menschlichen Kolonie enthoben. Eine gewaltsame Öffnung des Raumes wollte man jetzt keinesfalls vornehmen, hoffte man doch, schließlich das Geheimnis der Öffnung und Schließung sämtlicher noch zu entdeckender sublunarer Räumlichkeiten zu enträtseln, ohne Gewalt anwenden zu müssen. Einer der Chemiker vermutete, daß sich irgendwo auch Reservoirs für flüssige oder sogar feste Luft befinden müßten.

Der Forschertrupp fuhr weiter und da zeigte sich etwas, was jede noch so kühne Erwartung übertraf: Die Kaverne weitete sich zu einer ungeheuren Höhle, die eine ganze Stadt enthielt. Vom Eingang des Tunnels in die Kaverne ging die Fahrstraße leicht geneigt nach abwärts und mündete in einen Straßenzug ein, den eine Reihe phantastisch anmutender Bauten umsäumte. Es waren dies lauter vielstöckige, jedoch kreisrunde Häuser mit vielen Fenstern und flachen Dächern. Im Hintergrund verlor sich der Blick, ohne daß man ein Ende absehen konnte. An verschiedenen Stellen ragten mächtige Stützpfeiler bis an die vielleicht 400 Meter hohe gewölbte Decke der Riesenhöhle empor. Was aber das Erschütterndste war: die Stadt schien gespenstisch tot zu sein, keine Bewegung irgendwelcher Art ließ auf Leben schließen, obwohl von oben her Licht kam.

Doch halt: als die drei Wagen wieder in Linie die breite Straße entlang fuhren, heulte eine Sirene auf, und plötzlich begannen sich zwei parallele, weit voneinander abstehende Gleitbänder in Bewegung zu setzen und auf jedem von ihnen rollte ein Wagen heran, der in einer Höhe von vielleicht sechs Metern nach beiden Seiten waagrechte Arme ausstreckte. Brand gab sofort Befehl zu halten. Doch dann atmeten die Menschen erleichtert auf, als sie erkannten, daß die ausgestreckten Arme, die zusammen die Breite fast der ganzen Straße einnahmen, Saugarme waren, die offenbar elektrisch die Staubteilchen anzogen, die wahrscheinlich durch Lufterlektrizität geladen worden waren. Es waren also einfach zwei „Straßenkehrmaschinen“, die von den irdischen Fahrzeugen keine Notiz nahmen und an ihnen vorüber fuhren, als wenn sie nicht vorhanden gewesen wären. Offensichtlich waren es unbemannte, ferngesteuerte Maschinen. Am Ende der Straße angekommen, fuhren die beiden Wagen in den Tunnel hinein, aus dem die Expedition gekommen war.

Man befand sich wohl in einer ausgesprochenen Wohn- und vielleicht auch Geschäftsstadt. Nirgends war etwas zu sehen, was an irdische Fabriken gemahnte. Oberhalb der Dächer zogen sich in verschiedenen Richtungen, einander kreuzend, die Schienen der Schwebbahn hin, und an verschiedenen Stellen hingen bewegungslos deren Wagen. So sehr es die Menschen gelockt hätte, eines der Häuser zu betreten, unterließen sie es vorläufig dennoch, um sich einen allgemeinen Überblick über die tote Stadt zu verschaffen. Sie hatte allem Anschein nach radiale sowie konzentrisch angeordnete ringförmige Straßen. Man markierte den längs der Häuserfronten zurückgelegten Weg, um ja nicht den Rückweg zu verfehlen.

Nun aber braute sich in der Höhe über der Stadt rasch eine Dunstschicht zusammen, die das Oberlicht abdeckte. Es entstand das Bild eines drohenden Ungewitters, und die Szenerie nahm etwas unheimlich Düsteres an. Nach wenigen Minuten schon fiel heftiger Regen, der fast die Stärke eines irdischen Platzregens annahm. Dieser Regen vollendete die Säuberung

der Straßen, das trübe Regenwasser floß in seitlichen Löchern an den Häuserfronten ab. Die Menschen erlebten seit vielen Monaten wieder einen Regen in dem für eine erstarrte, luftlose Einöde gehaltenen Mond! Ebenso rasch, wie die Trübung gekommen war, zerstreute sie sich auch wieder, und die Fluoreszenzsonnen des Deckengewölbes strahlten wie zuvor ihr weißes Licht herab. Die Physiker untersuchten die spektrale Zusammensetzung dieses Lichtes und stellten fest, daß es im wesentlichen die Zusammensetzung des irdischen Tageslichtes hatte, jedoch mit einer nicht unbeträchtlichen Intensität noch um einige hundert Angströmeinheiten weiter in das Ultraviolette hineinreichte. Man hatte also eine Art „Höhensonne“ vor sich, Licht, wie es auf irdischen Berggipfeln und Gletschern auftritt. Messungen der Luftionisation ergaben, daß die kosmische Weltraumstrahlung durch die darüber liegende Gesteinsschicht stark abgeschwächt war bis auf einen Betrag, der nach den bisherigen Erfahrungen Menschen nicht gefährlich werden konnte.

Wie mochten wohl die Bewohner dieser Stadt ausgesehen haben? Aus ihrer der menschlichen doch recht ähnlichen Bauweise konnte man auf Intelligenzen schließen, die ähnlich den Erdenmenschen waren. Würde man eine Spur dieser Bewohner finden können? Was war aus ihnen geworden? Welches Alter hatte diese Stadt aus „Tausend-und-einer-Nacht“ — oder vielleicht aus „Zwanzig Milliarden Nächten“?

Pflanzenwuchs war bis jetzt nicht entdeckt worden. Wovon mochten diese Seleniten gelebt haben? Für diese Frage schien sich bald eine Erklärung zu bieten. Als die Wagen die Radialstraße bis zum anderen Stadtende passiert hatten, was nach acht bis zehn Kilometern der Fall war, befanden sie sich vor einer weiten Reihe riesiger Glashäuser. Wie jedoch der Blick lehrte, war in ihnen alles abgestorben, keine Beete oder Bäume luden zum Besuch ein, lediglich kohlige Reste und Staub bedeckten den Boden. Dies schien die Vollendung des Beweises dafür, daß die Mondstadt keine Bewohner mehr hatte und tot war, mit Ausnahme einiger mechanischer Einrichtungen, die von Energiequellen gespeist wurden, die noch immer in Betrieb sein mußten.

Die Spähwagen kehrten um und bogen in eine der Ringstraßen ein. Überall bot sich der gleiche Anblick der schönen, sauberen, kreisrunden Häuser, jedes von einer quadratischen Fläche umgeben, deren erdige Beschaffenheit darauf hinwies, daß sie einst einem Garten Platz geboten hatte. Von der Ringstraße bogen die Wagen gegen das Zentrum ein. In der Mitte des Platzes schwebte scheinbar frei im Raum ein Modell der Erde von etwa fünf Meter Durchmesser. Und dieses Modell drehte sich um eine Achse, die geneigt war. Wie sich später herausstellte, entsprach diese Achse der wirklichen Richtung der Erdachse im Sternraum, änderte also dauernd ihre Lage regelmäßig gegen ihre Umgebung auf dem Mond. Das Modell zeigte genau dieselben Oberflächenkonturen wie das in dem zertrümmerten Raumschiff aufgefundene. Es war kein Zweifel, der Globus stellte die irdischen Kontinente und Ozeane zur Alttertiärzeit dar! Die Mondstadt mußte also das unglaubliche Alter von sechzig bis siebenzig Millionen Jahren haben! Die Menschen traten aus den Fahrzeugen heraus und besahen das Wunder aus der Nähe.

„Mir steht der Verstand still“, sagte der Astronom Dr. Gritelius, „ist so etwas überhaupt denkbar? Eine Stadt höchster Zivilisationsstufe aus einer Zeit, in der es noch keine Menschen auf der Erde gab, in einem glänzenden Erhaltungszustand, obwohl sie von ihren Bewohnern verlassen worden ist?“

„Es ist wirklich kaum zu fassen“, entgegnete Brand.

„Aber bedenkt doch“, ließ sich auch Keller vernehmen, „diese Anlagen können durch die Kultur Menschheit der Erde wieder besiedelt werden. Fertige Städte mit Luft und Wasser, mit

Verkehrsmitteln, deren Wiedereingangssetzung vermutlich möglich sein wird! Wir werden das ‚Mondreich‘ begründen!“

„Und du wirst der erste Präsident sein“, spottete Brand.

Etwas abseits von der Mitte des Platzes befand sich ein Eingang, von dem aus eine kurze Treppe abwärts führte. An ihrem Ende erblickte man einen Aufzug, der eine große Menge Menschen auf einmal zu fassen imstande war. Brand wählte zwei Begleiter aus und trat mit ihnen in den Aufzug ein, dessen Türe gleichfalls automatisch aufsprang. Als Brand wahllos einen der Knöpfe an der Wand drückte, senkte sich der Aufzug mit rasch zunehmender Geschwindigkeit abwärts. Dann wurde er weich abgefangen und kam zum Stillstand.

Als die drei Männer ausstiegen, befanden sie sich in einer Halle mit einer Reihe von Bänken, wohl dem Wartesaal einer Untergrundbahn, denn mehrere Türen mit unlesbaren Aufschriften führten zu Wagen mit abgerundeten Formen, die jeder gut dreißig Meter lang waren, aber einzeln auf verschiedenen Geleisen standen. Graphische Fahrpläne auf Tafeln zeigten eine verzweigte Linienführung an, die aber doch harmonische Ordnung und Übersichtlichkeit aufwies.

„Das ist mir aber doch zu riskant, einen solchen Wagen zu besteigen und eine Fahrt ins Blaue zu unternehmen“, sagte Brand.

„Natürlich müssen wir erst die Bedeutung dieses Liniennetzes ergründen, vorausgesetzt, daß sich diese Vehikel überhaupt bewegen“, stimmte einer der Physiker zu.

„Ich möchte aus der großen Ausdehnung des Liniennetzes die Vermutung ableiten, daß es sich um eine Fernbahn handelt, nicht bloß um eine Untergrundbahn unterhalb dieser Stadt“, spann Brand seine Meinung weiter. Diese bestätigte sich alsbald, als man eine zweite, noch größere Übersichtskarte auffand, die die zwei Planigloben der Mondoberfläche darstellte, wieder mit den schon bekannten schwarzen Kreisen für die Mondtore zur Außenwelt. In diesen Mondkarten waren dieselben Linien wie auf dem vorigen Fahrplannetz eingezeichnet, das nur das Liniennetz enthalten hatte.

„Schade, schade“, scherzte einer der Leute, „daß nicht ganz in der Nähe des Plato sich ein Mondtor befindet, sonst könnten wir hier diese Bahn besteigen und dann plötzlich ohne unsere Flugschiffe bei der Felsstation auftauchen. Das gäbe eine schöne Überraschung!“

„Nun, vielleicht können wir eine solche Haltestelle zum Aussteigen bei der Felsstation als Ergänzung selbst bauen“, lachte Brand. „Wenn wir diese Karte des Mondbahnnetzes vor unserer Landung zur Verfügung gehabt hätten, würden wir die Felsstation natürlich oberhalb eines Bahnknotenpunktes angelegt haben. Ich glaube aber — und es scheint nach dieser Karte so zu sein —, daß es noch andere sublunare Mondstädte gibt und daß uns diese des Baues weiterer Stationen auf der Oberfläche entheben werden. Dann werden wir die Felsstation, die wir mühsam gebaut haben, bald nur noch als Museumsobjekt verwenden.“

Die drei Menschen begaben sich mit dem Aufzug wieder zu ihren Gefährten zurück und betrachteten den großen Platz eingehender.

Eines der Häuser schien kein Wohnhaus zu sein, zumindest jedoch in seinem Bodengeschoß, wie aus den zahlreichen Türen zu schließen war, für irgendwelche Versammlungen einer größeren Anzahl von Seleniten gedient zu haben. Keller und Brand beschlossen, es auf eine Untersuchung ankommen zu lassen. Sie stellten eine Begleitmannschaft zusammen und schritten auf eine der Türen zu. Diese öffnete sich nach

dem bereits bekannten System und man befand sich in einem großen Saal, der ziemliche Ähnlichkeit mit einem irdischen Automatenbüfett aufwies. In der Mitte standen zahlreiche Tische mit großen, bequemen Stühlen, was Keller zu der Bemerkung veranlaßte, daß die Seleniten vermutlich doch einen ähnlichen Körperbau wie die Menschen besessen hätten. Längs der Wände zogen sich eingebaute Schränke mit Aufschriften und Abbildungen hin. Diese Abbildungen zeigten zwar nichts, was auf der Erde bekannt war, schienen aber vielleicht Kuchen oder Pasteten, teilweise auch Früchte irgendwelcher Art, darzustellen.

„Jetzt sollte man eben wissen, welches Geld die Seleniten verwendet haben, denn umsonst dürften diese Automaten ja wohl nichts liefern, falls sie — ein mehr als phantastischer Gedanke — etwa noch betriebsfähig sein sollten“, seufzte Keller. Als er seine Hand mit den Greifklammern des Raumanzuges verlangend über eine der Abbildungen hielt, die eine Art prächtiger goldgelber Äpfel darstellte, ertönte plötzlich aus dem Kasten ein minutenlanges Surren, dann öffnete sich ein Spalt, ein Schubfach schob sich heraus — und darin lagen zehn fruchtartige Gebilde in der Größe von Orangen. Keller verging vor Appetit.

„Soll ich“, sagte er, „oder soll ich nicht? Ich muß einfach.“

„Halt“, rief Brand, „laß erst unsere Versuchstiere kosten, vielleicht mögen diese das Zeug!“ Und er gab Auftrag, einige Hunde herbeizuschaffen. Auch solche waren in letzter Zeit auf den Mond gebracht worden. Inzwischen hielt er seine Hand beschwörend über eine Abbildung, die eine Art Schaumtorte darzustellen schien. Wieder das gleiche Spiel des Automaten, binnen wenigen Minuten lagen die zehn Kuchen griffbereit da.

„Lichtelektrische Zellen als Auslöser einer chemischen Küche“, meinte Brand.

„Sonderbar ist nur“, warf Keller ein, „daß hier das dekadische System geherrscht zu haben scheint und daß man alles umsonst bekommt.“

Inzwischen wurden die Hunde hereingebracht. Man bot ihnen einige der aus den Automaten herausgezauberten Präparate an. Sie schnüffelten daran, einer von ihnen nahm aus Höflichkeit eine „Pastete“ ins Maul, biß hinein und ließ sie wieder fallen.

„Die sind irdische Kost gewöhnt“, sagte Gritelius.

„Wahrscheinlich gab es auf dem Mond keine Hunde“, erwiderte Brand. „Anscheinend lebten die Mondbewohner vegetarisch oder noch eher chemisch.“

Eine kirschenartige Frucht fand aber doch Anklang bei zweien der Tiere und sie verlangten, nachdem sie die ersten zehn gefressen hatten, sichtlich noch mehr davon. Der Automat bot keine Schwierigkeit, das Gewünschte zu beschaffen; ein Wink mit der Hand genügte, und gleich darauf wurde die nächste Portion zubereitet, die die beiden Hunde mit Wohlbehagen verzehrten. Ein dritter Hund sah neidisch zu und dann verschlang plötzlich auch er einige der „Früchte“. Brand verweigerte aber den Tieren weitere Kostproben, denn man wußte ja nicht, welche Wirkung diese unirdische Kost auf die Hundemägen ausüben würde.

„Wenn sie's gut überstehen“, sagte er, „dann können wir das Zeug auch probieren, aber nicht vor vierundzwanzig Stunden. Die Substanzen, mit denen diese chemische Küche arbeitet, müssen wohl bei Temperaturen nahe dem absoluten Nullpunkt luftdicht und steril aufbewahrt sein, und außerdem muß ein Gegenmittel gegen die molekulare Umlagerung, die völligen Zerfall bewirken würde, gefunden worden sein, so daß die chemischen Verbindungen noch nach Jahrmillionen normal reagieren.“

„Wenn die Speisen also steril aufbewahrt sind, kann die einzige Gefahr darin bestehen, daß sie etwa für den Menschenmagen unverdaulich sind oder giftig wirken“, fügte Keller hinzu.

Inzwischen hatte einer der Männer in der Nähe einen Apparat entdeckt, dessen Zweck nicht ersichtlich war. Er schraubte an einigen Drehknöpfen herum und drückte schließlich einen der Knöpfe hinein. In diesem Augenblick ertönte eine Stimme aus dem Apparat — eine menschliche Stimme! Und diese Stimme sprach artikulierte Sätze in einer unbekanntem Sprache! Die Menschen riß es fast um. Auf etwas Derartiges waren sie nicht vorbereitet gewesen. Schließlich hatte sich Keller so weit gefaßt, daß er trocken bemerkte: „Die allerletzten Neuigkeiten vom Mond, Tagesnachrichten, sechzig Millionen Jahre alt!“ Nach der Art des Vortrages schien es in der Tat ein Bericht über irgendwelche Ereignisse zu sein, mindestens klang es ganz so wie die Nachrichtenansage irdischer Sendestationen. Leider war die Sprache völlig unbekannt. Bei genauem Zuhören glaubten die Männer jedoch, wiederholt das Wort „Atlas“ zu verstehen. Einer vermutete, daß dies die Bezeichnung des Mondes oder eines Mondstaates, vielleicht auch der sublunaren Stadt selbst sei. Der Redefluß eines längst verschollenen Sprechers ging weiter. Plötzlich endete er.

Nach einigen Augenblicken Pause ertönte aus dem Apparat Musik, ernste, schöne Musik. Die Musikkenner unter den Menschen behaupteten einstimmig, noch selten eine derartig wundervolle Musik gehört zu haben. Einer der Männer drückte einen anderen Knopf zurück und in diesem Augenblick erschienen auf einer Wandfläche farbige Ornamente, geometrische Figuren, Kreise, Ellipsen, Spiralen, Schraubenlinien, farbige Flächen, die von den verschiedenartigsten Kurven begrenzt waren und fließend ineinander übergingen. Sie schienen aber nicht in einer Ebene zu liegen, sondern erweckten zeitweise den Eindruck des Plastischen, also nicht von geometrischen Kurven, sondern von Körpern. Bei genauer Betrachtung schien es, als stünden diese verfließenden, verschwimmenden, sich manchmal sozusagen rhythmisch wiederholenden und auch die Farbe wechselnden Figuren und Körper in einem Zusammenhang mit den Tönen der Musik. Gritelius, der ein großer Musikliebhaber war, erinnerte daran, daß auch von manchen Menschen behauptet wird, sie verbänden mit bestimmten Tönen die Vorstellung von Farben, und vermutete, daß es sich hier um eine Kunstrichtung handle, der dieses Prinzip zugrunde liege. Das Farben- und Figurenspiel war für den menschlichen Geschmack außerordentlich ästhetisch, und auch die Musik, die trotz ihrem Ernste doch etwas heiter Zuversichtliches an sich hatte, fand begeisterte Zustimmung der musikalisch empfindenden Zuhörer. Als Peter Brand meinte, daß man wieder weitergehen müsse, versuchten einige, den Apparat abzustellen, was auch nach Betätigung verschiedener Knöpfe zuguterletzt gelang.

„Die Seleniten scheinen sympathische Wesen gewesen zu sein, deren Empfindungsleben nicht unähnlich dem unseren war“, sagte Keller.

10. Das Mondmuseum

Als die Menschen das „Automatenbüfett“ verlassen und wieder den zentralen Platz betreten hatten, entdeckte einer von ihnen an einer Hausmauer ein Relief auf metallischer Unterlage, unzweifelhaft ein Stadtplan, der allerdings wegen seiner fremdartigen Bezeichnungen und Symbole den Erdenmenschen keine brauchbaren Aufschlüsse gewähren konnte.

Eines der vielstöckigen Gebäude des Hauptplatzes zeichnete sich durch besonders gigantische Größe aus. Brand und Keller beschlossen, es näher zu untersuchen. Dr. Gritelius und einige andere gingen mit ihnen. Das Portal öffnete sich, als sie sich näherten. Sie schritten hinein und befanden sich in einer verhältnismäßig kleinen Vorhalle, aus der eine weitere Türe

in eine große Halle führte. Wieder fielen sie in höchstes Staunen: die Halle enthielt, zum Teil in großen Glaskästen, zum Teil freistehend, eine ungeheure Mannigfaltigkeit irdischer Tierformen in getreuer Lebensechtheit. Es handelte sich um eine besonders gut gelungene Präparationsmethode; die Sterilität der Mondluft hatte das ihrige dazu beigetragen, daß die Museumsobjekte tadellos erhalten waren. Aber diese Tierwelt der Erde entsprach, wie die gefundenen Erdgloben, dem Alttertiär, wie der Geologe Dr. Kallvind sofort feststellte, hatte also vor rund 70 Millionen Jahren gelebt. Es war keine paläontologische Abteilung, sondern eine zoologische Schaustellung der zu jener Zeit lebenden Formen. Kallvind geriet vor Begeisterung außer sich, als er vor einem Eohippus stand, jener hundegroßen, fünfzehigen Urform des Pferdes, aus der sich unser heute lebendes Pferd entwickelt hat. Was gab es hier nicht alles zu sehen, angefangen von Seekühen, verschiedenen nordamerikanischen Nagetieren, Urformen von Schuppentieren, patagonischen Typoterien, nordamerikanischen Schweineformen, dem nordamerikanischen Huftier Phenacodus, bis zu nordamerikanischen Tapiren sowie Beuteltieren, wie zum Beispiel den neumexikanischen Polymastodonten und den patagonischen Polydolopiden. Die Fundorte nannte Kallvind jeweils auf Grund heutiger irdischer paläontologischer Kenntnisse; es war natürlich keineswegs gewiß, ob die in diesem Mondmuseum aufgestellten Exemplare aus dem Untereozän der Erde in der Tat aus den bezeichneten Gebieten stammten.

Plötzlich stieß Kallvind einen Schrei der Erregung aus. Sein kundiger Blick hatte ein an die Halbaffen gemahnendes, nur katzen großes Wesen erfaßt, das nach dem Wissen der Gegenwart mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Glied der menschlichen Entwicklungsreihe anzusprechen war. Es konnte sich hier um einen Vorfahren sowohl der heutigen Halbaffen als auch der Affen, also aller Primaten, handeln. Wenn unsere Kenntnis auf Wahrheit beruht, hatte sich der gemeinsame Stamm noch im Eozän in Halbaffen und echte Affen gespalten. Letztere gliederten sich später in breitnasige Affen Amerikas und schmalnasige Affen Eurasiens und Afrikas. Im Oligozän war eine weitere Verzweigung der Schmalnasen in die Meerkatzenaffen, den Gibbon und den gemeinsamen Urstamm der Menschenaffen und des Menschen erfolgt. Von diesem Urstamm hatte sich im Miozän der Orang-Utan abgespalten. Im Pliozän war dann nochmals eine Trennung des Menschenaffenstammes in Gorilla, Schimpanse und den Vorläufer des Menschen eingetreten. Im Pleistozän, also erst in der Quartärformation, war dann endlich der Mensch selbst auf der Erde erschienen.

„Dieses Stück vor uns ist ein außerordentlich wertvoller Fund für die Paläontologie; die Abstammungslehre findet hier eine glänzende Bestätigung! Wir müssen den Burschen unbedingt auf die Erde bringen!“ rief Dr. Kallvind aufgeregt.

Auch den übrigen Menschen ging die so erhebliche wissenschaftliche Bedeutung dieses Fundes auf, und mit größtem Interesse blickten sie dieser vermutlichen Stammform ihres eigenen Geschlechtes in das tierische Antlitz.

„Wenn uns jemand gesagt hätte, daß wir auf dem Mond eine solche Entdeckung machen würden!“ sagte Keller heiser. Bei weiterem Suchen stellte sich zur unbeschreiblichen Freude des Geologen Kallvind heraus, daß mehrere Exemplare dieses „Archäopithecus lunaris“, wie er ihn vorläufig — allerdings nicht ganz treffend — benannte, vorhanden waren, und zwar Männchen und Weibchen in verschiedenen Altersstufen.

Der Nachbarsaal war der tertiären Pflanzenwelt der Erde gewidmet. In wundervollem Erhaltungszustand befanden sich hier ganze Bäume, Sträucher und zahlreiche Blumenpräparate, zum kleineren Teil in Vitrinen, zum größeren aber frei im Raum. Eine Gruppe stellte eine tertiäre Flußränke dar, an der sich die verschiedensten Tiere erquickten.

Die Expedition befand sich nun schon viele Stunden im Innern des Mondes. Allmählich überkamen Hunger und Durst die Menschen. Die meisten wollten die Helme abnehmen und frei in der Mondatmosphäre essen, aber Brand sprach sich auf das entschiedenste dagegen aus. Er wollte keine Vorsichtsmaßregel außer acht lassen und gebot daher allen, sich in die außerhalb des Gebäudes wartenden Spähwagen zu begeben, wo eine ausgiebige Mahlzeit eingenommen wurde. Die Fahrzeuge waren innen auch mit allen nötigen sanitären Einrichtungen versehen, so daß sich die Menschen ein wenig von dem ermüdenden Aufenthalt innerhalb ihrer Raumanzüge erholen konnten.

Die Neugier gestattete ihnen nur eine kurze Ruhepause, dann setzten sie die Helme wieder auf und begaben sich in das Mondmuseum zurück, wo der nächste Saal untersucht wurde. Dieser war eine paläozoologische Abteilung, er zeigte Tierformen, die schon zur damaligen Zeit, also zum Beginn des Tertiärs, auf der Erde ausgestorben waren. Es gab Versteinerungen, rekonstruierte Skelette aus dem Altertum und dem frühen Mittelalter der Erde. Überraschenderweise fanden sich aber auch vollständig erhaltene, präparierte Tierformen aus der Kreidezeit vor, und so sah man riesige Saurier, wie sie kein Menschauge jemals erblickt hatte. Der Geologe Kallvind geriet vor Enthusiasmus außer sich und versenkte sich in zahllose Einzelheiten, die für die Paläontologie bisher strittig gewesen waren, aber nunmehr eine nie für möglich gehaltene Klärung erfuhren. Es war also anzunehmen, daß die Mondbewohner die Erde bereits im letzten Abschnitt des Mesozoikums, des Mittelalters der Erde, besucht hatten. Kein Mensch auf der Erde hätte es bisher für denkbar gehalten, daß die Saurier intelligente, wengleich von einem anderen Stern kommende Zeitgenossen gehabt hätten. Aber nicht nur Saurier fanden sich hier, sondern auch Säugetiere, die in der Kreidezeit aufgetreten waren, und darunter auch die vermuteten Stammformen der Menschenahnenreihe. Kallvind sah im Geiste bereits einen Teil der Ausstellungsstücke dieses Museums auf die Erde transportiert und sich selbst als Direktor einer paläontologischen Abteilung des Britischen Museums, von dem er annahm, daß es die Objekte um schweres Geld erwerben werde. Die übrigen Museen der Erde würde man, wie er meinte, mit naturgetreuen Kopien der hier vorgefundenen Originale versehen können.

Für den Fachmann nicht weniger interessant war der nächste Saal, der die paläobotanische Abteilung enthielt. Hier fanden sich viele fossile Pflanzen, die Kallvind mit Namen benannte, darunter auch eine Anzahl, von denen er mit Bestimmtheit sagen konnte, daß sie der Paläontologie bisher unbekannt waren. Der übernächste Saal war der Geographie der Erde gewidmet und brachte Darstellungen und Modelle dieses Planeten von der Jura- bis zur Paleozänzeit; offenbar hatten die Astronomen des Mondes schon seit der Jurazeit die Erde beobachtet. Es war dadurch in den Grundzügen eine Kontinentenverschiebung bestätigt, wobei sich Einzelheiten ergaben, die von unschätzbarem Wert für die weitere Ausgestaltung der Theorie waren.

Als die Menschen in den anschließenden Saal eintraten, bot sich ihren Augen ein Rätsel dar, das ihre schon als sicher angenommene Hypothese des hohen Alters der Mondstadt ins Wanken zu bringen drohte. Dieser Saal war zweifellos eine technische Museumsabteilung, die Maschinen, Fahrzeuge, Schiffe und Flugmaschinen enthielt, und bei diesen Erzeugnissen einer hochentwickelten Technik standen Modelle von Menschen! Von Menschen sehr blaßweißer Hautfarbe! Diese menschlichen Figuren waren wohlpräparierte Gestalten mit hoher, gerader Stirn und ziemlich kleinen, schmalen Nasen. Ihre Haarfarbe war dunkel, schwarzbraun bis schwarz, ihre Augen meist hell, ihr Mund schmal und dünnlippig, die Ohrmuscheln enganliegend und klein, die Hände und Füße auch verhältnismäßig klein und zierlich. Die Gesichter waren haarlos, doch konnte dies wohl auch auf die Modellierung des Kunststoffes zurückzuführen sein. Was waren dies für Menschen? In der Tertiärzeit hatte es auf der Erde bestimmt keine gegeben. Außerdem waren die Gesichtszüge fremdartig,

wenngleich für europäisches Empfinden zweifellos anziehend. Die Größe dieser Menschenrasse erreichte, wenn man nach den Modellfiguren urteilen durfte, weit mehr als zwei Meter, es handelte sich also um ein Geschlecht von Riesen. Konnten diese Menschen von der Erde sein? Diese Frage meldete sich erst schüchtern, dann offen, und schließlich sprach einer ganz vorsichtig den Verdacht aus, daß die „Wachsfiguren“ vielleicht die ausgestorbenen Bewohner des Mondes darstellten. Sollte in der Tat die stammesgeschichtliche Entwicklung auf den beiden Schwestergestirnen, auf der Erde und dem Mond, derartig weitgehende Ähnlichkeiten gezeigt haben? Was konnten aber die sichtbarlich für den Verkehr in einer Atmosphäre bestimmten Flugmaschinen und die Schiffsmodelle bedeuten? Konnte der Mond jemals Meere und eine Atmosphäre gehabt haben? Die große Zahl der Meteoritenkrater bewies doch, daß hier während einer jedenfalls sehr langen Periode weder Luft noch Wasser vorhanden gewesen war. Keinerlei marine oder atmosphärisch entstandene Oberflächenablagerungen hatte man bisher irgendwo auf dem Mond aufgefunden. Wo waren denn diese Flugzeuge und Wasserschiffe benutzt worden? Vielleicht etwa auf der Erde? Sollten Ozeanschiffe neben den Sauriern die Erdmeere befahren haben? War es denkbar, daß auf der Erde von einer derartigen vormenschlichen Zivilisation keinerlei Spuren zurückgeblieben wären? Den Menschen begann vor den Ausblicken in diese Rätsel zu schwindeln. Durfte man überhaupt auf eine Klärung dieser Geheimnisse hoffen? Eine eingehende Besichtigung all dieser Modelle ergab, daß ihnen eine Technik zugrunde lag, die weit über unsere heutige menschliche hinausreichte und die offenbar nicht mit Kohle und Öl, sondern wahrscheinlich mit Atomenergiequellen oder aber mit unmittelbarer Verwertung der Sonnenstrahlungsenergie gearbeitet hatte. Manche der Modelle befanden sich in riesigen geschlossenen Kästen oder Aquarien aus glasartigem, durchsichtigem Material und setzten sich auf einen Knopfdruck in Bewegung. Ein Flugmodell, das ferngesteuert sein mußte, flog in Zirkeln und Kurven, bei denen es jedem anderen Objekt auf das exakteste auswich, in dem Museumssaal umher. Unzweifelhaft verfügte es über eine Radareinrichtung. Bei Betätigung eines zweiten Knopfes führte es eine sichere Landung aus, indem es oberhalb des Landepunktes stillstand, sich in gebremstem Fall rasch zu Boden senkte und dann auf seinem Ruheplatz wieder aufsetzte. Längs einer Wand befand sich eine mit Wasser gefüllte, durchsichtige Vitrine, die die ganze Länge dieser Wand einnahm. Die Betätigung des Mechanismus ließ Schiffsmodelle und Unterseeschiffe in einem Riesenbehälter manövrieren. Die Oberwasserschiffe waren stromlinienförmig gebaut und flogen wie Gleiter über die Oberfläche hin, indem sie nur mit dem Heck eintauchten. Die Deckaufbauten waren nicht frei, sondern verdeckt, nirgends waren Rauchfänge zu erblicken, bloß ein einziger Mast ragte empor. Schwimmende Schiffsdocks dienten zur Aufnahme der Schiffe auf hoher See, ja sogar ein Flugzeug flog in der Vitrine umher und landete auf solch schwimmender Insel.

Der erste Saal im nächsthöheren Stockwerk, das man mit einem Aufzug erreichte, war der Astronomie gewidmet. Dieser gewaltig große, quadratische Saal, der mit seiner Seitenlänge von mehr als hundert Metern fast das gesamte Stockwerk einnahm, enthielt ein riesiges Modell des Sonnensystems. Als die Forscher den Saal betraten, setzten sich diese Modelle von selbst in Bewegung. Um die zentrale Sonne kreisten in den entsprechenden Abständen frei schwebend die Planeten, und um sie herum ihre Monde. Das Erstaunlichste war aber, daß in der bekannten Lücke zwischen Mars und Jupiter, in der sich zu unserer heutigen Zeit der Schwarm der kleinen Planeten, die sogenannte Gruppe der Planetoiden, befindet, ein Planet, der etwas größer als der Mars war, eine Bahn einnahm. Der Astronom Gritelius geriet in die gleiche Aufregung wie Kallvind in der paläontologischen und geographischen Abteilung.

„Das ist denn doch zu toll“, rief er aus, „da wären also die Planetoiden in der Tat die übriggebliebenen Trümmer eines zerstörten zehnten Planeten unseres Sonnensystems!“

„Nein, nicht des zehnten, sondern eines von elf“, setzte Brand hinzu und verwies auf einen sehr kleinen Planeten noch außerhalb der Bahn des Pluto. Die Bahn dieses Körpers erreichte beinahe die Saalwände.

„Den kennen wir ja noch gar nicht! Der Leverrier oder Adams als Entdecker dieses transplutonischen Planeten hat sich noch nicht gefunden“, erwiderte Gritelius. Inzwischen hatte Keller noch eine Entdeckung gemacht. Er verwies auf einen winzigen Körper von länglicher Gestalt, der eine Bahn beschrieb, die schräg gegen die Bahn der Erde und des Mars geneigt war.

„Weißt du, was das ist?“ fragte er mit verstecktem Triumph in der Stimme, gegen Brand gewendet.

„Nun?“ ließ sich dieser vernehmen, aber seine Aufmerksamkeit gehörte noch dem transplutonischen Planeten.

„Das ist das fremde Raumschiff, der ‚Fliegende Holländer‘!“ rief Keller aus.

Brand fuhr herum: „In der Tat, du scheinst wirklich richtig zu sehen. Das ist ja unglaublich!“ rief er erregt.

„Dann haben die Seleniten oder die ‚Menschen‘, die dieses Museum gebaut haben, also schon dieses Raumschiff gekannt. Vielleicht haben sie selbst es in den Weltraum gesetzt?“ schaltete sich Gritelius in die Debatte ein.

„Nun gebe ich nicht mehr nach“, sagte Keller, der den Fliegenden Holländer’ irgendwie als zu seiner persönlichen Sphäre gehörend empfand, „wir müssen in der allernächsten Zeit die geplante Expedition in den Weltraum starten, um dieses Schiff aufzusuchen.“

„Ich denke noch an etwas ganz anderes“, erwiderte Brand, „daß nämlich nach diesen Entdeckungen eine weitere Geheimhaltung unserer Mondkolonie nicht mehr verantwortet werden kann. Ich werde bei der norwegischen Staatsregierung darauf dringen, daß die Bekanntgabe in geeigneter Weise erfolgt und die Gelehrten aller Kulturnationen Zutritt zu diesen phantastischen Funden erhalten. Das Leben der Menschheit wird eine neue Wendung nehmen, wir werden unendlich viel lernen, und unsere Technik wird sensationelle Fortschritte machen. Wir werden die Fachleute aller Völker zur Auswertung dieser unglaublichen Schätze benötigen.“

„Das meine ich auch“, stimmte Keller zu, und auch die übrigen Forscher und Techniker schlossen sich dieser Überzeugung an.

»Und nun mache ich noch einen weiteren Vorschlag“, sagte Brand, „nämlich den, daß wir uns nicht mit immer überwältigenderen Eindrücken sozusagen totschiagen, sondern in unsere Wagen zurückgehen und den wohlverdienten Schlaf genießen, nachdem wir die nötigen Wachen aufgestellt haben. Wenn wir dann genügend ausgeruht sind, können wir die Besichtigung fortsetzen.“

Alle fanden diesen Vorschlag ausgezeichnet und die Expeditionsmitglieder begaben sich daher alsbald in die Spähwagen zurück. Nur die Wachen lösten einander ab, bemerkten aber, wie vermutet, nirgends etwas Außergewöhnliches oder Beunruhigendes.

Nach acht Stunden Schlaf waren die Menschen wieder aufnahmebereit für neue Wunder. Sie fuhren abermals in das erste Stockwerk empor und betraten den Nachbarsaal des

Riesenplanetariums. Dieser war der Raumschiffahrt gewidmet. Modelle verschiedenartiger Raumschiffotypen waren zu erblicken, unter denen jedoch diejenige vorherrschte, die die Menschen schon vom „Hermann Oberth“ her kannten. Aber auch von den Rückstoßtriebwerken gab es neue Modelle. Es war klar, daß die Technik dieser Mondbewohner das Problem der Raumschiffahrt in weitaus gründlicherer und überlegenerer Art gelöst hatte, als dies bei den bisherigen ersten Tastversuchen der Erdenmenschen der Fall war.

Die irdischen Raumschiffe erschienen dagegen wie die allerersten Automobile gegen eine neuzeitliche Stromlinienlimousine. Wenn die irdischen Techniker die hier gewinnbaren Anregungen berücksichtigten, dann stand der menschlichen Raumschiffahrt eine geradezu sprunghafte Entwicklung bevor; sie konnte sich unendlich viel mühevoller Versuchsarbeit ersparen.

Im nächsten Stockwerk traf man wieder auf eine zoologische Abteilung. Aber was war das für eine Zoologie! Von der Erde stammte sie sicherlich nicht. Das war eine Ausstellung der sonderbarsten Tierformen, phantastischer, als sie die Erde je in ihrer Vergangenheit getragen hatte. Die merkwürdigsten Fischarten gab es da; Kreuzungen anscheinend aus Schlangen und Fischen; Fische mit Flügeln; rein kugelförmige Tiere mit einem Kranz von Augen, aber ohne jeden Fuß oder Greifarm; scheußliche Drachen mit farbig fluoreszierender Haut und ungeheuren Augen; merkwürdige sechsbeinige Ungetüme, die noch am ehesten Riesenschildkröten glichen; Vögel ohne Federn, vielmehr mit Schuppen bekleidet; Landtierformen, noch riesiger und schrecklicher als die ausgestorbenen Saurier der Erde. Dann aber sah man Tierformen, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit irdischen aufwiesen. Es schien sich also auch auf dem unbekanntem Stern eine Art Säugetierstamm entwickelt zu haben. In dieser Reihe riefen das erregte Staunen der Menschen besonders einige Lebewesen hervor, die nicht unähnlich den irdischen Halbaffen waren und fünfgliedrige Füße und Hände aufwiesen. Und nun kam das Tollste: in dieser Reihe stand auch der Archäopithecus lunaris! Aber in mehreren, verschiedenartigen Exemplaren, die zwar große Ähnlichkeit miteinander hatten, aber doch manche wesentlichen Unterschiede zeigten.

Bei eingehender Betrachtung stellte sich noch etwas anderes sehr Sonderbares heraus. Einige der Exemplare waren sozusagen naturecht, zweifellos Präparationen lebendig gewesener Stücke. Die anderen aber waren künstliche Rekonstruktionen, schienen also ausgestorbenen Formen zu entsprechen. Es erwies sich, daß dies auch für eine ganze Anzahl der übrigen Säugetiere zutraf. Man hatte also offenbar diejenigen Formen, die zur Zeit der Errichtung dieses Museums nicht mehr lebten, rekonstruiert, um einen Stammbaum aufzustellen. Dieser Stammbaum ging weiter, über den Archäopithecus lunaris hinauf, die Rekonstruktionen wurden immer menschenaffenartiger, stellten schließlich einen primitiven Vormenschen dar und endeten in einer echten Präparation eines männlichen und eines weiblichen Exemplares jener mehr als zwei Meter hohen menschlichen Riesenrasse, die in dem technischen Saale als Bedienungsmannschaft der Maschinen dargestellt war.

Die Besucher waren sprachlos. Es handelte sich doch jedenfalls um die Tierwelt eines fremden Planeten, höchstwahrscheinlich nicht des Mondes. Wie war dann das doppelte Auftreten des Archäopithecus lunaris erklärbar? Konnte die Genesis auf zwei Planeten eine gemeinsame Form erzeugt haben? Das schien fast undenkbar. In dem „Erdsaal“ des Museums schloß die Stammesreihe mit dem halbaffenartigen Archäopithecus lunaris ab. In dem Ausstellungssaal des fremden Planeten aber war dieser Archäopithecus nur eine Zwischenform, die zum Menschen führte, der also auf jenem Planeten damals schon lebte, auf der Erde aber offenbar noch nicht als eingeborene Form existierte. Dies schien die Deutung, die sich ergab, wenn man alle Anzeichen und Beobachtungen vereinigte, die bisher vorlagen.

Zur Alttertiärzeit der Erde hatte es den Archäopithecus lunaris gegeben. Auf einem anderen Stern hatte sich schon vorher aus einem diesem Archäopithecus verwandten Geschöpf eine Menschenrasse entwickelt. Kallvind nahm schnell entschlossen eine Reihe charakteristischer Messungen der hier aufgefundenen Archäopithecusformen vor und begab sich dann mit Gritelius als Augenzeuge in den paläozoologischen „Erdsaal“ hinunter, wo er die analogen Messungen an einem dortigen Archäopithecus anstellte. Als er zurückkam, war er vor Aufregung außer sich. Der Archäopithecus lunaris des „Erdsaales“ und die zweifellos natürlich präparierte Abart aus dem „Saal des fremden Planeten“ waren völlig identisch!

„Meine Herren“, sprach Dr. Kallvind mit beinahe vor Aufregung zitternder Stimme, „ich habe dafür im Augenblick noch keine Deutung, außer einer, die so phantastisch ist, daß ich sie vorläufig für mich behalten möchte, um mich nicht lächerlich zu machen.“

Kein Drängen half, er blieb verschlossen und in sich gekehrt und sprach kein Wort mehr.

Ein Arzt kam und brachte den Bericht, daß die Hunde, die am Vortag in dem Mondbüfett gefressen hatten, auf ihre Gesundheit geprüft worden waren und man ihr völliges Wohlbefinden festgestellt hatte. So gab Brand endlich die Erlaubnis, Helme und Raumanzüge abzulegen, was mit großer Erleichterung begrüßt wurde. Allerdings zogen alle Männer Schuhe mit schweren Bleisohlen an, um nicht bei der geringen Mondschnere durch unvorsichtige Bewegungen zwischen den Schauobjekten des Museums Beschädigungen oder Unfälle zu verursachen.

Der Nachbarsaal enthielt eine Pflanzenwelt, ebenso unglaublich und fremdartig, wie es die Tierwelt des unbekanntem Planeten gewesen war. Der Saal war vielleicht dreißig Meter hoch. Trotzdem gab es Exemplare farnartiger Bäume, die bis an die Decke reichten. Eigenartige riesige Blumen waren zu sehen, auf denen präparierte Stücke handgroßer Flügeltiere saßen, die die Rolle irdischer Insekten zu spielen schienen. Die Farbe der Blätter war ein bläuliches Grün, doch fanden sich auch Formen, die hellrot waren. Der Chemiker Svenlund äußerte die Vermutung, daß dieser rote Farbstoff die Rolle des lichtempfindlichen Chlorophylls vertrete. In geschlossenen Glasschränken gab es präparierte Wasserpflanzen mit Formen, die an Quallen der irdischen Meere erinnerten, aber am Grund verankert und grün gefärbt waren. Die Fülle der nie erschauten Formen war so überwältigend, daß die Menschen mehrere Stunden hier verweilten. Und merkwürdig, die fossilen Pflanzenformen aus dem Erdmuseum, die Kallvind unbekannt waren, tauchten zu seiner Befriedigung auch hier teilweise wieder auf.

Sodann gelangten die Menschen in einen kleinen Vorraum, von dem eine Treppe zu einer monumentalen Türe hinaufführte. Über dieser strahlten folgende Schriftzeichen:



Als der erste der Menschen den Öffnungsmechanismus betätigte, ertönte aus einem Lautsprecher oberhalb des Einganges eine feierlich klingende Stimme, die nur ein einziges Wort aussprach, und dieses lautete: „Atlas“. Erstaunt standen die Menschen still und lauschten, ob noch weitere Worte zu vernehmen sein würden, aber dies war nicht mehr der Fall. Die Stimme schwieg.

Als die Menschen den Raum betraten, standen sie auf einer Galerie. Ein kreisrunder Raum war um sie, dessen Boden mindestens fünf Meter unter der Galerie lag. Frei im Raum schwebte eine Riesenkugel von gut acht Meter Durchmesser. Sie stellte einen fremden Stern,

zweifellos einen Planeten, dar, dessen Oberflächenrelief Kontinente und Meere zeigte. Zwei polare Zonen schienen nach ihrer Farbe Vereisungsgebiete anzudeuten, die aber je mindestens dreißig Breitengrade weit gegen den Äquator zu reichten. Zwischen ihnen lagen drei Kontinentalfeln von bedeutenden Ausmaßen, und zwar eine auf der oberen Halbkugel, zwei auf der unteren Halbkugel, die beiden letzten annähernd so einander gegenüber gelagert, daß ihre mittleren Meridiane etwa hundertzwanzig Grad Längenunterschied aufwiesen. Dieser Globus lag mit seiner Achse schräg im Raum und drehte sich so langsam, daß man nach einiger Beobachtung annehmen konnte, er werde sich vielleicht in etwas mehr als einem irdischen Tag einmal um seine Achse gedreht haben. Der Physiker Dr. Elstad äußerte die Vermutung, daß die Kugel in einem ungeheuer starken magnetischen Feld schwebend gehalten werde und durch ein inneres Kreiselssystem ihre räumliche Lage bewahre. Gritelius war der Ansicht, es könne sich bei diesem Planeten nach seiner den Menschen völlig unbekanntem Kontinent-Verteilung um Venus, Pluto, den transplutonischen Planeten oder am wahrscheinlichsten den vermuteten einstigen Planeten zwischen Mars und Jupiter handeln. Das Wort „Atlas“ bedeute vielleicht den Namen dieses Planeten in der unbekanntem Sprache der Seleniten. Brand ging in seiner Deutung noch weiter und erinnerte daran, daß in dem Speisehaus im Lautsprecher mehrfach das Wort „Atlas“ gefallen sei. Es sei also denkbar, daß die Seleniten ursprünglich von dem Planeten Atlas stammten und daß die eben besichtigten Museumssäle Tiere und Pflanzen jenes Planeten zeigten. Er äußerte diese Hypothese mit allem Vorbehalt, aber was man bis jetzt gesehen hatte, sprach nicht dagegen, und sie schien wenigstens einigermaßen imstande, eine Deutung vieler merkwürdiger Dinge zu geben. Dabei blieb allerdings das Rätsel der beiden Archäopithecus-Arten und der Pflanzen, die anscheinend sowohl auf dem fremden Planeten als auch in der Vorzeit der Erde vorkamen, ungeklärt. Schließlich wollte auch Keller nicht zurückstehen und verwies auf die Ähnlichkeit des ersten und vierten Schriftzeichens über der Eingangstüre — von oben gezählt — mit dem griechischen Buchstaben „Alpha“. Der dritte Buchstabe könne ebensogut die Grundformen eines griechischen „Lambda“ darstellen.

„Dann müßte der zweite Buchstabe einem ‚Tau‘ und der fünfte einem ‚Ny‘ entsprechen. Das gäbe dann wirklich ‚Atlas‘. Es dürfte sich um eine Art Rune handeln, und ganz abwegig schiene die Annahme nicht, daß hier wirklich Grundformen der genannten griechischen Buchstaben vorliegen, wenn... ja, wenn! Was sollen denn um Himmels willen die Seleniten und die alten Griechen miteinander zu tun gehabt haben?“ sagte Brand zweifelnd.

„Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang darauf hinweisen“, sagte Keller, „daß der Prophet Elias im Alten Testament in einem feurigen Wagen zum Himmel entrückt wird. Vielleicht fuhr er in einem Raketenschiff der Seleniten zum Mond?“

Brand hob drohend die Faust: „Du bist unmöglich“, sagte er, „solch ein blühender Blödsinn!“

Keller war beleidigt und murrte: „Immerhin eine Arbeitshypothese!“ Dann bot er Brand eine Wette an, daß der Prophet Elias doch von den Seleniten im Feuerschiff zum Mond gebracht worden sei. Brand wandte sich jedoch verächtlich ab.

Man einigte sich darauf, das nächste Stockwerk aufzusuchen. Es enthielt zwei Säle. Der erste, in den man eintrat, enthüllte ein erstaunliches Bild. Ein trüber Schein von der Decke, der von zahlreichen, kaum sichtbaren dünnen Geweben, die von oben herabgingen, zerstreut wurde, beleuchtete eine gespenstische und unwahrscheinlich dünkende Landschaft. Ihre Unwirklichkeit wurde noch durch den Eindruck einer dampf- und nebelgefüllten Atmosphäre erhöht, den das lichtstreuende Gewebe hervorrief. Die Landschaft stellte einen Sumpf dar, aus dem sich teilweise vermorschte, teilweise giftgrüne, aber frisch scheinende Baumriesen und

moosartige Pflanzen von gewaltiger Größe erhoben. Aus dem Sumpf glotzten scheußliche Tiere, die mit keinem heutigen oder früher vorgekommenen Geschöpf der Erde Ähnlichkeit zeigten, außer daß sie Rumpfe, Köpfe und Gliedmaßen besaßen. Die wüteste menschliche Phantasie hätte keine derartigen Ungeheuer erfinden können. Im Vordergrund sah man ein großes Boot, dessen Bug etwas Ähnliches wie scharfe, rotierende Messer trug, offenbar, um dem Boot den Weg durch die Sumpfpflanzen zu bahnen. An der Seite hatte das Boot Raupenbänder, konnte also über Stämme und andere Hindernisse hinwegklettern. Das Boot war offen. In ihm standen einige der schon aus einem der früheren Säle bekannten Riesenmenschen. Sie trugen unbekannte Geräte, die eine Ziel-Vorrichtung erkennen ließen und daher wohl als Waffen gedeutet werden mußten.

„Wo im Sonnensystem mag sich diese Landschaft des Teufels befunden haben?“ fragte Gritelius schaudernd. Kallvinds Paläontologenblick jedoch saugte sich gierig an diesen urweltlichen Formen fest. Beinahe war zu befürchten, daß ihn die Aufregung hinreißen würde, in das Boot zu springen und mit den Seleniten, oder was sonst diese Menschengestalten waren, eine Fahrt durch den Sumpf mit seinen Bestien zu unternehmen. Selbstverständlich war das scheinbare Wasser nicht wirkliches Wasser, sondern eine andere Substanz, deren Oberfläche täuschend Sumpfwasser mit schillernden und irisierenden Reflexen nachahmte. Lange standen die Expeditionsteilnehmer, in den Anblick dieses schaurigen Bildes versunken.

Der anschließende Saal bot wieder eine Überraschung. Abermals schwebte im Raum ein riesiger Weltkörper. Seine Oberfläche wies keine Kontinente und Ozeane auf, sondern war mit vielen Kratern bedeckt. Ganz wenige Bergzüge und eine Anzahl langgestreckter, gekrümmter Erhebungen, ähnlich den Umrahmungen der Mondmare-Ebenen, auch einige Spalten, offenbar durch Verwerfung oder Einbrüche entstanden, zeigten sich. Als die Menschen dies alles näher studierten, erkannten sie: Es war der Mond, dem noch eine große Zahl seiner heutigen Krater fehlte. Die Seleniten hatten den Mond also noch gekannt, bevor seine Oberfläche alle seine heutigen Narben empfangen hatte!

„Ich kann mich nicht erinnern, in meinem ganzen Leben im Laufe von knapp zwei Tagen soviel Überraschendes gesehen und so viele neue Erkenntnisse gewonnen zu haben“, äußerte sich Keller und alle stimmten ihm zu. Was sie hier erblickt hatten, genügte, um die menschliche Wissenschaft zu revolutionieren und ihr ungeahnte Aufschlüsse über uralte Fragen zu geben, aber noch mehr, um ihr neue Probleme und Rätsel zu stellen.

Das nächste Stockwerk beherbergte einen Saal, der wieder ein Landschaftsdiorama enthielt, das aber freundlichere Züge aufwies als die vorhin gesehene Sumpflandschaft aus einem karbonähnlichen Zeitalter irgendeines Planeten. Die Landschaft erinnerte ziemlich stark an eine der heutigen Erde, doch zeigte die Fremdartigkeit der Tier- und Pflanzenwelt, daß sie nicht von der Erde stammte, auch nicht aus deren Vorzeit. Ein blauer Himmel überspannte die Szenerie, die in mildem Sonnenlicht dalag, das, verglichen mit dem auf der Erde gewohnten Licht, stark abgeschwächt wirkte. Die hoch am Himmel befindliche Sonne schien, falls man den Pflanzen und Tieren etwa irdische Lebensgröße zubilligte, kleiner als auf der Erde. Als Gritelius diese Beobachtung machte, sagte er:

„Das könnte vielleicht eine Marslandschaft sein, aber wohl eine aus der Zeit vor vielen Millionen Jahren. Heute kann der Mars nicht mehr so aussehen.“

Menschen waren in diesem Diorama nicht zu erblicken.

Der mittlere, verhältnismäßig kleine Saal enthielt oberhalb des Einganges die Aufschrift



und im Lautsprecher ertönte beim öffnen der Türe das Wort „Ara“.

„Na, da hast du es“, rief Keller triumphierend aus, „die zwei Alpha-Runen, das mittlere Zeichen mag der Embryo eines griechischen ‚Rho‘ sein! Das Wort heißt ‚Ara‘. Das ist der griechische Ares, der Mars.“

„Ich bin sprachlos“, antwortete Brand, „aber langsam beginne ich dir fast zu glauben.“

Damit trat er in das Innere des Saales ein: Wieder eine Galerie und ein tiefer gelegener Boden, über dem frei die Riesenkugel — des Mars schwebte!

Zwar waren die Einzelheiten der Planetenoberfläche so zahlreich, daß sich nur eine verhältnismäßig geringe Ähnlichkeit mit den heutigen, auf der Erde angefertigten Marsgloben zeigte, doch gab es keinen Zweifel, daß es sich um die Marskugel vor vielen Jahrtausenden handelte.

„Nach dem Diorama von vorhin zu schließen“, meinte Kallvind, „dürfte der Mars damals nicht von intelligenten Wesen bevölkert gewesen sein.“

„Es sei denn, daß uns der nächste Saal vielleicht noch solche zeigt“, widersprach Gritelius. Er konnte sich nicht von dem Marsglobus trennen und blieb zurück, um ihn genau zu studieren, während der größte Teil der übrigen Menschen den nächsten Saal betrat. Dieser war wieder ein richtiger Museumssaal mit lebensgetreuen Tiernachbildungen der verschiedensten Gattungen. Keine einzige Form war auf der Erde bekannt, doch gab es solche, die einwandfrei Wirbeltiere waren. Einzelne davon hatten nicht zwei, sondern vier Augen, zwei vorne und zwei hinten. Andere Formen schienen kopflos, die Augen befanden sich im Rumpf, der kurze Gliedmaßen trug.

Die Menschen waren von der Fülle der nie erlebten Eindrücke bereits so müde geworden, daß sie es unterließen, den Saal und seine Schätze eingehend zu mustern. Vielmehr schritten sie bald durch die Türe in den nächsten und letzten Saal dieses Stockwerkes, der einen Ausschnitt aus der Pflanzenwelt, jedenfalls des Mars, beherbergte. Es gab grüne, rote und blaue Pflanzen, Sträucher, Bäume von bizarrer Gestalt. Einige waren allerdings irdischen Formen nicht unähnlich, aber nur in großen Umrissen. Inzwischen waren Gritelius und die anderen nachgekommen, und man beschloß, noch das nächst höhere Stockwerk zu besuchen und dann für heute Schluß zu machen und sich wieder zur Ruhe zu begeben. Dieses Stockwerk enthielt einen einzigen Saal, in den man aus einem kleinen Vorraum eintrat. Der ganze übrige Kreis des Stockwerkes wurde von diesem Saal eingenommen. Oberhalb der Eingangstüre war keine Überschrift, trotzdem ertönte beim Überschreiten der Schwelle im Lautsprecher das Wort „Lotron“.

Den Menschen, die als erste eingetreten waren, entrang sich ein Schreckensruf. Der riesige Saal, dessen Wände ganz und gar schwarz waren, war leer bis auf ein furchtbares Geschöpf, das in der Mitte stand, mindestens sechs Meter hoch, eine Ausgeburt höllischer Phantasie. Die Gestalt stand aufrecht auf zwei gespreizten Beinen, ihr Rumpf war in drei tonnenförmige Abschnitte gegliedert, von denen die beiden oberen je ein Paar Arme trugen, die in komplizierte Klauen endigten, und auf dem Ganzen thronte ein runder Kopf mit drei gewaltigen, weit abstehenden Augen. Wie sich später beim Umschreiten des Ungetüms herausstellte, war sogar noch ein viertes Auge vorhanden, so daß das Fabelwesen nach jeder

Seite blicken konnte. Am Munde saßen Außenkiefer und einige weitere Organe; der Kopf erinnerte dadurch an den eines irdischen Insekts, am ehesten den einer irdischen Heuschrecke. Das Wesen war bekleidet, und zwar war jeder der drei Körperabschnitte mit einem weichen schwarzen Gewebe umgeben, das von großer Festigkeit zu sein schien und mattschwarz glänzte. Die zwei Beine steckten in zylindrischen Röhren und endeten in überdimensionale Schuhe, wie sie vielleicht auf Erden ein Elefant hätte tragen können: Schuhe, deren Form an solche für menschliche Klumpfüße erinnerte. Der Gesichtsausdruck des Giganten war starr, wie der einer Maske, erweckte aber sonderbarerweise den Eindruck hoher Intelligenz. Dieser Eindruck wurde noch durch die Augen verstärkt, die das einzige Menschenähnliche an dem Geschöpf schienen und dadurch das Diabolische der Erscheinung noch mehr verstärkten.

Lange standen die Menschen in sprachlosem Entsetzen. Jeder hatte das Gefühl, das Fabelwesen müsse sich jeden Augenblick in Bewegung setzen und auf sie zuschreiten. Aber nichts dergleichen geschah, es stand völlig unbeweglich und war auch tot wie alle anderen Tiere dieses Museums. Nur langsam konnten sich die Menschen überwinden und näher hinzutreten. Dabei gewannen sie den Eindruck, daß es sich um kein künstliches Modell, sondern um die echte Präparation eines solchen Schauerwesens handle. Keller, der sich langsam zum Fachmann der Selenitensprache zu entwickeln schien, meinte, „Lotron“ sei der Name des Sternes, auf dem dieses Lebewesen, der „Lotrone“, vorkomme oder einst vorgekommen sei. Die völlige Leere des Saales solle wahrscheinlich den furchtbaren Eindruck dieses Geschöpfes unterstreichen, vielleicht auch seine einzigartige und unheilvolle Bedeutung für das menschenähnliche Geschlecht der Seleniten symbolisieren.

Still und schweigsam traten die Menschen zurück, den Blick auf das gräßliche Wesen gerichtet. Sie suchten betreten wieder ihre Wagen auf und legten sich dort auf ihre improvisierten Ruhestätten.

Brand fand aber noch lange keinen Schlaf. Er versuchte eine Deutung für das zu finden, was die Menschen gestern und heute gesehen hatten. Noch einmal überdachte er alles eingehend. Da war diese sublunare Mondstadt, die von intelligenten Wesen erbaut worden war. Sie war vermutlich nicht die einzige Stadt, wie aus den aufgefundenen Netzplänen der Untergrundbahn geschlossen werden konnte. Die Mondstadt war teils mittels pflanzlicher Glashauskulturen, teils auf chemischem Wege ernährt worden. Es gab öffentliche Speisehäuser. Die Mondwesen hatten auch Musik gekannt, schöne, erhabene Musik, und sie hatten Sinn für Farben und Formen besessen. Dieser war bei ihnen zu ästhetischen Kunstwerken gesteigert worden. Plastiken hatte man bis jetzt nicht angetroffen, doch war man ja noch nicht in das Innere der Bauten eingedrungen, mit Ausnahme des Speisehauses und des Museums.

Der Sinn für Wissenschaft war bei den Mondwesen ebenso ausgebildet gewesen wie bei den Erdenmenschen; darauf ließ die Anlage des naturwissenschaftlichen und technischen Museums schließen. Die Maschinen waren mit Bedienungspersonal einer menschenartigen, jedoch sehr großen Rasse dargestellt. Es konnte sich also entweder um eine auf einem anderen Planeten oder Planetenmond aufgefundene Menschenrasse mit technischer Zivilisation handeln, oder aber es waren die Seleniten selbst. Die Bauart der Stühle und Tische, die man vor kurzem auf dem Mond entdeckt hatte, ließ eher letzteres vermuten. Die Entdeckung der Runenschrift bewies, daß die Mondbewohner die Weltraumfahrt beherrscht hatten, und zwar wahrscheinlich schon sehr lange, da sie die Entwicklung der Erde mindestens seit der Kreidezeit kannten. Dies war sowohl durch die geographischen Darstellungen als auch durch die tierischen und pflanzlichen Objekte des Erdmuseums erwiesen. Andererseits hörten die Darstellungen und Funde von der Erde mit dem Alttertiär auf. Seit damals also schien die Mondwelt von ihren Bewohnern verlassen worden zu sein. Diese hatten eine Vorform des

Menschengeschlechts, ein wichtiges Glied des menschlichen Stammbaums, noch lebend gekannt, den Archäopithecus lunaris. Auf dem Heimatstern der Mondbewohner hatte es aber, wenn man aus der Anordnung in den Museumssälen so weitgehende Schlüsse ziehen durfte, gleichfalls zwei einander ähnliche Archäopithecusarten gegeben. Eine davon war zur Zeit des Daseins dieser Mondrasse jedenfalls bereits ausgestorben gewesen, die andere schien damals noch lebendig vorzukommen, war aber, nach äußeren Merkmalen zu schließen, gerade die irdische Stammbaumform des Menschen. Wie waren diese Dinge zusammenzureimen?

Brand sann lange und konnte zu keinem Ergebnis gelangen. Er wiederholte sich alles zum hundertsten Male. Es schien doch zu unwahrscheinlich, daß die Natur auf zwei verschiedenen Sternen zwei fast völlig gleichartige Formen von Lebewesen hervorgebracht hätte. Umso erstaunlicher wäre dies gewesen, da doch alle anderen Lebensformen in sämtlichen übrigen Sälen so große Unterschiede gegenüber den irdischen Lebewesen zeigten. War ein gemeinsamer Ursprung der Menschenrasse beider Sterne denkbar? Brand schrak innerlich zusammen, als ihm bewußt wurde, welchen revolutionierenden Gedanken er damit ins Auge gefaßt hatte. Und er lehnte ihn ab. Das war doch völlig unmöglich! Selbst wenn sich unwahrscheinlicherweise zwei Planeten voneinander getrennt hätten oder wenn, wie es manche Theorien annahmen, der Mond sich von der Erde abgelöst hätte, wäre dies eine solche Katastrophe für eine gegebenenfalls schon vorhandene Lebewelt sowohl des Mutterplaneten als auch seines Tochtersternes geworden, daß die Annahme, so hoch entwickelte Tiere wie der Archäopithecus lunaris könnten ein solches Geschehnis überlebt haben, unter allen Umständen auszuschließen war.

Peters Gedanken umkreisten stets von neuem dieses Dilemma, aber er fand keinen Ausweg, wie sehr er sich auch bemühte. Er erinnerte sich plötzlich der merkwürdigen Andeutung Kallvinds, der einen phantastischen Gedanken gehabt zu haben schien. Er mußte doch versuchen, mit ihm darüber zu sprechen. Dann fielen ihm die anderen außerirdischen Landschaften und die Globen des Mars und des Urmondes ein. Der Mars schien nach der Darstellung des Dioramas — wenn es sich um ein Marsdiorama handelte — damals, vor nunmehr fast siebenzig Millionen Jahren, ebenso wenig wie die Erde intelligente Bewohner gehabt zu haben. Woher aber stammte schließlich das Schreckenswesen vom vermuteten Stern Lotron? War dieser ein Stern des Sonnensystems oder gehörte er etwa gar einem fremden Fixsternsystem an? Und war Atlan der Planet zwischen Mars und Jupiter gewesen, der später zerstört worden und aus dem die heutigen Asteroiden hervorgegangen waren? Konnte dieser Planet Atlan der Heimatstern der Mondbewohner gewesen sein? Wenn ja, warum hatten sie dann den Erdmond besiedelt, nicht aber die Erde selbst, die doch im Tertiär sicherlich schon die Voraussetzungen für eine Wohnstätte höchstentwickelter Intelligenzen von derartig fortgeschrittener Technik besessen haben mußte? Sollten vielleicht Kriege die Mondbewohner veranlaßt haben, Städte unterhalb der Oberfläche des Mondes anzulegen? Schließlich war doch der Mond der ungastlichste Stern, den man sich denken konnte, der keinerlei Voraussetzungen zur Entwicklung höheren Lebens besaß und nur eben mit Hilfe so ungeheurer technischer Hilfsmittel, sozusagen gegen die Natur, zu einer Wohnstätte des Lebens gemacht zu werden vermochte. Nach der Ausdehnung der Mondstadt zu schließen, mußte es sich um eine sehr zahlreiche Mondbevölkerung gehandelt haben. Sollte sich eine solche freiwillig selbst zum Aufenthalt im Innern eines so unwirtlichen Sternes ohne äußere Atmosphäre verbannt haben?

Die Mondhöhlen waren künstlich angelegt, darüber konnte nicht der geringste Zweifel bestehen. Nie und nimmer konnte im Mond selbst dieses Leben entstanden sein und sich zu solcher Höhe entwickelt haben. Infolgedessen waren die Mondbewohner sicherlich von einem fremden Stern eingewandert. Warum? Peters Bewußtsein verblaßte allmählich. Er sah vor

seinem geistigen Auge noch undeutlich das Wesen vom Lotron, und dann war er eingeschlafen.

11. Das Archiv

Von ihrem Schlaf gestärkt, erhoben sich die Menschen. Keller machte den Vorschlag, das Frühstück in dem „Mondbüfett“ einzunehmen. Brand hatte noch immer Bedenken dagegen, aber außer Keller äußerten noch einige andere Teilnehmer der Expedition denselben Wunsch, und schließlich willigte Brand mit dem ausdrücklichen Bemerken ein, daß sie es auf ihre eigene Gefahr und Verantwortung tun müßten. Man begab sich also in den Speiseraum, und nun trafen die einzelnen, wohl von den Vorstellungen irdischer Ähnlichkeiten beeinflusst, ihre Wahl. Keller entschied sich für ein Ding, das an einen sogenannten Wiener Punschkrapfen erinnerte. Als der Apparat seine üblichen zehn Stück hervorgezaubert hatte, biß Keller in eines hinein. Das Ding schmeckte gut, angenehm würzig, aber nicht süß. Am ehesten erinnerte der Geschmack an irdische Pilze. Als er fünf Stück gegessen hatte, tauschte er mit anderen Gefährten und kostete sich so durch eine Reihe weiterer Gerichte durch. Alle äußerten sich sehr befriedigt über die Güte dieser Erzeugnisse der chemischen Mondküche und fühlten sich durchaus gesättigt.

Nach Beendigung dieses ersten Mondfrühstücks fuhren die Männer mit dem Aufzug in das nächste Museumsstockwerk oberhalb des Lotron-Saales, das sie noch nicht kannten. Der erste Saal, den sie betraten, enthielt eine sehr große Zahl mit Fluoreszenzlicht erleuchteter Zellen, die äußerlich geräumigen irdischen Telephonzellen ähnelten, aber innen schalldicht und viel größer waren. In jeder solchen Kabine befanden sich mehrere bequeme Stühle, alle von der nämlichen großen Art, die wohl dem Riesenwuchs der Seleniten angepaßt war, und ein Tisch mit einem aufklappbaren Gestell. Neben diesem lag ein dickes Buch, dessen Blätter aus hauchdünnen Metallfolien bestanden, die mit den schon in zwei Fällen entdeckten runenartigen Schriftzeichen bedeckt waren. Mehrere oder eine Anzahl solcher Schriftzeichen standen meistens beisammen. Brand legte das Buch versuchsweise in das Gestell, klappte es auf, so daß es sich in einer bequemen Lage zum Lesen befand, und tastete dann an einer Schiene des Gestells, das an den „Storchschnabel“ genannten vergrößernden irdischen Zeichenapparat erinnerte. Das Ende dieser Schiene lief in einen kleinen Metallknopf aus, der sich über die Buchfläche führen ließ. Als Brand wie spielend mit dem Metallknopf eine Buchstabengruppe, wohl einige Wörter darstellend, berührte, ertönte an der Wand ein Glockenzeichen, aber nichts weiteres geschah. Nach etwa einer halben Minute jedoch erscholl ein zweites Glockenzeichen, dann ein Klinken, worauf sich in der Tischplatte ein Fach von selbst öffnete und ein zweites Lesegestell mit einem Buch emporstieg. Staunend öffnete Brand das soeben neu angekommene Buch, das keine Schriftzeichen enthielt. Vielmehr setzte sich das aufgeschlagene Blatt in seitliche Bewegung, indem es sich langsam weiterschob, ohne jedoch seinen Zusammenhang mit den übrigen Blättern zu verlieren.

Einige Augenblicke, nachdem diese Bewegung eingesetzt hatte, ertönte aus einem unsichtbaren Lautsprecher in der Wand eine Stimme, die in einer unbekanntem Sprache offenbar den Inhalt dieser Zeilen vortrug.

„Donnerwetter“, entfuhr es Brand, „wer jetzt selenitisch verstünde! Das ist wirklich eine praktische Bibliothek, in der man sich die Augen nicht zu verderben braucht.“

„Aber schlecht geeignet für Taube“, sagte Keller unbewegt.

„Vielleicht gibt's für diese die Sprache der Farbornamente“, parierte Brand, „denn wenn es zur Musik so etwas in Parallelschaltung gibt, warum dann nicht auch zum gesprochenen Wort?“

„Ja, aber wie sollen wir ohne gedruckte Bücher diese Sprache verstehen lernen?“ fragte Gritelius.

„Vielleicht finden wir doch noch gedruckte Bücher oder entdecken wir einen Sprachlehrcurs für selenitische Kleinkinder“, erwidert« Brand.

Gritelius meinte daraufhin: „Da die Seleniten Schriftzeichen besaßen, müssen sie wohl auch Bücher gehabt haben, die mit deren Hilfe gedruckt sind. Schließlich ist ja auch der hier vorliegende Bibliothekskatalog gedruckt und nicht musikalisch oder phonetisch.“

Durch Umlegen eines Hebels gelang es, das sprechende Buch wieder zum Schweigen zu bringen. Unklar blieb allerdings, wie der automatische Rücktransport an den Aufbewahrungsort zu bewerkstelligen sei, und man mußte sich daher entschließen, das Buch an Ort und Stelle liegen zu lassen, zumal kaum die Gefahr bestand, daß es in nächster Zeit ein selenitischer Benutzer der Bibliothek vermissen werde.

Da man im Augenblick mit dieser phonetischen Bücherei nichts anzufangen wußte, begab man sich in den nächsten Saal. Auch dieser enthielt Studierzellen. Diesmal setzte sich Keller in einen Stuhl und wählte in dem Katalog aufs Geratewohl ein Buch. Wieder ertönte das Klingelsignal, dem nach einer halben Minute ein zweites folgte. Abermals öffnete sich der Tisch und spie ein Buch aus. Im selben Augenblick klappte der Stuhl unter Keller, der auf dem Sitz schwebend gehalten wurde, auseinander und verwandelte sich in ein bequemes Ruhelager, während das Buch samt seiner Haltevorrichtung vor Kellers Gesicht schwebte. Der einigermaßen erschrockene Keller lag halb aufrecht auf seiner Couch. Neben seiner Hand befand sich ein Druckknopf. Als er diesen betätigte, ereignete sich mancherlei: Ein sanfter, wundersam parfümierter Lufthauch umspülte seine Schläfen, aus dem Boden erhob sich ein biegsamer Schlauch mit einem abnehmbaren, offenbar auswechselbaren Mundstück, und das Buch öffnete sich. Es enthielt Schriftzeichen, die Wörter zusammensetzten, die wohl von oben nach unten oder von unten nach oben zu lesen waren, denn die Zeilen schienen senkrecht zu stehen. Das Material war wie bei dem phonetischen Buch eine hauchdünne Folie, der Druck bestand aus leicht erhabenen, aufgepreßten, schwarzen Zeichen. Keller nahm das Mundstück, das er für den Ansatz einer Art Pfeife hielt, in den Mund und sog daran.

„Nein, so etwas“, rief er aus: „Kornbrand, prima Qualität. Aber nur Duft, keine Flüssigkeit!“ In diesem Augenblick bemerkte er eine Drehscheibe mit verschiedenfarbigen Feldern an der Seite der Lagerstätte, die mit dem Schlauch und Mundstück zusammenzuhängen schien. Er drehte daran und stellte eine andere Farbe ein. Dann sog er wieder an dem Mundstück:

„Feinste Mondkomposition, Drei-Stern-Sorte“, sagte er dann sachverständig. So kostete er sich der Reihe nach durch die verschiedenen Farben und Duftsorten durch und bemängelte schließlich nur das Fehlen von schwarzem Kaffee. Ein zweiter Knopf betätigte eine Vorrichtung zum automatischen Umblättern des Buches. Als er so etwa eine halbe Stunde verbracht hatte, erscholl plötzlich eine Stimme, die mehrmals hintereinander ein bestimmtes Wort sehr laut wiederholte. Gleichzeitig traf Keller aus einer Öffnung neben seinem Kopf ein starker Luftstrom gegen die Stirne.

„Was ist denn das für ein Unsinn?“ rief er ärgerlich aus.

„Das kann ich dir genau sagen“, lachte Brand: „Wenn der eifrige Leser infolge zu reichlichen Duftgenusses, der natürlich gemessen und automatisch registriert wird, friedlich über seinem Buch eingeschlafen ist, weckt ihn nach einer halben Stunde die Stimme im Lautsprecher und sicherheitshalber bekommt er dazu noch einen Luftstoß gegen die Stirn versetzt.“

„Aha, ich verstehe“, erwiderte Keller verständnisinnig, „damit er weiter riechen kann!“

Leider hatte derzeit längeres Verweilen in diesem Saal wenig Sinn. Sollte es jedoch einst gelingen, hinter das Geheimnis der Mondsprache und -schrift zu kommen, dann bot diese Bücherei die Aussicht auf eine gewaltige Bereicherung des menschlichen Wissens über die Kultur und Zivilisation, die Technik und Wissenschaft des Mondes.

Der nächste Saal wies eine größere Anzahl schalldichter, großer Zellen auf, deren jede zwanzig Stühle enthielt. Gegen das eine Ende der Zelle zu befand sich auf der Schmalseite ein freier Raum, dessen Boden durch weiße Striche gegen den übrigen Teil des Zimmers abgegrenzt war. An der Decke, der gegenüberliegenden Wand und seitwärts befanden sich matt dunkle Felder; ihre Bedeutung war vorerst nicht klar. Die Menschen setzten sich in die Stühle und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Endlich entdeckte Kallvind einen eingebauten Schrank, der sich leicht öffnen ließ und eine ganze Reihe der schon bekannten Kataloge enthielt. Kallvind nahm auf das Geratewohl einen davon heraus, setzte ihn in ein Gestell, das sich in der Kastenwand befand, und führte den beweglichen Metallknopf über eine vermutliche Inhaltsangabe. Wieder ertönte ein Glockenzeichen, der Raum änderte aber sein Aussehen in keiner Weise. Nach einer halben Minute gab es wieder ein Klingelsignal, aus einem unsichtbaren Lautsprecher ertönten Worte und dann standen plötzlich in dem abgegrenzten Raum plastische Figuren, menschliche Gestalten, die aber höchstens einen Meter hoch waren, und bewegten sich und sprachen. Kurz darauf verschwanden sie und machten einem ebenso körperlichen Landschaftsbild Platz, das wohl von einem anderen Planeten als der Erde stammte. Die Zuschauer ließen bewundernde Äußerungen hören, denn hier war das Problem des räumlichen Films bei Tageslicht ohne Projektionsschirm in wahrhaft idealer Weise gelöst. Der Übergang vom Film zum Theater war verwirklicht. Eine einfache, leicht verständliche Handlung rollte ab, eine Darstellung aus einem Gelehrtenleben, aus der man den Eindruck gewinnen konnte, daß ein solches Gelehrtenleben auf jenem Planeten durchaus nichts Ungewöhnliches, vielmehr etwas ziemlich Normales gewesen sei. Ein Wissenschaftler war dort offenbar keine Ausnahmerecheinung, sondern so häufig wie auf der Erde ein Volks- oder Mittelschullehrer. Die Figuren bewegten sich, handelten und sprachen wie auf einer wirklichen Bühne, doch hatte dieses Spiel gegenüber dem Theater den Vorzug, daß es zur Darstellung von Landschaften, Bergen und so weiter keinerlei Kulissen benötigte, sondern die anschauliche Wirklichkeit vortäuschte. Die Menschen standen unter dem Eindruck dieser wunderbaren Kunst und hätten nicht ungern noch weitere Filme angesehen, allein Brand schlug vor, noch das letzte Stockwerk zu besichtigen. Dieses Stockwerk enthielt einen einzigen großen Vorführungssaal, eine Großausgabe der eben gesehenen Kinozellen, offenbar dazu bestimmt, vor einem großen Publikum Filmaufführungen zu veranstalten. Leider konnte die Betätigung der technischen Einrichtungen vorerst nicht erkundet werden, so daß man beschloß, die Techniker damit zu beauftragen.

Ingenieur Lundgren übernahm diese Aufgabe und versprach, sein Bestes zu tun, um bald vor vollem Haus eine Aufführung veranstalten zu können. Eine zweite technische Kommission wurde damit beauftragt, die Untergrundbahn zu erforschen.

Die Expedition entschied sich nun, noch ganz kurz einen Blick in eine der Wohnhausbauten zu werfen. Diese enthielt in jedem Stockwerk eine einzige Wohnung mit mindestens je einem Dutzend Räumen. Die Einrichtungen der mechanisierten Küche, der Wasch- und Baderäume, deren Wasserzufuhr allerdings nicht mehr funktionierte, und der Wohnzimmer grenzten ans Phantastische. Jede denkbare oder vielmehr jede unausdenkbare Art von Bequemlichkeit war hier in raffinierter Weise verwirklicht. Die Menschen glaubten, in einem Traumland zu verweilen. Kein Mensch auf der Erde, nicht einmal der verwöhnteste römische Kaiser der Antike, kein indischer Nabob oder amerikanischer Multimillionär hätten sich rühmen können, über derartige Einrichtungen zu verfügen. Es war wirklich unglaublich, was der Geist der Seleniten alles ersonnen hatte, um das gewöhnliche tägliche Leben, das normale Wohnen, in einer Weise zu gestalten, die dem Mondbewohner jeden neu anbrechenden Tag zu einer Quelle unzähliger Freuden hatte machen müssen, sofern sein Sinn überhaupt noch für diese Wohltaten empfänglich gewesen war, die ihm sicherlich gewohnte Selbstverständlichkeiten bedeutet hatten.

Die Expedition beschloß nun, zur Felsstation zurückzukehren, wo die beiden Leiter der technischen Kommissionen in den nächsten Tagen ihre Sonderstäbe auswählen sollten, um sodann ungesäumt an ihre Aufgaben heranzugehen. Das gesprengte Außentor mußte auch in ausreichender Weise wieder instand gesetzt werden. Man konnte annehmen, daß von dem im Eingangstunnel befindlichen Wachlokal aus seine Funktion steuerbar sein würde.

Als die Expedition in der Felsstation ankam, war für diese die Nacht schon nahe herangerückt. Brand übergab Keller das Kommando über die Menschenkolonie auf dem Mond und reiste mit der „Luna“ zur Erde zurück. Als das Raumschiff in der antarktischen Station landete, herrschte dort noch Polarnacht. Brand wurde von allen Bewohnern der Polstation, die herbeiströmten, um ihn zu sehen, auf das freundlichste und wärmste begrüßt. Er hatte absichtlich vermieden, durch Fernspruch vom Mond Nachrichten über die Entdeckung der Mondstadt auf die Erde gelangen zu lassen. Diese Überraschung hatte er sich persönlich aufgespart und freute sich wie ein Kind darauf. Sogleich für den zweiten Abend berief er eine Versammlung ein, zu der jeder erschien, der gerade dienstfrei war. Für die im Dienst Befindlichen erfolgte nach Möglichkeit die Übertragung seines Berichtes im Lautsprecher. Gespannte Erwartung beseelte alle versammelten Zuhörer, als Brand endlich den Vortragsraum betrat. Mäuschenstille herrschte, man hätte wirklich die berühmte Stecknadel fallen hören können, als er anhub:

„Meine Mitarbeiter, Kameraden und Freunde! Es sind nun fast genau drei Viertel eines Jahres verflossen, seit es uns gelungen ist, mit den beiden bemannten norwegischen Raumschiffen ‚Selene‘ und ‚Luna‘ den Mond zu erreichen. Ich brauche Ihnen die Geschichte dieser Monate nicht zu erzählen — Sie alle haben sie in irgend einer Form miterlebt. In den letzten Tagen aber haben wir Dinge entdeckt, die unsere kühnsten Träume in den Schatten stellen.“

Nun begann der räumliche Film zu laufen und zeigte die Entdeckung des zertrümmerten Selenitenraumschiffes beim „Oberth“. Gebannt starrten die Zuseher auf dieses Bild des ersten außerirdischen Weltraumschiffes. Das Licht leuchtete wieder auf, und am Vortragspult ließ sich Brand weiter vernehmen:

„Meine Kameraden! Sie haben jetzt gesehen, daß es uns gelungen ist, auf dem Mond den Nachweis zu erbringen, daß wir Menschen nicht die einzigen intelligenten Lebewesen im Weltall — waren! Ob wir etwa derzeit die einzigen intelligenten Bewohner unseres Sonnensystems sind, wissen wir noch nicht. Vor sechzig oder siebzig Millionen Jahren jedenfalls, am Beginn der Tertiärzeit der Erde, waren andere da, wie ich vorweg nehmen

will“, — hier machte er eine Pause, die die Spannung fast ins Unerträgliche steigerte, — „Menschen wie wir, zu einer Zeit, da der Erdenmensch erst in seinen tierischen Vorahnen lebte.“

Überraschungsrufe ertönten, dann trat lautlose Stille im Saale ein. Die Zuhörer wagten fast nicht zu atmen.

„Der Mond trägt auch heute noch ein primitives Leben, an einzelnen Punkten seiner Oberfläche strömen Wasserdampf und Kohlendioxyd aus, was wir uns derzeit zunutze machen, um uns von dem Transport flüssiger Luft zum Mond unabhängig zu machen. Diese Spuren einer Atmosphäre genügen, um in den wenigen dadurch ausgezeichneten Kratern die Existenz flechtenartiger Organismen zu ermöglichen, wie Sie binnen kurzem im Film sehen werden. Tierisches Leben konnten wir bisher nicht entdecken. Diese Entdeckung ist sehr bedeutungsvoll — aber für das, was Sie jetzt sehen werden, dafür weiß ich noch nicht die richtigen Worte.“

Und nun folgten die Bilder von der Fahrt in der nachtdunklen Hyginusrille, die Entdeckung der Geleise und des Metalltores. Sofort darauf brachte der Film die Bilder aus dem Inneren des Raumschiffwracks, die das schwebende und rotierende Modell der Tertiärerde sowie die Mondplanigloben mit den schwarzen Kreisen der Eingangstore zur Mondunterwelt zum Gegenstand hatten. Dies war für alle Zuschauer bisher vollkommen unbekannt gewesen. Ihre Nerven waren aufs äußerste beansprucht. Schon begannen neuerlich einzelne Ausrufe der Spannung, des Staunens, der Überraschung zu ertönen. Und jetzt, jetzt kam die Expedition zum Tor in der Querschluft der Hyginusrille, die Sprengung folgte, dann die Fahrt durch den Tunnel, das Wachlokal war zu sehen, der große Saal mit dem zweiten außerirdischen Raumschiff und hierauf der Höhepunkt, die Aufnahmen aus der sublunaren Stadt. Diese letzteren Bilder waren auf das Allerwichtigste zusammengedrängt, zeigten nur kurze Ausschnitte, in denen die Fahrt durch die Radialstraße der Mondstadt und die lunaren Straßenreinigungsmaschinen zu sehen waren, dann das Speisehaus und die Hunde, die als erste die Mondnahrung verkostet hatten. Der Film wurde unterbrochen. Peter Brand stand wieder am Vortragspult. Er blickte über die Versammlung hin, hob die Hand und begann in ernstem Ton von neuem:

„Meine Kameraden! Ich glaube, was Sie bis jetzt gesehen haben, hat Sie alle in seinen Bann gezwungen. Was Sie aber nunmehr zu sehen bekommen werden, das sind Bilder, so außergewöhnlich und unirdisch, daß ich Sie bitten muß, sich mit einem ganz starken Herzen zu wappnen. Diese folgenden Bilder zeigen Ihnen die größten Entdeckungen, die die Menschheit bisher zu machen das Glück hatte. Der Mond hat in seiner Sialkruste einen mittleren Gehalt an radioaktiven Elementen, also an Uranium, Radium und Thorium, der weit unter dem Gehalt irdischer Deckenbasalte liegt. Daher ist die selenothermische Tiefenstufe — jene Strecke, um die man ins Mondinnere dringen muß, damit die Temperatur um 1 Grad steigt — etwa hundert Meter, also dreimal größer als die geothermische in Europa. Das bedeutet, daß in drei Kilometer Tiefe natürliche Temperaturen von rund dreißig Grad herrschen, wenn keine Kühlvorrichtungen in Betrieb sind. Dieser Umstand ermöglichte, daß der Mond mindestens bis vor sechzig oder siebzig Millionen Jahren unterhalb seiner Oberfläche bewohnt war und anscheinend viele Städte mit zahlreicher Bevölkerung besaß. Diese Bevölkerung dürfte, wie ich schon sagte, eine Art menschlicher Rasse gewesen sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Bewohner des Mondes von einem Planeten eingewandert sind, den seine Bewohner oder mindestens die Mondmenschen in ihrer Sprache ‚Atlas‘ genannt zu haben scheinen und der zwischen Mars und Jupiter die Sonne umkreist hatte, später aber durch eine bisher unbekannte Katastrophe vernichtet, zertrümmert wurde. In der Lücke, die dieser Planet gelassen hat, bewegen sich um die Sonne heute die kleinen Planeten,

die mit hoher Wahrscheinlichkeit als seine Trümmerprodukte aufzufassen sind. Die Mondbewohner kannten schon seit Jahrmillionen die Raumschiffahrt und brachten bereits zu Ende der Kreidezeit, also vor nunmehr mindestens fünfundsiebzig Millionen Jahren, Saurier, Pflanzen, aber auch Säugetiere der Erde auf den Mond und stellten sie dort in einem Museum auf. Wir glaubten bisher stets, das Geschlecht der Saurier habe den Erdplaneten zu seiner Zeit als Krönung der damaligen Schöpfung unbeschränkt beherrscht. Wir müssen dies nunmehr insofern einschränken, als wir jetzt wissen, daß in der letzten Periode ihres Daseins auf unserem Planeten dieser zumindest gelegentlich von Menschen eines anderen Sternes besucht wurde, die mit ihrer Technik den Sauriern furchtbare und vernichtende Feinde hätten werden können, wenn sie es gewollt hätten. Später, in der frühen Tertiärzeit, hatte der Stammbaum des späteren irdischen Menschengeschlechtes seinen damaligen Gipfelpunkt in einer Art Halbaffen erreicht, dessen Zeitgenossen die Mondbewohner waren. Sie haben diesen Archäopithecus lunaris, wie wir ihn vorläufig genannt haben, in ihrem Museum aufgestellt, das auch Tiere und Pflanzen der Kreidezeit und des Alttertiärs der Erde enthält. In dem erwähnten Museum haben wir aber auch die Tier- und Pflanzenwelt eines anderen Planeten, vermutlich des Planeten Atlan, angetroffen, auf dem die Stammesentwicklung schon damals seit vielen Jahrmillionen längst bis zum Menschen geführt hatte, einem Menschentyp von über zwei Meter Höhe und für unseren europäischen Geschmack wunderbar schöner Erscheinung. In dessen Entwicklungslinie findet sich ein ganz ähnlicher Archäopithecus wie auf der Erde und sonderbarerweise, was wir bis jetzt nicht zu erklären imstande sind, auch genau derselbe Archäopithecus, der wohl damals auf der Erde den augenblicklichen Schlußpunkt der Entwicklung darstellte. Die menschliche Wissenschaft hat durch diese Funde unerhörte neue Erkenntnisse gewonnen, doch gleichzeitig sind ihr zahlreiche neue Probleme und Rätsel erwachsen. Wir hoffen, daß weitere Funde uns noch wertvolle Aufklärungen von höchster Bedeutung verschaffen werden. Aber nicht nur Natur-Wissenschaft und Technik werden Gewinn aus der Hinterlassenschaft der Mondmenschheit ziehen, auch die Sprachwissenschaft und eine neue kosmische Geschichtsforschung werden ein weites Betätigungsfeld finden, weil die Mondstadt eine Bibliothek, ein Phonogramm- und Filmarchiv enthält, deren Auswertung erst bevorsteht. Ich stehe nicht an zu sagen, daß die menschliche Wissenschaft Jahrzehnte benötigen wird, um alle Funde, die uns der Mond darbietet, verarbeiten und in den Kreis ihres gesicherten Wissens aufnehmen zu können. Und nun, meine Mitarbeiter und Freunde, will ich Sie nicht länger auf die Folter spannen. Urteilen Sie selbst!“

Der Raum verdunkelte sich wieder, und es erschien eine Auswahl der wichtigsten Bilder aus dem Mondmuseum und dem Mondarchiv. Mäuschenstill war es in dem weiten Saal, die Menschen saßen an ihre Plätze gebannt, ganz unter dem überwältigenden Eindruck der räumlichen Bilder, die ihnen die Illusion tatsächlichen Miterlebens vermittelten. Hatten schon Brands Worte ihre Erwartungen aufs höchste gesteigert, so übertraf der abrollende Film alles, was sie sich in ihrer kühnsten Phantasie vorgestellt hatten. Auch die Bilder des technischen Saales fanden bewunderndes Interesse. Wieder blendete das Licht auf. Brand sprach:

„Zum Abschluß, meine Freunde, will ich Ihnen noch eine Entdeckung zeigen, die wir in dem naturhistorischen Museum gemacht haben. Es handelt sich wahrscheinlich um einen Bewohner eines Sternes, der in der Mondsprache ‚Lotron‘ heißt. Sehen Sie das Folgende!“

Das Licht wich wieder dem Dunkel und die Zuschauer erblickten im Film den Vorraum des Riesensaales, sahen die Expeditionsmitglieder durch dessen Türe eintreten und dann — dann ging ein Ruf des Entsetzens durch die versammelte Menge! Vor ihren Augen stand plastisch das schreckliche Riesengeschöpf und neben ihm, gewissermaßen als Vergleichsobjekte zu seiner gewaltigen Größe, die kleine Menschenschar von der Erde, die als erste Erdbewohner dieses Ungeheuers ansichtig geworden waren. Der Eindruck auf die

Zuseher war erschütternd. Es wurde wieder hell, aber der ganze Saal war erfüllt von Aufregung, Rufen, Fragen und es dauerte lange, bis sich Brand Gehör verschaffen konnte:

„Wir wissen nicht, meine Kameraden, was es mit diesem Geschöpf vom Stern ‚Lotron‘ für eine Bewandnis hat. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß es sich um ein Intelligenzwesen handelt. Aus der Tatsache, daß das Mondmuseum in dem großen Saal einzig und allein dieses eine Wesen enthält, möchten wir vorläufig den Schluß ziehen, daß es für die Mondbewohner irgendeine unheilvolle Bedeutung hatte und man von jenem Stern entweder nichts Genaues wußte oder es aus religiösen oder ähnlichen Gründen vermieden wurde oder verboten war, Darstellungen jener außerlunaren Welt zu geben. Es hat fast den Anschein, als wäre dieses Wesen ein im Weltall lebender furchtbarer Feind der Mondmenschheit gewesen; vielleicht hat es irgendwie die Rolle eines real vorhandenen Teufels gespielt. Möglicherweise steht damit auch die Tatsache des völligen Verschwindens der Mondbewohner in einem gewissen Zusammenhang. Zumindest haben wir bis jetzt keine Spur davon entdecken können, daß die Seleniten noch am Leben wären. In diesem Fall wäre sicherlich auch die Sammlung von irdischen Tieren und Pflanzen sowie die Darstellung der Erdoberfläche nicht mit dem Alttertiär abgerissen.

Meine Freunde und Mitarbeiter! Ich habe Ihnen in den verflochtenen drei Stunden eine Art Rechenschaftsbericht über das von uns Erreichte, über unsere Forschungen und Entdeckungen, über unsere Arbeit auf dem Mond abgelegt. Jedem von Ihnen gebührt ein Anteil an dem Verdienst, diese Entdeckungen ermöglicht zu haben. Ohne den vorbehaltlosen Einsatz eines jeden von Ihnen wären sie nicht gelungen. Ich danke Ihnen dafür, auch im Namen meines Freundes Bertram Keller sage ich Ihnen tiefgefühlten Dank. Und nicht zuletzt danke ich Ihnen dafür, daß Sie in vorbildlicher Verschwiegenheit es möglich gemacht haben, bis jetzt vor den Menschen der Erde unsere bisherigen Erfolge geheimzuhalten. Ich habe den Entschluß gefaßt, unsere Regierung zu bitten, diese Geheimhaltung nunmehr fallen zu lassen, und will in dieser Angelegenheit in den nächsten Tagen selbst nach Norwegen fliegen. Ich zweifle kaum daran, daß es mir gelingen wird, die Zustimmung der zuständigen Stellen zu erlangen. Das würde aber für Sie, meine Freunde, bedeuten, daß alle von Ihnen, selbstverständlich nicht gleichzeitig, ihren längst ersehnten Heimaturlaub antreten könnten, den Sie wahrhaftig alle reichlich verdient haben. Nochmals, ich danke Ihnen allen auf das herzlichste!“

Donnernder Beifall, begeisterte Rufe der Zustimmung, Glückwünsche sonder Zahl folgten diesen Worten Brands. Die Menschen erhoben sich von den Sitzen, ihre Ovationen dauerten minutenlang und wollten kein Ende nehmen...

Die nächsten beiden Tage vergingen mit Verhandlungen, die mit der norwegischen Staatsregierung auf dem Funkwege geführt wurden und das Ergebnis hatten, daß Brand eingeladen wurde, auf dem schnellsten Weg, das heißt mit einem kleinen Raketenschiff, das für den Verkehr in der Erdatmosphäre geeignet war, nach Oslo zu kommen.

Am nächsten Tag startete das Raketenschiff ‚Kreuz des Südens‘ zum erstenmal zu einem transkontinentalen Flug. Es hatte seine bisherigen Probeflüge nur im Umkreis der Antarktis ausgeführt. Zwei Stunden bloß benötigte der Flug, zwanzig Minuten das Landemanöver und die Schlußlandung des Schiffes mit dem Fallschirm auf dem Meer. Das Raketenschiff wurde schließlich durch ein Schleppboot in den Hafen von Oslo gebracht. Da die Landung absichtlich in den frühesten Morgenstunden stattfand, hatten sich nur wenige Zuschauer eingefunden. Als Brand in das seiner harrende Auto einstieg, das ihn in das Luftfahrtministerium bringen sollte, stand noch der abnehmende Mond am Himmel. Noch

wußte die irdische Welt nicht, welche unerhörte Bedeutung der bleiche Trabant der Erde für die Menschheit gewonnen hatte.

Brand wurde von den versammelten Regierungsmitgliedern empfangen und auf das wärmste begrüßt. Der Ministerpräsident hielt eine kurze Ansprache an ihn, in der er ihm den Dank des Königs und der Regierung namens des norwegischen Volkes aussprach und ihn bat, diesen Dank auch sämtlichen Mitarbeitern, Forschern, Technikern, Arbeitern und Piloten der Mondstation sowie der antarktischen Polstation zu übermitteln. Dann überbrachte der Ministerpräsident die Einladung des Königs an Brand, im königlichen Schloß vor den Mitgliedern der königlichen Familie und der Regierung den mitgebrachten Mondfilm vorzuführen. So kam es, daß Brand innerhalb von vier Tagen zum zweitenmal seinen Filmvortrag hielt. Die Wirkung war noch viel durchschlagender als bei den Bewohnern der Polstation, denn letztere hatten ja sämtliche Vorbereitungen und den oftmaligen Start der Raumschiffe zur Mondfahrt wirklich erlebt, hatten vieles im Bildfunk gesehen und waren zum Teil sogar selbst auf dem Mond gewesen. Die hier versammelten Zuschauer jedoch hatten zum Teil überhaupt nicht, zum Teil nur aus der Ferne von den Ereignissen gewußt und auch das nur in großen Zügen. Viele Einzelheiten waren ihnen unbekannt geblieben, ganz abgesehen natürlich davon, daß auch in diesem Kreis die jüngsten Entdeckungen der Hinterlassenschaft der Mondbewohner etwas völlig Unvorhergesehenes darstellten. Als Brand auch vor diesem Forum den Film mit der Vorführung des Geschöpfes vom Stern Lotron beendete, saß die große Versammlung in tiefstem Schweigen. Dann nahm der König selbst das Wort und sprach für die ganze Nation Brand und seinen Mitarbeitern tiefbewegten Dank aus.

Die folgenden Verhandlungen mit der Regierung verliefen leicht und ohne Schwierigkeit. Der Film erregte einen so tiefen Eindruck, daß die Meinung einhellig war, man dürfe der Menschheit diese ungeheuren Entdeckungen nicht länger verschweigen. Norwegen hatte sich dadurch ein solches moralisches Gewicht verschafft, daß keine Großmacht der Erde es wagen konnte, ihm die Eroberung des Mondes streitig zu machen. Übereinstimmend herrschte auch in dem Punkt, daß die wissenschaftlichen Einrichtungen der Mondstation den Forschern aller Länder zugänglich gemacht werden sollten und daß bei der Aufklärung der Geheimnisse der Mondstädte die Mitarbeit von Gelehrten sämtlicher Kulturnationen nicht nur äußerst erwünscht, sondern unvermeidlich notwendig sei. Es erging daraufhin sofort die Einladung an die Regierungen aller Erdstaaten, so rasch wie möglich einen Stab der besten Vertreter der Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Geschichts- und Sprachforschung zu einer internationalen Besprechung von höchster Bedeutung zu entsenden. Im Einvernehmen mit der schwedischen Regierung wurde dazu Stockholm ausersehen. Die Besprechung sollte am Ort der Verteilung der Nobelpreise erfolgen. So zeigte Brand eine Woche später seinen Film zum drittenmal, diesmal vor einem sachverständigen Publikum von Fachleuten, die aber von den bisherigen Ereignissen überhaupt keine Kenntnis gehabt hatten und daher um so mehr überrascht waren, zum Teil schmerzlich überrascht, denn manche der Teilnehmer hatten sich gleichfalls mit dem Problem des Weltraumfluges befaßt und waren der Verwirklichung teilweise schon recht nahe gekommen. Nun mußten sie jedoch erfahren, daß andere Techniker und Forscher sie insgeheim überflügelt und nicht nur den Ruhm der Priorität, sondern vor allem den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg dieser ersten Entdeckung davongetragen hatten. Die Bilder des Filmes wirkten so überzeugend echt, daß selbst bei diesem wahrhaftig kritischen Gelehrtenpublikum kein Zweifel und kein Widerspruch laut wurde und die rein menschliche Erschütterung alle in ihren Bann schlug. Schweigepflicht wurde ihnen keine auferlegt, da zur selben Stunde Telegraph und Radio die ersten amtlichen Mitteilungen in alle Welt verkündeten. Die Menschheit stand kopf!

Das Ergebnis der Besprechungen war die Begründung eines internationalen Ausschusses für die Mondforschung, dem ein Rat aus je einem Vertreter sämtlicher beteiligter Nationen vorstand. Zum Präsidenten dieser Gesellschaft für das nächste halbe Jahr wurde einstimmig Brand und als seine Stellvertreter für die nächsten zwei Jahre der leider nicht anwesende Bertram Keller, der amerikanische Astronom Robbins und der russische Geophysiker Pawlow gewählt.

Brand konnte in jeder Hinsicht mit dem Ergebnis seiner Besprechungen und Konferenzen zufrieden sein. Jeder einzelne Arbeiter und Angestellte der Pol- beziehungsweise der Mondstation wurde für einen langen Urlaub sowie für Gehalts- und Rangvorrückungen vorgesehen.

Brand hatte seinen Aufenthalt über den ursprünglich geplanten Termin hinaus verlängern müssen und ließ dies über die Polstation auf den Mond melden. Von dort wurde ihm geantwortet, daß die Erforschung der Mondstadt und insbesondere des Archivs große Fortschritte gemacht habe und ihn die Mitteilung neuer, wichtiger Entdeckungen erwarte. Er möge also so rasch wie möglich zurückkehren. Brand bemühte sich daher, alle Besprechungen und Verhandlungen in Europa möglichst schnell abzuschließen, und flog nach drei Wochen Aufenthalt in Europa Mitte Oktober wieder zur antarktischen Station zurück, wo schon bald der ununterbrochene Polartag zu erwarten war.

12. Die Kunde in der Weltöffentlichkeit

Generaldirektor Dr. Ing. Walter Kühn saß vor seinem Schreibtisch und studierte einen statistischen Bericht über die Produktion der Walzwerke seines Konzerns. Das Telephon schnarrte. Er hob den Hörer auf:

„Herr Ingenieur Böttger wünscht Sie zu sprechen, Herr Generaldirektor.“ Die Verbindung wurde hergestellt: „Herr Generaldirektor, hier spricht Böttger. Haben Sie schon die sensationelle Radiomeldung gehört?“

„Was für eine Meldung meinen Sie, Herr Böttger? Was ist los, gibt's vielleicht wieder Krieg in China oder hat man neue Uranvorkommen in der Antarktis entdeckt?“

„Viel, viel unglaublicher! Sie wissen also wirklich noch nichts davon? Gibt es denn so etwas? Darf ich Ihnen berichten kommen?“

„Bitte kommen Sie, Herr Böttger, ich bin gespannt.“

Kurz darauf trat Böttger ein. Der Generaldirektor ließ ihn Platz nehmen und bot ihm eine Zigarre an. „Also schießen Sie los, Herr Böttger!“

Dieser holte tief Atem und sprach dann: „Eine norwegische Expedition hat den Mond erreicht! Als erste in der Welt, mit Weltraumschiffen, die mit Atomenergie betrieben sind!“

„Um Gottes willen!“ Der Generaldirektor schlug erregt mit der Hand auf den Schreibtisch. „Das ist ja wirklich eine einzigartige Sensation!“ Nachdem er seine im ersten Augenblick verlorene Fassung wieder zurückgewonnen hatte, fragte er mißtrauisch: „Aber vielleicht ist das nur eine Mystifikation?“

„Das kann man bis jetzt noch nicht mit Sicherheit feststellen“, war Böttgers Antwort. „Die weiteren Mitteilungen klingen so phantastisch, daß man fast versucht sein könnte, das Ganze

für eine Ente oder einen schlechten Scherz zu halten. Man wird auf jeden Fall neue Nachrichten abwarten müssen.“

„Aber vielleicht“, wunderte sich Kühn, „stimmt die Sache doch? Was ist weiter gemeldet worden?“

Böttger teilte seinem Chef in kurzen Worten den Inhalt der Radiomeldung mit und versäumte nicht, besonderes Gewicht auf die Mitteilung zu legen, daß die Norweger auf dem Mond angeblich Nickeleisen in schwerer Menge gefunden hätten. Wenn sie nun die Möglichkeit und die Absicht hätten, diese Legierung mit billigen Transportkosten auf die Erde zu schaffen, so könnte unter Umständen der Metallmarkt auf der Erde davon beeinflußt werden. Der Generaldirektor sog an seiner Zigarre.

„Wenn das alles wahr ist“, sagte er, „dann müssen wir so bald wie möglich Näheres darüber zu erfahren und mit den Norwegern in Verbindung zu treten suchen. Stellen Sie sich das vor! Wahrscheinlich meteorisches Nickeleisen mit seinem Gehalt an Kobalt und Edelmetallen! Welcher Preissturz auf dem Weltmarkt kann daraus hervorgehen, wenn die Norweger etwa diese Metallmengen auf den Markt zu werfen imstande sind! Vorausgesetzt natürlich“, warf er nachdenklich ein, „daß sie den Transport zur Erde billig genug bewerkstelligen können. Wir müssen auf jeden Fall sofort mit ihnen ins Gespräch kommen.“ Und nach kurzem Nachdenken setzte er fort: „Ich werde sofort selbst nach Oslo fliegen und mit den maßgebenden Herren Fühlung aufnehmen. Die Sache hat vielleicht doch Hand und Fuß. Ich darf Sie bitten, alles Nötige umgehend zu veranlassen. Ich verreise auf einige Tage, und zwar sofort. Lassen Sie bitte den Reisekoffer aus meiner Wohnung besorgen und das Flugzeug startbereit machen.“

„Bitte, Herr Generaldirektor“, erwiderte Böttger, „Sie können sich ganz auf mich verlassen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen guten Erfolg zu Ihrem Unternehmen wünsche.“

„Ich danke Ihnen, Herr Böttger. Ich fürchte aber, ich werde nicht der einzige Eisenmann sein, der nach Oslo eilt...“

Auf dem Fischmarkt in London bediente Mrs. Kilrain ihre Stammkundschaft. „Haben Sie die Sondermeldung im Radio gehört, Mrs. Butler?“ fragte sie eine Käuferin.

„Nein, ich selbst nicht“, antwortete die Angesprochene, „aber vorhin im Gemüseladen hat man so merkwürdige Dinge gesprochen, über den Mond! Ein norwegisches Flugzeug soll da oben Menschen und Städte entdeckt haben.“

„Ich hab's schon damals vorausgesagt, als die Deutschen uns im zweiten Weltkrieg mit ihrer V 2 beschossen, daß in ein paar Jahren die Raketen bis zu den Sternen fliegen würden“, ließ sich eine andere Frau vernehmen und fuhr fort: „Die Amerikaner haben ja dann wenige Jahre nach dem Ende des Krieges angekündigt, daß ihre Raketen sehr bald so weit sein würden, den Mond zu erreichen. Mich wundert heutzutage gar nichts mehr. Vielleicht kommen eines Tages dann wirklich die Marsmenschen herunter zu uns und bringen uns um.“

„Dazu brauchen sie wohl gar nicht herunter zu kommen“, sagte Mrs. Kilrain, „es genügt, wenn sie vom Mars ein paar Super-Atombomben herüberschießen.“

Die erste Käuferin ließ sich wieder hören: „Auf dem Mond sollen unbekannte Meere entdeckt worden sein, die man von der Erde aus gar nicht sehen kann. Sie enthalten sicherlich ganz unbekannte Fische. Ich meine, diese wird man sehr bald hier auf dem Fischmarkt zu kaufen bekommen.“

Das war ein ganz neuer Ausblick, den Mrs. Kilrain noch nicht in Betracht gezogen hatte. Sie stand verblüfft und nachdenklich da. Ihre Überlegungen wurden aber von einer neuen Käuferin unterbrochen, die besser Bescheid wußte: „Damit wird's wohl nichts werden, denn in der Meldung ist ausdrücklich gesagt worden, daß der Mond auf seiner Oberfläche keine Luft und kein Wasser besitzt. Angeblich haben die Astronomen das schon immer behauptet. Also kann es dort droben auch kein Meer und keine Fische geben.“

„Ja, aber in der Meldung war doch die Rede von einem... na, wie hieß es doch nur? Ja, so war's... von einem ‚Mare veri...‘, weiter weiß ich's nicht mehr, aber mein Sohn, der Latein studiert hat, hat gesagt, daß ‚Mare‘ der lateinische Ausdruck für ‚Meer‘ ist.“

Dagegen vermochte nun keine der Frauen etwas zu sagen. Sie einigten sich schließlich darauf, man müsse wohl weitere Nachrichten abwarten, und Mrs. Kilrain wußte nicht recht, ob sie in der nächsten Zeit mit der Lieferung von Mondkarpfen werde rechnen können oder nicht...

Den ersten Meldungen, die über die Welt hin eilten, folgten in kurzen Abständen weitere Nachrichten, die eine ungeheuerliche Aufregung unter den Menschen hervorriefen. Der Mond wurde ganz große Mode und verdrängte jede Politik. Die politischen Spannungen in den verschiedenen Wetterwinkeln der Erde waren vergessen. In einem kleinen südamerikanischen Staat herrschte gerade wieder ein Bürgerkrieg. Die Regierungstruppen schlugen den Aufständischen vor, in den Stunden, in denen die Radionachrichten aus der Hauptstadt gesandt wurden, nicht zu schießen und zu kämpfen, und es wurde ein gewohntes Bild, daß sich zu diesen Sendungen die Soldaten beider Parteien einträchtig um einen Lautsprecher scharten, den diejenige Partei zur Verfügung stellte, die an dem betreffenden Frontabschnitt gerade über einen Radioempfangsapparat verfügte. Nachher diskutierten die Gegner heftig untereinander über das Gehörte und rauchten ihre Zigarillos dazu, wobei meist einer Mondpartei eine Partei derer gegenüberstand, die gegen die Ausdehnung der menschlichen Macht auf einen fremden Stern eingestellt waren, wo die Menschen ihrer Meinung nach nichts zu suchen hätten. Diese Parteibildung war völlig unabhängig von der politischen Einstellung der Streitenden, und die Anhänger des Mondes, die sich aus Aufständischen und Regierungssoldaten zusammensetzten, einerseits, die Antimondler, die gleichfalls aus Rebellen und Regierungstruppen bestanden, andererseits, gerieten einander oft in die Haare. Sobald die Debatten abgeebbt waren, gingen die Truppen beider Parteien neuerlich in Stellung und, wenn nicht gerade Mittagsruhe herrschte, schossen sie wieder aufeinander. Doch war es nicht mehr die wahre Begeisterung: Der Bürgerkrieg versandete bald infolge allgemeiner Lust- und Interesselosigkeit der Kämpfenden, sehr zum Verdruß der Regierung und ihres Gegenkandidaten. So hatte der Mond erstmals auf der Erde als Friedensstifter gewirkt.

In den Hutsalons der in der Mode führenden Städte wurden Damenhüte „à la lune“ letzter Schrei und auf den Stoffen der Frauenkleider, aber auch auf den Krawatten der Männer tauchte vielfach bereits die Mondsichel als Muster auf. Die Kinder spielten „Fahrt zum Mond“. In den Zeitungen eroberte der Mond die erste Seite, und eine Zeitlang fragte ein Bekannter den anderen, wenn er ihn morgens auf der Fahrt ins Amt oder Büro in der Straßenbahn oder im Autobus traf, nicht nach dem Befinden von dessen Familie, sondern danach, was er Neues vom Mond erfahren habe. Auf den Volkssternwarten drängte sich das Laienpublikum und verlangte voll Neugier den Mond zu sehen. In den Zeitungen erschienen leichtfaßliche Anweisungen zum Bau einfacher Brillenglasfernrohre und Teleskope, und die großen optischen Firmen konnten in kurzer Zeit nicht mehr die Nachfrage nach Linsen und Teleskopspiegeln decken. Die Liebhaberastronomen schossen wie Pilze aus der Erde und schliffen sich ihre Linsen und Spiegel selbst. Solche, die auf diesem Gebiet schon etwas

Erfahrung hatten, errichteten allgemein zugängliche Kurse, in denen die Herstellung kleiner Fernrohre gelehrt wurde. Die Volkshochschulen in allen Städten und Ländern mußten die Zahl ihrer astronomischen Vorlesungen und Kurse verdrei- und verfünffachen. Fernrohrbesitzer richteten sich auf öffentlichen Plätzen ein, und für ein paar kleine Münzen konnte jeder, der dazu Lust hatte, einen Blick zum Mond tun. Und ein jeder hatte dazu Lust! In den Tagen um Neumond starteten die Menschen voll Ungeduld auf den Himmel, als ob sie den Mond durch Bitten dazu bewegen könnten, doch früher, als in der Tat zu erwarten war, wieder am Himmel zu erscheinen. Die Fünzigpfennigromane, die über Abenteuer auf dem Mond handelten, hatten Hochkonjunktur. Jeder, der irgendwie das Zeug zum Schriftsteller in sich zu spüren glaubte, schrieb einen Mondroman.

Und dann kamen die ersten Originalfilme. Die Kinos waren schon am ersten Tag auf Wochen hinaus ausverkauft. Brand hatte eine sehr große Menge an ausgewähltem Filmmaterial zur Verfügung gestellt, weit mehr, als er bei seinem eigenen Vortrag gezeigt hatte. Eine amerikanische Filmgesellschaft erwarb gegen einen DollARBetrag, der sieben Nullen hatte, das Alleinvertriebsrecht.

In Neuseeland besuchten die Mitglieder des dortigen Alpinistenklubs geschlossen den Film über die Erstbesteigung des Pico durch Ordning und seine Gefährten. Stunden um Stunden hatte sich die Mannschaft emporgekämpft. Im Film war diese Zeit natürlich stark zusammengedrängt. Die Zuseher erlebten den harten Kampf der Expedition förmlich mit, der räumliche Film vermittelte ihnen die Eindrücke so deutlich, als wenn sie selbst Teilnehmer an dieser Besteigung gewesen wären. Es war ein großer Genuß für diese berggewohnten Männer, und manch einer von ihnen äußerte den Wunsch, so bald wie möglich selbst an einer solchen Mondbergbesteigung teilnehmen zu dürfen. Schließlich trennten nur noch hundert Meter die Expedition vom Gipfel des Pico, auch diese wurden nach einer letzten Rast geschafft, und jetzt hörte man, wie die Teilnehmer in ihre Sprechmikrophone einander gegenseitig „Hurra“ zuriefen. Dann errichteten sie das erste Gipfelkreuz von Menschenhand auf dem Mond. In diesem Augenblick brach die ganze Versammlung der Zuschauer in begeisterte, spontane Beifallsrufe aus. Nach Beendigung der Filmvorführung telegraphierte der Präsident des neuseeländischen Alpenklubs, Mr. Hutchinson, an Dr. Brand, Anschrift „Norwegische Polstation auf Otto-Hahn-Land“, die Bitte, ob er einer ausgewählten Gruppe des Klubs die Gelegenheit zu einer Bergbesteigung auf dem Mond gewähren wolle. Mitglieder des Klubs seien bereit, für sich und ihre Kameraden jeden Preis für den Flug zum Mond und zurück und für die Kosten des dortigen Aufenthaltes zu erlegen. Nach vierundzwanzig Stunden war Brands Antwort da. Sie enthielt die Einladung an den Klub, dreißig frei zu bestimmende Mitglieder als Gäste Brands völlig unentgeltlich auf den Mond zu befördern und dort eine beliebige Bergexpedition oder auch, falls gewünscht, deren mehrere ausführen zu lassen. Der dazu nötige Aufenthalt auf dem Mond könne bis auf ein halbes Jahr ausgedehnt werden. Mr. Hutchinson berief sofort eine Vollversammlung des Klubs ein und teilte den in zweifelnder Spannung Harrenden Brands Antwort mit. Es ist schwer zu beschreiben, welcher jubelnden Beifall diese Ankündigung hervorrief. Die dreißig Glücklichen wurden durch das Los ausgewählt und begannen alsbald ihre Vorbereitungen. Zwei Wochen später wurden sie vom Raketenschiff „Kreuz des Südens“ abgeholt und zur Station Forellensee gebracht, von wo sie nach wenigen Tagen mit der „Luna“ zum Mond flogen.

Die Akademien der Wissenschaften und die Hochschulen der einzelnen Staaten der Erde hatten in den nächsten Wochen ein großes Programm zu bewältigen. Aufstellungen aller führenden Gelehrten und Techniker dieser Länder, aber auch deren bester jüngerer Mitarbeiter, wurden gemacht. Dann wurden in jedem Land von einem leitenden Komitee unter zahlreichen Bewerbern, die sämtlich ärztlich untersucht worden waren, die besten ausgewählt, soweit sie die gesundheitlichen Bedingungen erfüllten. Da die Zahl der Bewerber

allenthalben überaus groß war, wurden sie in mehrere Turnusse eingeteilt. Die Vormerkungen erstreckten sich bis zu zwei Jahren, denn die vorgesehene Studienzeit auf dem Mond belief sich auf drei bis sechs Monate. Noch nie hatte die Erde so viele auserlesene Köpfe für ein gemeinsames hohes Ziel aufgeboden und vereinigt.

Inzwischen stürmte das Publikum die Filmtheater und Vorführungssäle der Mondfilme. Die Eintrittskarten wurden begehrter Gegenstand des Schwarzhandels. Zehnfache Preise wurden gern bezahlt und waren an der Tagesordnung. Wissenschaftler und Techniker allerdings erhielten die Karten für Sondervorführungen umsonst zugeteilt. Ihnen waren grundsätzlich alle gezeigten Filme zugänglich. Einer der ersten öffentlich freigegebenen Filme war der von der Mondumfahrung des „Meteor 12“. Er bereitete auf das vor, was nachkommen sollte. Vor dreiviertel Jahren hätte dieser Film für sich schon eine ungeheure Sensation dargestellt, heute erschien er als bloße Einleitung und wirkte fast wie ein künstlich gestellter Spiel- und Trickfilm gegenüber den späteren Aufnahmen der Menschenexpedition. Einen der packendsten Eindrücke riefen regelmäßig die nächtlichen Fahrten der Lastwagen zwischen den Raumschiffen und der Felsstation hervor, jene Fahrten unter dem leuchtenden Sternenhimmel des Mondes, in einer absolut nachtschwarzen, gespenstischen Landschaft, die nur auf kurze Strecken hin vom Licht der Scheinwerfer erhellt wurde. Beim Anblick des Geschöpfes vom Stern „Lotron“ verfielen manche Frauen unter den Zuschauern in Schreikrämpfe. Es wurde daher fortan vor dem Erscheinen dieser Aufnahmen eine Lichtpause eingeschaltet und das Publikum aufmerksam gemacht, daß die kommenden Bilder nur für Betrachter mit starken Nerven bestimmt seien. Trotzdem wurden noch immer viele weibliche und auch manche männliche Zuschauer aufs tiefste erschreckt, wenn dann dieses Ungeheuer sichtbar wurde, das natürlich im räumlichen Film weitaus wirklicher und grausiger wirkte als in den früher üblichen zweidimensionalen Filmen.

Wer erwartet hatte, daß der Mondrummel nach wenigen Wochen wieder abklingen werde, sah sich darin getäuscht, denn die ständig vorn Mond eintreffenden Nachrichten wurden immer sensationeller und phantastischer. Die Erde lebte in einem Taumel.

13. Die Bewohner des Atlan

Inzwischen war auf dem Mond ein neues Raumschiff fertiggestellt worden. Die „Urania“ hatte den zweifachen Fassungsraum wie die „Selene“ und die „Luna“ und sollte vorläufig auf dem Mond bleiben, da man für Großraumschiffe ihrer Art einen Weltkörper mit geringerer Schwerkraft als Operationsbasis vorzog. Ein solches Gestirn — im vorliegenden Falle der Mond — erforderte viel weniger Energie zur Erreichung der im Vergleich zur Erde wesentlich geringeren parabolischen Geschwindigkeit, die zum Verlassen seines Anziehungsbereiches notwendig war. Außerdem fiel beim Mond der Widerstand der Atmosphäre fort. Sehr bald wollte man ja die Großraumschiffe von der zu erbauenden Außenstation der Erde in den Weltraum starten lassen.

Das neue Schiff hatte einen anderen Reaktionsmechanismus als die früheren. Deuteronen wurden durch Plutoniumspaltung mit so großer Stoßenergie versehen, daß je zwei zusammentreffende Deuteronen miteinander die d-d-Reaktion eingingen, die durch die nukleare Gleichung ${}^2_1\text{H}(\text{d},\text{n}){}^3_2\text{He}$ gegeben ist. Die beiden Deuteronen bildeten also miteinander unter Ausstoß eines Neutrons ein Heliumisotop mit der Masse drei. Es war gelungen, die dabei auftretenden beziehungsweise erforderlichen ungeheuren Temperaturen technisch zu beherrschen — da der Absolutwert des Temperaturgradienten entgegen aller Voraussicht außerordentlich groß war — und eine Kettenreaktion hervorzurufen, was eine wissenschaftliche und technische Großtat bedeutete, die bis dahin niemand für möglich

gehalten hätte. Das Deuterium wurde von den norwegischen Fabriken für schweres Wasser geliefert. Die entstehenden Heliumpartikel wurden in einem elektrischen Feld parallel gerichtet und erzeugten so den Rückstoß. Das Raumschiff erreichte verhältnismäßig langsam seine kosmische Geschwindigkeit, da der sekundliche Ausstoß sich in der Größenordnung der Kilogramme hielt. Es konnte aber ganz gewaltige Geschwindigkeiten erzielen und übertraf darin weitaus die früher gebauten Raumschiffe. Durch gleichzeitige Emission von Elektronen wurde der elektrische Ladungsausgleich erzielt.

Die Fahrt verlief vollkommen programmäßig, ebenso die Landung auf dem Mond. Mit Brand zusammen reisten eine größere Anzahl neuer Männer, die zum erstenmal auf den Mond kamen. Vor seiner Abreise aus Norwegen hatte Brand noch eine Auswahl unter den norwegischen Fachleuten getroffen, die sich zu zweijährigem Dienst für die Polstation und den Mond zu verpflichten bereit waren. Sie sollten bis Südamerika mit dem Schiff fahren.

Brand brachte die Filmaufnahmen von seinen Vorträgen und der Gründung der Mondforschungskommission auf den Mond mit; außerdem auch die neuesten Wochenschauen. Die Bilder von dem auf der Erde ausgebrochenen Wirbel riefen bei den Zuschauern auf dem Mond viel Vergnügen und Heiterkeit hervor. Außerdem teilte Brand mit, daß die Hälfte der Leute ihren einjährigen Urlaub in Europa antreten könnte. Unter den Männern auf dem Mond waren aber nur verschwindend wenige, die aus Familiengründen davon Gebrauch machen wollten. Die meisten lehnten es ab, eben jetzt den Mond zu verlassen, wo wichtigste Entdeckungen in den Mondstädten bevorstanden und dringend Leute benötigt wurden, die die dortigen Verhältnisse bereits gut kannten. Peter kam dies im Grunde sehr erwünscht, denn es war zu erwarten, daß in der allernächsten Zeit der Bedarf an geschulten und eingearbeiteten Männern steil ansteigen werde, besonders dann, wenn von der internationalen Kommission die ersten Forscher als Gäste auf dem Mond ankämen.

Als Basis diente bis jetzt immer noch die „Felsstation“, doch war man schon dabei, die kürzlich entdeckten Mondstädte für Menschen bewohnbar zu machen. Die Fachleute hatten einen großen Teil ihrer technischen Geheimnisse erforscht, so daß sie die meisten mechanischen Einrichtungen beherrschten. Noch aber war es nicht gelungen, die vermutete zentrale Energiestation, die die Mondstädte speiste, — oder eine dieser Stationen, falls es sich um mehrere handeln sollte — ausfindig zu machen.

Brand und Keller flogen mit dem „Linné“ zur Hyginusrille und fuhren in den Tunnel ein, der zur Mondstadt führte. Die gesprengten Tore waren inzwischen mit Leichtmetallplatten ausgebessert worden. Man hoffte doch, in absehbarer Zeit Zentauriummetall im Mond zu finden, so daß dann die endgültige Wiederherstellung vorgenommen werden konnte. Wie vermutet, ließen sich die Tore vom Wachlokal aus betätigen. Man hatte den zugehörigen Mechanismus genau ermitteln können. Die Fahrt innerhalb des Tunnels ging nach Ablegung der Raumanzüge in einem gewöhnlichen irdischen Auto vor sich, ebenso die weitere Fahrt zur Mondstadt. Brand wurde von Keller in das Gebäude des Museums geleitet, wo sie sich in das oberste Stockwerk begaben und den Großvorführungsraum besuchten, in dem eine größere Zahl von Mitarbeitern Platz genommen hatte. Keller wollte eine Anzahl der technisch so vollkommenen „Raumbildfilme“ der Seleniten, wie er sie nannte, vorführen lassen, die bei der inzwischen stattgefundenen Sichtung des Materials als die bemerkenswertesten ausgewählt worden waren.

Das Licht im Saal wurde matt gedämpft, und dann stand plötzlich im Raum eine Landschaft, ähnlich einer der Erde und doch in vielem unähnlich. Ein blauer Himmel spannte sich über diese Landschaft; sie lag im milden Licht einer Sonne, die mehrfach kleiner als auf der Erde erschien. Vögel schwebten über grüne und gelbe Felder dahin, die sich ins

Unabsehbare erstreckten. Die Landschaft wirkte vollkommen naturecht, die Zuschauer hatten den Eindruck, von ihren Sitzen aus wirklich in sie hineinzublicken. An einzelnen Punkten verstreut standen hohe Türme mit Masten. Ein kurzer Blick ins Innere dieser Türme zeigte eine Anlage zur Beeinflussung der atmosphärischen Elektrizität. Jetzt verfinsterte sich urplötzlich der blaue Himmel, wurde bleigrau, Blitze zuckten, heftiger Donner rollte und binnen weniger Minuten stürzten schwere Regengüsse herab, die nach kurzer Zeit ein eben so rasches Ende fanden. Das Gewölk verzog sich, löste sich blitzschnell auf, und es schien wieder die Sonne. In einem neuen Bild hatten die Felder sattere Farben angenommen, die Pflanzenkulturen standen im Stadium der Reife. Riesige Erntemaschinen von fremdartigem Bau erschienen und mähten, ernteten, sammelten ein. Sie waren völlig unbemannt. Auch in den Wassertürmen war kein lebendes Wesen zu sehen. Ein weiteres Bild zeigte die zugehörige Fernsteuerungszentrale von gewaltigen Ausmaßen, in der sich nur ganz wenige Menschen derjenigen Rasse, die die Erdenmenschen bereits aus dem Museum her kannten, bewegten. Die Zuschauer hatten das Gefühl, diese Menschen anrufen, mit ihnen sprechen zu müssen, so vollkommen war die Täuschung. Sie bewegten sich im Raum, als wären sie wirklich, lebendig vorhanden, und es gehörte äußerste Selbstüberredung dazu, der eigenen Vernunft zu sagen, daß es sich nur um die Erzeugnisse einer unerhört vervollkommenen Projektionstechnik handle. Auch die Geräusche und Töne entsprachen völlig der Wirklichkeit, und die wenigen Worte, die diese Menschenbilder sprachen, klangen so, als wären sie wenige Schritte vor den Zuschauern auf der „Raumbühne“ gesprochen. Die Szene verschwand. Im nächsten Augenblick wogte vor den Blicken der Zuschauer der Ozean. Er hätte sich ebensogut auf der Erde befinden können, wenn dem nicht die milde unirdische Beleuchtung der Landschaft durch die kleine Sonne widersprochen hätte. Am Horizont tauchten nacheinander Schiffe auf, schließlich eine ganze Flotte von Schiffen, wie sie die Erdenmenschen bereits im technischen Saal des Museums als Modelle zu sehen bekommen hatten. Die stromlinienförmigen Körper dieser Schiffe sausten in beängstigend schneller Fahrt auf die Zuseher los, wurden größer und größer, und nun machte die ganze Szene eine Drehung, so daß die Schiffe, von der Seite gesehen, vorüberfuhren. Kein Schlot war auf ihnen wahrzunehmen, und nur auf dem vordersten Schiff befanden sich Menschen. Die übrigen Schiffe, die in einer Art Geleitzug folgten, schienen unbemannt und durch Fernlenkung vom Führerschiff aus gesteuert zu sein.

Wieder verschwand die Szene und machte einem überraschenden Bild Platz. Ganz tief unten, offenbar aus vielen Kilometern Höhe gesehen, erschien die Oberfläche eines fremden Planeten, mit Land, Flüssen, Seen. Aus dem dunklen, fast schwarzen Himmel blitzten Sternbilder, aber die kleine Sonne hing an einer Seite des Himmelsgewölbes. Ein kleiner Punkt näherte sich aus weiter Ferne, wurde langsam größer und deutlicher. Bald erkannte man, daß es ein Flugschiff war. Als es heranstürmte, konnte man einen stromlinienförmigen Umriß mit kurzen Tragflächen, mit Steuerungsorganen und vielen erleuchteten Luken sehen. Dem Heck entströmte ein feiner, eben noch wahrnehmbarer Strahl, der eine fluoreszierende Leuchterscheinung aufwies. Das Schiff schoß schräge aus dem Hintergrund auf die Zuschauer los, machte dann aber eine Wendung und flog, mit seiner Längsseite dem Zuschauerraum zugewendet, in rasender Fahrt vorbei, wobei seine scheinbare Entfernung sicherlich noch mindestens einige Kilometer betrug. Ebenso rasch, wie es gekommen war, wurde das Schiff im Stratosphärenraum kleiner und verschwand schließlich am dunklen Himmel.

Die nächste Szene brachte einen Bahnhof, der an denjenigen erinnerte, den Brand und seine Gefährten unterhalb der Mondstadt gesehen hatten. Einige Männer in sportlich anmutender Kleidung, weiten langen Hosen und einer Art anliegender Trikotleibchen, eilten in weit ausholenden Schritten, die auf geringe Schwerkraft deuteten, auf einen langgestreckten, walzenförmigen Waggon zu, dessen Türen sich bei ihrer Annäherung öffneten und nach dem Einsteigen wieder schlossen. Eine Sirene ertönte, der Wagen verschwand unten in einer Falltüre. Das Bild wechselte und zeigte das Innere eines

pfeilgeraden, im Hintergrund sich ins Unabsehbare verlierenden Tunnels, der durch Fluoreszenzlicht erleuchtet war. Im Vordergrund stand der radlose Waggon. An den beiden Wänden, dem Boden und der Decke des Tunnels verliefen mächtige eingelegte Metallschienen von großer Breite. Einen Augenblick später ertönte wieder die Sirene und der Waggon fuhr nach kurzem Anlauf wie aus der Kanone geschossen los, steigerte seine Geschwindigkeit immer mehr und verschwand endlich im Hintergrund des Tunnels.

„Rückstoßantrieb, kein Luftwiderstand, Fahrt im Vakuum, im magnetischen Feld schwebend“, bemerkte Keller zu Brand.

„Solche Projekte hat man auch auf der Erde schon gehegt, sie sind aber bisher nie über das Stadium der Planung hinausgelangt“, entgegnete Brand.

„Die Rückstoß-Untergrundbahn wird natürlich auf dem Mond durch die geringe sublunare Temperatur des Gesteins und die größere selenothermische Tiefenstufe gegenüber der Erde sehr begünstigt“, setzte Keller hinzu.

„Stimmt“, sagte Brand, „aber diese Aufnahmen stammen ja wohl nicht vom Mond, sondern vermutlich vom Planeten Atlan.“

„Ja“, antwortete Keller, der sich verplappert hatte und ertappt fühlte, „dann müssen diese Leute aber über eine Atomspaltungsreaktion verfügt haben, die keine gesundheitsschädlichen radioaktiven Zerfallsprodukte hinterlassen hat.“

„Oder über eine Atomkern-Aufbaureaktion“, erwiderte Brand, „die wir jedenfalls noch nicht erforscht haben. Davon verspreche ich mir den größten Fortschritt, wenn wir einmal diesem Geheimnis auf die Spur gekommen sein werden.“

Das darauffolgende Bild zeigte etwas Merkwürdiges, nämlich eine unter„irdische“ Riesenstadt, ähnlich angelegt, aber weitaus größer als die den Menschen aus der Wirklichkeit bekannte Mondstadt. Aber keine tote Stadt war dies, sondern eine Stadt voll Leben, mit Motorwagen, die Straßenzüge höheren Niveaus durchfuhren, während sich auf fließenden Gleitbändern in niedrigerem Niveau Fußgänger dahin bewegten. Ein drittes Niveau vereinigte Gleitbänder und einen Verkehr mit kleinen Einmann-Motorfahrzeugen. Dazwischen zeigten einzelne Aufnahmen Untergrundbahnen ähnlich der vorhin gesehenen Fernbahn, die den Hauptverkehr unterhalb der Stadt besorgten. Die Luft wurde dieser Stadt durch kolossale Filteranlagen von oben her zugeführt. Es stellte sich aber heraus, daß diese Filteranlagen auch geschlossen werden konnten, so daß dann keine Verbindung mehr zur Außenluft bestand. In diesem Fall begann eine unterirdische Lüfterneuerung und Ventilation größten Maßstabes, wie dies ja auch in der Mondstadt der Fall war, einzutreten. Die Mondstadt war also nach dem Vorbild dieser auf einem fremden Planeten befindlichen Riesenstadt angelegt worden. Durch diese und die vorhergehenden Bilder war schlüssig erwiesen, daß die Mondbewohner und die Bewohner des vermuteten Planeten Atlan identisch oder mindestens vom selben Stamm waren. Bilder aus dem täglichen Leben dieser Menschenrasse zeigten die unerhörte Technisierung, aber auch die kulturelle Verfeinerung ihrer ganzen Lebensführung, die die kühnsten Träume voraus planender und in die Zukunft blickender menschlicher Architekten und Techniker weitaus überstiegen. Ein geradezu vollkommener Bildfunk gewährte diesen Menschen einer fernen — nicht Zukunft, sondern Vergangenheit! — die Teilnahme an allen Arten sportlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer, politischer Ereignisse. Theater und Kino existierten zwar, doch brauchte sich niemand, der nicht dazu Lust hatte, selbst hinzubemühen. Er stellte einfach in seinem Heim den Bildfunk ein und erlebte die Vorführung in gleicher Weise, wie eben jetzt die irdischen Menschen auf dem Mond. Die Sache ging aber noch

weiter. Wohl gab es gedruckte und phonetische Bücher, wie sie den Menschen schon bekannt waren, aber darüber hinaus wurden Ton- und Farbfilme der gezeigten Art verwendet, wenn man diese überhaupt noch als Filme bezeichnen durfte; man konnte mit ihrer Hilfe, zumal sie wie Bücher käuflich waren, Geschichten, Romane, Tatsachenberichte, Konzerte, berühmte Theateraufführungen, naturwissenschaftliche und technische Darstellungen sehen, hören, mit anderen Worten — erleben! Diese Werke konnten auch entlehnt werden, nach Art einer Leihbibliothek, die ihre Kunden auf fernmündliche Bestellung mit Rohrpost ins Haus belieferte.

Es verstand sich, daß die Fernverständigungsmittel in vollendetster Weise Telephon, Radio und Bildfunk vereinigten. Wenn man mit jemand sprechen wollte, stellte man im eigenen Vorführungsraum dessen Nummer ein, und wenn der andere antworten wollte, wurden durch dessen Einschaltung die Bilder beider Partner in den Vorführungsraum in so vollendet körperlicher Weise projiziert, daß es genau so war, als spreche man mit dem Partner unmittelbar im selben Raum und in dessen leibhaftiger Gegenwart. Jede Wohnung verfügte über einen solchen Vorführungsraum für den „Sprechverkehr“, den Fernbild- und Hörfunk und die Wiedergabe „räumlich-visuell-akustischer Bücher“. Reisen wurden auf diese Weise in vielen Fällen gänzlich überflüssig.

Küchen besaßen die Wohnungen nur noch in ganz wenigen Einzelfällen. Anscheinend kochten nur Sonderlinge ihr Essen selbst. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner bezog ihre Nahrung durch pneumatische Leitungen aus Fernküchen, die teils Naturprodukte verarbeiteten, teils chemisch kochten. Im „Radio“ — wenn man den kombinierten Bild- und Hörfunk noch als „Radio“ bezeichnen wollte — wurde für je zwanzig Tage im vorhinein der Speisezettel der städtischen Zentralküche bekanntgegeben, die selbst wieder eine kleine Stadt innerhalb der ganzen Stadt bildete. Dieser Speiseplan erlaubte eine unglaubliche Auswahl von Gerichten an jedem Tag, war sozusagen jedem Gaumen angepaßt und enthielt auch Sonderdiät für Kranke. Ja, man konnte sogar Eigenwünsche äußern und nach Belieben für sich besondere Kost kochen lassen. Davon schien aber nur verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht worden zu sein, außer bei entsprechenden Anlässen, etwa zu Privatfesten und Gedenktagen. Nur eines schien es nicht gegeben zu haben, nämlich Fleisch! Diese Menschen einer Jahrillionen zurückliegenden Vergangenheit aßen kein Fleisch. Das benötigte Eiweiß lieferte die chemische Küche. Es hatte auch keine Haustiere im irdischen Sinn mehr gegeben. Wohl aber sah man gezähmte Exemplare der damals noch lebenden Archäopithecusart, die einen ganz manierlichen Eindruck machten, ziemlich klug waren und im übrigen am ehesten die Rolle der Hunde bei den Erdenmenschen spielten, jedoch weitaus vielseitiger verwend- und dressierbar waren. In diesem Augenblick reifte in Peter Brand ein geradezu furchtbarer Verdacht, den er zuerst als unsinnigen Einfall seiner Phantasie weit von sich wies. Aber der Gedanke meldete sich wieder und ließ ihn nicht los. Er nahm sich vor, darüber so bald wie möglich mit Kallvind zu sprechen.

Die Frage des Bedienungspersonals und der Instandhaltung der Wohnungen war weitgehend durch Vollmechanisierung aller Haushalts- und Reinigungsgeräte gelöst. Durch die Abgeschlossenheit der Städte von der Oberwelt entstand an und für sich verhältnismäßig wenig Staub. Derjenige Staub, der sich überhaupt bildete, wurde ionisiert und auf elektrischem Wege gesammelt. Soweit noch Bedienung notwendig war, wurde sie durch eine Zentralanstalt beige stellt. Das männliche und weibliche Bedienungspersonal war also eine Art städtischer Beamter. Im Privatleben waren sie offenkundig sozial völlig gleichberechtigt und denen, die von ihnen bedient wurden, gleichgestellt. Es war dies offenbar eine Arbeit, die nicht weniger galt oder niedriger eingeschätzt wurde als irgend eine andere. Überhaupt schien ein gewisses Minimum an allgemeinem Wohlstand zu herrschen, das aber, nach der Ausstattung der Wohnungen und den im Film zu Tage tretenden Lebensgewohnheiten zu

schließen, jeden irdischen Menschen heutzutage vergleichsweise in die Sphäre der Bemittelten oder Reichen erhoben hätte.

Es gab zwar Familien, doch waren diese Menschen keine überzeugten Anhänger des Prinzips der Monogamie, sondern hatten trotz des legalen Familienstandes meist zusätzliche Beziehungen in nach irdischen Begriffen recht freier Weise, nach Wahl und Lust, von keinen entgegenstehenden Anschauungen gehemmt, was zwar nach den geltenden erdenmenschlichen Begriffen frivol schien, jedoch Lüge und Unaufrichtigkeit überflüssig gemacht hatte. Eifersucht war offenbar eine Charaktereigenschaft, die diese einstigen Planetenbewohner nicht gekannt oder längst überwunden hatten. Sie schienen dabei ganz glücklich gelebt zu haben. Nach dem aus dem Film vermittelten Bild waren ihre geistigen Interessen ganz allgemein hoch entwickelt, und es schien niemand davon ausgeschlossen gewesen zu sein. Von irgend einer Art religiösen Lebens machte der Film keinerlei Andeutung.

Wohl gab es Kranke, auch Schwachsinnige, aber diese verbrachten ihre Tage wohlverwahrt und in liebevoller Pflege, und zwar nicht unterirdisch, sondern an schönen Punkten der Oberfläche in entzückenden kleinen Pavillons, einzeln oder zu zweit, auch Mann und Frau gemeinsam, von denen dann allerdings ein Partner vorher sterilisiert worden war. Und jetzt brachte der Film die Lösung einer von Peter Brand schon lange bereit gehaltenen Frage: Existierten auf der Oberfläche dieses Planeten nur Wälder, Wiesen oder Felder, soweit er nicht von Wasser bedeckt war? Es gab ober,,irdisch“ nur Villenkolonien oder einzelne Häuser, die Oberfläche diente lediglich Erholungszwecken. Alle dauerhafte Lebensführung und jede Arbeit waren unter die Planetenoberfläche verlegt. Warum? Darauf fehlte bisher die Antwort. Würde sie sich noch offenbaren? Der Planet besaß liebliche Landstriche, Wälder, Flüsse, Berge, Hügel, und ähnelte in dieser Hinsicht außerordentlich der Erde, wengleich die Pflanzen- und Tierwelt ganz verschiedenartig von der der Erde war, wie sich schon im Museum herausgestellt hatte.

Neue Bilder kamen. Sie zeigten Bergsternwarten mit Riesenfernrohren von Konstruktionen und Dimensionen, wie sie keine irdische Sternwarte bislang ihr eigen nannte. Eine besonders interessante Aufnahme ließ das Sonnenspektrum erkennen. Brand kannte das Sonnenspektrum der Jetztzeit sehr gut und konnte daher mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß das Spektrum der damaligen Zeit von dem heutigen in seinen wesentlichen Zügen überhaupt nicht abwich. Das war eine schöne Bestätigung für die Ansicht der Geologen und Astrophysiker, daß sich die Strahlung der Sonne während der jüngeren geologischen Epochen nicht nennenswert geändert haben könne. Einen Mond besaß der Planet Atlan nicht, denn um diesen Planeten handelte es sich einwandfrei, wie nunmehr aus den Bildern hervorging, die sich auf die damalige Astronomie bezogen. Auch photographische Aufnahmen der Erde erschienen: Es war die Erde mit der Kontinentverteilung der Kreidezeit. Der Mond der Erde zeigte sich so, wie ihn das Modell im Museum gezeigt hatte, also mit weniger Kratern als in der Gegenwart.

Die Kleidung der Atlanter war einfach und schmucklos. Männer und Frauen trugen sehr weite lange Hosen, die lose um die Beine fielen. Der Oberkörper war meist in eng anliegende, trikotartige Kleidungsstücke gehüllt, nicht unähnlich den Pullovern der Sportkleidung der Erdenmenschen. Die Farben der Gewänder waren zum Teil recht bunt, doch herrschte helles oder dunkles Grau vor. Bei keinem der Atlanter waren irgendwelche Ringe oder sonstige Schmuckstücke zu sehen. Solche schien jene Menschheit nicht gekannt zu haben. In der Regel gingen sie barhäuptig, denn Wetterunbilden waren sie ja in den Städten unterhalb der Planetenoberfläche nicht ausgesetzt. Die Menschen, die sich auf der Oberfläche bewegten, trugen allerdings bei schlechtem Wetter breitrandige Hüte, ähnlich den Hüten der

amerikanischen Cowboys, oder eine Art von Baskenmützen. Auch Mäntel wurden dann getragen, die nach irdischem Geschmack einen flotten, sportlichen Eindruck machten. Alles in allem hätte ein Atlanter in seiner Kleidung auf der Erde von heute vermutlich kein allzu großes Aufsehen erregt, — abgesehen von seiner Körpergröße, — vorausgesetzt, daß er sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, in dieser Kostümierung in ein feines Restaurant oder ein Theater zu gehen. 2,10 Meter war die aus dem Museum bekannte Mindestgröße der erwachsenen Atlanter, doch gab es einzelne, die bis 2,50 Meter groß wurden, soweit die Betrachter des Films dies abschätzen konnten.

Die drei Kontinente des Atlan bildeten in der damaligen Zeit, wie man aus dem Film entnehmen zu können glaubte, einen Bundesstaat mit einer gemeinsamen Ratsvertretung. An der Spitze stand ein Direktorium von drei Männern, die gewählt wurden und nach ihrem würdigen Aussehen anscheinend eine gewisse, nicht sehr niedrige Altersgrenze bereits überschritten hatten. Das Zeitalter der Kriege schien damals, wie sich jetzt herausstellte, auf dem Atlan jedenfalls schon überwunden zu sein, mindestens der Kriege auf dem Planeten selbst. Merkwürdigerweise sah man aber Apparate, die wohl als Fernwaffen gedient haben mochten. Das Prinzip der gerichteten Energiestrahlung war gegenüber den tastenden Anfängen auf der Erde überragend ausgebildet worden und wurde als Kampfmittel der Polizei benützt.

In idealster Weise vervollkommnet war das Unterrichtswesen. Der Elementarunterricht erfolgte nur in „Fernschulen“, also mittels des kombinierten „Raumbild- und Hörfunks“. Einen ermüdenden weiten Schulweg, unter dem manche irdische Schulkinder leiden, gab es also nicht. An den höheren und höchsten Schulen, die an irdische Hochschulen und Universitäten gemahnten, wurde der theoretische und Vorlesungsunterricht gleichfalls mit Hilfe des Fernschulsystems erteilt. Naturwissenschaftliche Laboratoriumsübungen und ähnliches allerdings fanden in riesigen Laboratoriums- und Arbeitssälen statt. Die Medizin schien in höchster Blüte zu stehen. Darauf wies auch die geringe Belegung der Krankenhäuser hin.

Damit schloß die Filmvorführung. Sie hatte viele Stunden beansprucht, und die Zuschauer waren ehrlich müde. Mancher unter ihnen hatte den Film schon zum zweitenmal gesehen.

Für Peter Brand und Bertram Keller war eine schöne Wohnung beziehbar gemacht worden. Die Zentralwasseranlage der Stadt hatte zwar noch nicht wieder in Gang gesetzt werden können, doch war es gelungen, für die wenigen Wohnungen, die für die Forscher und Techniker instandgesetzt worden waren, eine lokale Wasserversorgung einzurichten. Keller besorgte aus dem automatischen Restaurant ein chemisches Abendessen, das er noch mit Hilfe einiger irdischer Konserven zu einer wohlschmeckenden Mahlzeit ergänzte. Auf Peter Brands Wunsch wurde dazu auch der Geologe und Paläontologe Dr. Kallvind eingeladen, Peter wollte mit ihm das Archäopithecusproblem erörtern. Beim Mokka besprachen sie zu dritt die Ähnlichkeit der Entwicklung der Tierwelt auf dem Planeten Atlan und der Erde. Peter Brand äußerte seine Ansicht: „Der Planet Atlan existiert zweifellos nicht mehr. Der transplutonische Planet kann er nicht sein. Er hat aber zumindest in der Kreidezeit der Erde noch existiert. Wir haben vorläufig keine Anhaltspunkte dafür, wann die erste Besiedlung des Mondes durch die Atlanter — diesen Namen schlage ich für die Bewohner des Atlan vor — erfolgt ist. Die Paleozänzeit der Erde scheinen sie nach dem, was wir bis jetzt wissen, nicht überlebt zu haben, sondern sind dann spurlos verschwunden. Sind sie zugrunde gegangen oder auf einen anderen Planeten oder gar in ein anderes Sonnensystem ausgewandert?“

Keller entgegnete: „Eines fällt mir auf: der merkwürdige Name Atlan. Er erinnert so sehr an die irdische Atlantis. Andererseits haben die Atlanter doch sicherlich nichts mit den

irdischen Menschen zu tun gehabt, jedenfalls nicht mit hochzivilisierten Völkern der Antike, denn solche Anachronismen müßten doch irgendwo erwähnt worden sein. Es sei denn... ich erinnere wieder an den Feuerwagen, in dem der Prophet Ellas zum Himmel entrückt wurde!“

Dr. Kallvind war anderer Ansicht: „Wir wissen nicht, ob nicht vielleicht manche alte Sage antiker Völker auf ein Zusammentreffen mit über- oder vielmehr außermenschlichen Atlantern zurückgeht. Es könnte auf diese Weise doch der Name Atlan den Menschen bekannt geworden sein.“

Hiezu meinte Brand: „Mich würde es allerdings in einem solchen Fall wundern, daß die Atlanter so wenig Einfluß auf die Erdenmenschen genommen hätten. Waren sie daran so uninteressiert? Nach dem Verlust ihres eigenen Planeten hätten sie doch die Erde statt des Mondes besiedeln können. Ich kann diesen Widerspruch nicht lösen. Mit den Sauriern wären sie schließlich und endlich mit Hilfe ihrer Waffen fertig geworden, und das folgende Alttertiär hätte ihnen doch beste Lebensmöglichkeiten geboten.“

„Vergiß nicht, Peter“, sagte Keller, „daß die Atlanter anscheinend wenig Wert auf ‚normales‘ Leben an der Oberfläche von Sternen gelegt haben. Aus irgend einem uns noch unverständlichen Grund haben sie sich mit Absicht und Lust in das Innere von Planeten oder Monden hinein verkrochen.“

„Das ist wohl wahr“, erwiderte Brand, „aber worüber ich eigentlich hauptsächlich mit euch, meine Freunde, sprechen wollte, das ist das Thema der beiden Archäopithecusarten auf dem Atlan und der einen identischen Art auf der Erde, wie sie aus dem Mondmuseum hervorgeht. Um einen bloßen Scherz in der Anordnung und Aufstellung kann es sich hier keineswegs handeln. Sie, Kallvind, äußerten, als wir vor einigen Wochen das Museum entdeckten, daß Sie einen Verdacht hätten, der so phantastisch sei, daß Sie ihn nicht aussprechen wollten. Ich muß sagen, daß auch mir heute, als ich sah, wie die den beiden Planeten damals gemeinsame Archäopithecusform auf dem Atlan als eine Art Haustier gehalten wurde, ein unheimlicher, grotesker Verdacht aufgestiegen ist.“

Dabei sah er Dr. Kallvind scharf an. Auch Keller wurde unruhig. Die drei blickten einander in die Augen, keiner wollte es zuerst aussprechen. Dann sagte Kallvind schwer und langsam, jedes Wort betonend: „Man könnte meinen, daß die Atlanter ein biologisches Experiment in kosmischen Dimensionen, dessen Ausgang sie aber vermutlich selbst nicht mehr erlebten, angestellt haben, indem sie die lebende Archäopithecusform, die bei ihnen einen übriggebliebenen Nebenast der Entwicklung ihrer eigenen Menschenrasse darstellte, auf die Erde verpflanzten, wo sie sich im Laufe von siebzig Jahrmillionen zu dem heute lebenden irdischen Menschen weiterentwickelt hat!“

14. Das Mondreich

In dieser Nacht konnte Peter Brand nur schlecht schlafen. Seine Gedanken umkreisten immer wieder die Hypothese, daß der Erdenmensch gar nicht das Produkt einer echten irdischen Stammesentwicklung sei, sondern von einem Wesen abstamme, das die Bewohner eines anderen Planeten zu Versuchszwecken auf die Erde gebracht hätten, um zu sehen, ob und wie es sich hier weiterentwickeln würde. Im Stammbaum der Atlanter gab es ja ein sehr ähnliches Geschöpf, dessen Entwicklung bis zu ihrer eigenen Rasse geführt hatte. Ein Bruder dieses Geschöpfes war offenbar in seiner Entwicklung stehengeblieben; er stellte unter den Lebensbedingungen des Atlan einen nicht mehr entwicklungsfähigen Nebenast dar. In gutmütiger oder zweckbewußter Duldung wies man diesem „untalentierten“ Vetter aus dem Tierreich die Rolle eines Haustieres zu. Und aus eben diesem armseligen Haustier heraus

hatte dann vermutlich auf der Erde unter den geänderten, aus irgendwelchen Gründen günstigeren Bedingungen die vorher anscheinend verschüttete Entwicklungskraft des Stammes neu eingesetzt und zum irdischen Menschen, also zu einem ähnlichen Wesen geführt, wie es auf dem Atlan der glücklichere Archäopithecus-Bruder schon viele Jahrmillionen früher aus sich hervorgebracht hatte. Warum hatten die Atlanter in dem Mondmuseum diesen Archäopithecus an das Ende einer irdischen Entwicklungsreihe gestellt? Das konnte nur den einen Grund gehabt haben, daß ihre Paläontologen erkannt hatten, daß diese Form am ehesten mit den Halbaffengeschlechtern der irdischen Tertiärzeit verwandt war. Das Ergebnis des Experimentes hatten sie aber nicht mehr feststellen können, weil sie vorher zugrunde gegangen oder vom Mond ausgewandert waren. Wenn sie noch irgendwo im Sonnensystem lebten, hätten sie doch längst, schon in der historischen Vergangenheit des Erdenmenschengeschlechtes, mit diesem in Berührung treten können. Sie waren also verschollen, und es schien sehr fraglich, ob die Menschheit je erfahren würde, wohin ins All sich ihre kosmischen Vettern geflüchtet hatten.

Brand wehrte sich verzweifelt gegen das Ungeheuerliche dieser Hypothese, und doch schien sie ihm als einzige geeignet, das Rätsel zu klären. Selbst wenn man die Aufstellung jener gemeinsamen Archäopithecusform im Erdsaal und im Atlan-Saal des Museums als Scherz oder Irrtum auffaßte (Wie wäre so etwas überhaupt denkbar?) oder gar als Betrug (Betrug an wem? Etwa an den vorausgeahnten kommenden Erdenmenschen?) hätte ansehen wollen, gab es doch nur eine einzige vernünftige Erklärung für die Existenz einer Menschenrasse auf fremden Sternen zu einer Zeit, als der erdgeborene Mensch mit Bestimmtheit noch nicht seinen Mutterstern bewohnte, und für die spätere Neuentstehung einer so ähnlichen Menschenart eben auf der Erde: nämlich die Annahme einer gemeinsamen kosmischen Abstammung. Bei der Verschiedenheit der übrigen Tierwelt des Atlan und der Erde schien es völlig ausgeschlossen, daß gerade das Endprodukt der höchsten Stammesentwicklung — noch dazu zu verschiedenen, so weit voneinander entfernten Zeiten — ein gleichartiges Geschöpf hätte sein können. Brand kam darüber nicht hinweg: Dieser Schluß schien ihm unbedingt zwingend. Und wenn es wirklich so war: Fiel dann nicht ein ganz neues Licht auf die menschlichen Vorstellungen von den Göttern? Wenn die Götter etwa die Atlanter gewesen wären? Mußten dem tierischen Archäopithecus lunaris die Atlanter nicht als turmhoch überlegene, himmlische Wesen erschienen sein? Oder war es nicht vielleicht so, daß nicht nur der urtümliche Archäopithecus, sondern auch noch seine späteren Entwicklungsformen Berührung mit den Atlantern gehabt hatten: Entwicklungsformen, denen man ein gewisses primitives Erinnerungsvermögen schon zutrauen konnte? Einem solchen späteren Menschenaffen, einem klugen Tier, wären dann doch wohl körperliche Wesenszüge nicht verborgen geblieben, die es mit den Atlantern gemeinsam gehabt hätte. Vielleicht hatte sich in einzelnen Individuen schon so viel Verstand geregt, daß Eifersucht und Aufbegehren gegen die so mächtigen Atlanter die Folge gewesen waren. Wenn sich dann von Generation zu Generation dunkle Erinnerungen fortgepflanzt hätten, so fände möglicherweise manche Götter- und Titanensage der Menschheit ihre Erklärung. Blieb aber die Frage, wieso die menschenaffischen Vorfahren der Erdbewohner noch *nach* der Paleozänzeit mit den Atlantern zusammengelebt haben konnten! — Als Brand nun dies alles nochmals überdachte, kam ihm sein Spintisieren doch beinahe wieder lächerlich vor. Über diesen Zweifeln und Skrupeln schlief er endlich ein.

Am nächsten Tag bat ihn Keller, ihm zur Untergrundbahnstation zu folgen. Es zeigte sich, daß diese Bahn eine Fernbahn nach Art der gestern im Film gesehenen atlantischen Untergrund-Fernbahnen war, die in sublunaren Tunnels Rückstoßfahrzeuge auf große Entfernungen trieb und so den Verkehr zwischen den Mondstädten vermittelte. Darauf hatte ja bereits das Fernbahnnetz hingedeutet, dessen Plan auf dem sublunaren Bahnhof schon vor Wochen entdeckt worden war. Brand und Keller stiegen mit ihrem Gefolge in einen rot

gestrichenen Waggon ein. Eine Sirene gab das Zeichen zum Einnehmen der weichgepolsterten Liegebänke, die die Stelle der Sitzbänke der irdischen Eisenbahnen vertraten. Dann ging es mit einem sanften Ruck los. Der Wagen hatte keinen eigentlichen Führer und wurde ferngesteuert, allerdings war für den Fall eines Versagens der Fernsteuerung auch eine eigene Lenkanlage des Waggons vorhanden, zu deren Bedienung vermutlich, als die Bahn noch von den Atlantern betrieben wurde, ein Kontrollorgan mitgefahren war. Dessen Stelle nahm bei der jetzigen Fahrt einer der Ingenieure ein. Ein wirksames Signalsystem zeigte den Steuerungsstellen und Bahnhofsleitungen an, an welcher Stelle des Tunnels sich jeweils ein Wagen befand. Die Geschwindigkeit des Wagens erhöhte sich sehr rasch, die Beschleunigung betrug nach früher angestellten Messungen achtundzwanzig Meter in der Sekunde. Nach achtzehn Sekunden war eine Endgeschwindigkeit von über fünfhundert Metern in der Sekunde erreicht, die der Wagen dann beibehielt. Mit dieser Geschwindigkeit mußten nach einer Stunde eintausendachthundertvierzehn Kilometer zurückgelegt sein, also ein Sechstel des Mondumfanges. Die Fahrt dauerte etwas länger als zwei Stunden und wurde genau so rasch abgebremst, wie sie anfangs beschleunigt worden war, also innerhalb von achtzehn Sekunden. Keller erklärte Brand, daß die Längeneinheit der Atlanter, wie man aus den Filmen entnommen hatte, 1,40 Meter gewesen sei. Der Durchmesser ihres Planeten habe siebentausend Kilometer betragen, so daß das Einheitsmaß der Länge der fünfmillionste Teil des Planetendurchmessers in der Richtung der Polarachse gewesen sei. Die Rotation sei schneller als bei Erde und Mars erfolgt und habe eine Zeitspanne von fast genau zwanzig irdischen Stunden betragen. Dieser Tag des Atlan sei anscheinend nach dem Dezimalsystem in zehn „Stunden“ zu je hundert „Minuten“ und die „Minuten“ wieder in je hundert „Sekunden“ geteilt worden, so daß er hunderttausend „Sekunden“ gezählt habe. Ganz sicher sei dies allerdings noch nicht nachgewiesen. Nach dieser Rechnung hatte sich dann eine Fahrtgeschwindigkeit von dreihundertsechzig „Atlanmetern“ nach fünfundzwanzig „Atlansekunden“ ergeben.

Zu sehen war während der ganzen Fahrt nichts gewesen, denn da die Tunnelwände nichts Interessantes boten, waren die Wagen fensterlos. Im Führerstand befand sich allerdings ein Periskop, doch war dieses ziemlich überflüssig, denn bei der rasenden Geschwindigkeit konnte man ja irgendwelche Entfernungsmarken in dem Tunnel mit dem Auge gar nicht wahrnehmen. Dies war auch unnötig, denn beim Passieren der Entfernungsmarken übertrugen sich diese automatisch auf eine Skala im Führerstand, in dem sich auch ein Beschleunigungs-, ein Geschwindigkeits- und ein Entfernungsmesser für die zurückgelegte Strecke befanden. Die Zeichen waren in atlantischer Schrift angebracht, die Einteilung folgte dem dekadischen System. Da die Nachmessung in irdischen Maßen die entsprechenden Vergleichswerte der atlantischen Skalen ergab, hatte man daraus Anhaltspunkte über das atlantische Ziffernsystem entnehmen können.

Schienenreibung gab es keine, da der Wagen in starken magnetischen Feldern schwebend erhalten wurde. Als der Wagen stillstand, ertönte wieder die Sirene. Hierauf wurde das Fahrzeug in ein oberes Stockwerk emporgehoben, die Sirene schrillte zum zweitenmal und die Türe öffnete sich von selbst. Die wenigen Menschen entstiegen dem Wagen, der hundert Reisenden Platz geboten hätte. Sie wurden von einigen Ingenieuren erwartet und fuhren mit diesen im Aufzug in die dort gelegene Mondstadt hinauf. Diese war in erster Linie eine Fabrikstadt, der eine kleinere Wohnstadt benachbart war. Es war den irdischen Technikern bisher nicht gelungen, die Maschinen wieder in Tätigkeit zu setzen. Bei einer großen Anzahl dieser Fabriken war der Erzeugungszweck ersichtlich, es gab aber verhältnismäßig viele, bei denen man bisher nicht deuten konnte, welchem Ziel sie gedient haben mochten. Die Einrichtungen wurden derzeit auf das eingehendste von den irdischen Technikern studiert, die

daraus bereits zahllose, sehr wertvolle Anregungen entnommen hatten. Es war schon jetzt dafür gesorgt, daß die Patentämter der Erde auf Jahre hinaus zu tun haben würden.

Die Menschen hatten die einzelnen Mondstädte bisher, solange man ihre Originalnamen in der atlantischen Sprache nicht kannte, einfach mit Buchstaben und Ziffern bezeichnet. Man befand sich danach gegenwärtig in der Stadt D 6. Indessen hatte man bisher noch sehr wenige Städte und auch diese nur oberflächlich kennengelernt, da erst ganz wenige Linien des Fernbahnnetzes betrieben werden konnten.

Das Mittagessen wurde in einem öffentlichen Speisehaus eingenommen, das seine Schätze ebenso freigebig hergab wie das „Restaurant“ in der zuerst aufgefundenen Mondstadt. Diese letztere Stadt hatte nach dem Gradnetz den Namen L 5 bekommen. Brand hatte allerdings für später zumindest für diese erste Stadt eine Namensgebung vor.

Der Tag ging mit der Besichtigung sehr rasch vorüber. Ein Nachtquartier war in der mit einer elektrischen Schnellbahn in wenigen Minuten erreichbaren Wohnstadt vorgesehen worden. Auf derartig kurze Strecken war natürlich eine Rückstoßbahn mit ihren riesigen Geschwindigkeiten technisch zwecklos. Mit der Besprechung der gewonnenen Eindrücke verging auch der Abend sehr schnell. Am nächsten Morgen wurde die Besichtigung der Fabrikstadt fortgesetzt. Von dem Geschauten wurde Brand allmählich müde und war daher froh, als gegen Abend wieder der Fernbahnwagen bestiegen wurde. Diesmal dauerte die Fahrt ein wenig länger, und als die Reisenden mit dem Lift nach oben fuhren, standen sie zu Brands Überraschung nicht in der Stadt L 5, sondern in einer völlig fremden Stadt. Keller lächelte geheimnisvoll, und siehe da! Einer der Spähwagen der Expedition stand bereit, und nachdem die Menschen die Raumanzüge angelegt hatten, ging es in rascher Fahrt durch einen Tunnel zu einem Schleusentor. Dieses wurde von einem Wachlokal aus betätigt; beide Tore wurden passiert. Als das Tageslicht erreicht war, befand sich der Wagen innerhalb des Walles des Kraters Leverrier im Mare Imbrium, und in der Nähe ruhte der „Linné“. Es war das dem Plato nächstgelegene Schleusentor. Keller war über die gelungene Überraschung sehr befriedigt. In ganz kurzer Zeit brachte hierauf der „Linné“ die Männer zur Felsstation.

Hier erfuhren Brand und Keller neue Nachrichten von der Erde. Brand hatte in Oslo mit der norwegischen Regierung wichtige Besprechungen über die staatspolitische Lage der Mondkolonie geführt. Es war zu befürchten, daß manche Staaten der Erde, vor allem Großmächte, einen derartigen Machtzuwachs Norwegens nur mit größtem Widerstreben oder überhaupt nicht hinnehmen würden. Geheime Nachrichten besagten, daß einige andere Mächte den Raumschiffbau forcierten. Es war zu vermuten, daß diese Staaten innerhalb eines Jahres so weit sein würden, eigene Raumschiffe ins Weltall zu entsenden. So schien es klüger, wenn sich die Mondkolonie als eigenes, von der Erde unabhängiges Staatswesen konstituierte. Dieses wäre dann in der Lage gewesen, sich seine eigenen Gesetze zu geben, und unterlag keinesfalls dem auf der Erde geltenden internationalen Recht. Vielmehr mußte erst ein neues interplanetarisches Recht ausgearbeitet und vereinbart werden, wobei dann jedoch der Mondstaat außerordentlich im Vorteil sein würde. Innerhalb des noch zur Verfügung stehenden Zeitraumes von vermutlich einem knappen Jahr könnte das Mondstaatswesen sich gefestigt haben. Die vorgefundenen Mineralschätze, technischen Einrichtungen, kulturellen Funde und vieles andere reichten völlig aus, um den Mondstaat nicht nur finanziell unabhängig zu machen, sondern auch Norwegen für die bisherigen geldlichen Aufwendungen voll zu entschädigen. Selbstverständlich wollte der Mondstaat Norwegen gewisse Eigentums-, Zoll- und kommerzielle Vorzugsrechte einräumen, wie sie ein unabhängiger Staat einem anderen üblicherweise gewähren könnte, ohne dadurch seine eigene Unabhängigkeit zu gefährden. Die Raumschiffe „Selene“ und „Urania“ gingen käuflich in den Besitz des Mondstaates über, während Norwegen die „Luna“ behielt. Otto-Hahn-Land blieb voll unter

Norwegens Souveränität. Die zu erbauende Außenstation der Erde, deren Grundlage das Raumschiff „Gää“ bilden sollte, würde gemeinsamer Besitz Norwegens und des Mondstaates werden, wobei aber daran gedacht war, den norwegischen Besitzanteil gegebenenfalls später durch eine Gemeinschaft der Erdstaaten ablösen zu lassen.

Am zehnten November erfolgte die gemeinsame Erklärung Norwegens und des Mondstaates über dessen Unabhängigkeit. Der Mondstaat konstituierte sich als „Mondreich“ oder, in der internationalen Diplomatensprache, „Empire lunaire“. Die Staatssprache des Mondreiches war bis auf weiteres Norwegisch, doch waren auch Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch, Spanisch, Schwedisch als untereinander gleichberechtigte Sprachen zugelassen. Die Reichsflagge war in waagrechtlicher Anordnung Blau-Weiß-Grün-Weiß-Schwarz mit der Mondsichel in Gold in der Mitte des grünen Feldes. Blau, Weiß und Grün symbolisierten den Planeten Atlan entsprechend dem Ozean, den Polareiskalotten und dem pflanzenbedeckten Land, Weiß und Schwarz waren die Farben des Mondes, Licht und Schatten darstellend. Das Mondreich besaß republikanische Staatsform mit einem Präsidenten an der Spitze, einem stellvertretenden Präsidenten, einem zwölfgliedrigen Senat, bestehend aus je drei Vertretern der Naturwissenschaft, der Technik, der Sprach- und Geisteswissenschaften und der Arbeiterschaft, sowie einer frei zu wählenden Kammer von dreißig Abgeordneten. Die Staatsangehörigen des Mondreiches hatten allgemeines, freies, geheimes Wahlrecht und mußten dreißig Volksvertreter aus einer Liste von hundert Kandidaten wählen. Kandidieren konnte jeder Mann und jede Frau vom vollendeten dreißigsten Lebensjahr an. Sollten sich mehr als hundert Kandidaten melden, so würde eine Vorwahl veranstaltet, aus der diejenigen in die engere Wahl kamen, die die meisten Stimmen auf sich vereinigt hatten. Von diesen hundert Kandidaten galten dann bei der eigentlichen Wahl die dreißig mit den meisten Stimmen als gewählt. Notfalls entschieden Stichwahlen. Der Präsident und dessen Stellvertreter wurden auf je fünf Jahre vom Reichsvolk gewählt und waren bis zu zweimal hintereinander wieder wählbar. Es waren dafür fünf Kandidaten zugelassen, die nötigenfalls auch durch eine Vorwahl ausgesiebt wurden. Zwei von ihnen waren als Präsident beziehungsweise Vizepräsident zu wählen. Der die meisten Stimmen erhielt, wurde Präsident; der ihm an Stimmenzahl zunächst Kommende wurde sein Stellvertreter. Die Verfassung wurde in einer Abstimmung der ursprünglichen Mitarbeiter und Angehörigen der Polstation sowie der Mondstation angenommen. Von diesen erhielten alle, die es wünschten, auch als erste die Staatsangehörigkeit. Die fünf Kandidaten waren Brand, Keller, Westermann, Gritelius und Kallvind.

Mit Stimmeneinhelligkeit wurde Brand zum ersten Präsidenten des Mondreiches gewählt und fast ebenfalls mit Stimmeneinhelligkeit Keller zu seinem Stellvertreter. Beide nahmen die Wahl an, und Brands erste Regierungshandlung war, Dr. Gritelius als Ministerpräsidenten zu berufen. Dr. Kallvind übernahm die stellvertretende Ministerpräsidentenschaft sowie das Ministerium für Selenologie, wie die der irdischen Geologie entsprechende, sich auf den Mond beziehende Wissenschaft hieß, und Dr. Westermann das Ministerium für Atomenergie. Die übrigen leitenden Mitarbeiter teilten sich in die restlichen Ministerien, soweit diese ihrem Fachbereich nahestanden. Finanzminister wurde Ing. Blomqvist, der diesen Posten sehr gern antrat und sich wie ein Kind auf die erhofften Rieseneinnahmen des Mondreiches durch Verkauf von Filmen und Kopien der Museumsobjekte freute. Es gab wohl kein Land der Erde, dessen Finanzlage von Anbeginn unter einem so günstigen und verheißungsvollen Stern gestanden hätte wie die des Mondreiches.

Die neuen Bürger dieses Landes konnten, wenn sie wollten, gleichzeitig ihre norwegische Staatsbürgerschaft behalten. Ein Teil machte davon Gebrauch. Den Staaten der Erde blieb nichts anderes übrig, als das Mondreich anzuerkennen, nachdem die wichtigsten Großmächte mit gutem Beispiel vorgegangen waren. Bald kam es also zum Austausch von Gesandten

und Botschaftern, und am Jahrestag der ersten Landung der „Selene“ und „Luna“ auf dem Mond, am 10. Dezember, landeten beide Raumschiffe abermals auf dem Mond, diesmal aber mit dem Großteil der diplomatischen Vertreter der Erdstaaten. In der Mondstadt L 5 erfolgten in einem feierlichen Staatsakt der Empfang und die Akkreditierung der Botschafter und Gesandten sowie die symbolische Übergabe der von der Mondregierung zur Verfügung gestellten Häuser an die diplomatischen Vertretungen. In seiner Begrüßungsrede taufte Brand die Stadt L 5 auf den Namen „Atlanta“. Sie wurde Regierungssitz.

In der Fabrikstadt D 6 war eine Raumschiffwerft entdeckt worden, die nach verschiedenen Umgestaltungen für die Zwecke der Herstellung irdischer Raumschiffe in Gebrauch genommen wurde und alsbald mit der Herstellung einer neuen Raumschiff-Flotte, und zwar Schwesterschiffen der „Selene“ und „Luna“, aber auch solchen der „Urania“, begann. Auch in der Werft der antarktischen Polstation, in Otto-Hahn-Land, wurden mehrere neue Raumschiffe „auf Kiel“ gelegt, die im Besitz Norwegens bleiben sollten. Brand ließ einen Aufruf über die Erde verbreiten, in dem Physiker unter dreißig Jahren aufgefordert wurden, sich als Bewerber für die Laufbahn als Raumschiffkapitäne zu melden. Die einlaufenden Bewerbungen waren erwartetermaßen außerordentlich zahlreich. Junge, wagemutige Männer aller Nationen, denen die Erde zu klein und eng für ihren Drang nach dem Unendlichen geworden war, hatten sich gemeldet. Zwar konnte vorerst nur ein Viertel der Bewerber ausgewählt werden, doch blieben die übrigen für die nächsten Termine vorgemerkt. Einer der Bestqualifizierten, deren Bewerbung schon diesmal angenommen wurde, war der Doktor der Technischen Wissenschaften und Diplomingenieur der technischen Physik Martin Schwarz. Er erhielt die Mitteilung, daß er sich für Ende Jänner für die Fahrt zur Polstation reisefertig machen solle. Nähere Nachrichten über die Reise werde er zeitgerecht erhalten. Zwecks Deckung etwaiger Kosten zur Auflösung seines Haushalts, Beschaffung von Kleidern und so weiter bekam er eine unverrechenbare einmalige Zahlung von zehntausend norwegischen Kronen. Das Mondreich konnte es sich leisten, großzügig zu sein und seine Raumschiffpiloten glänzend zu bezahlen. Auch die Gehälter der auf dem Mond tätigen Menschen waren nach irdischen Begriffen außergewöhnlich hoch. Als Währungsbasis wurde der atlantische Taler gewählt, der vorläufig kursgleich mit zwei US-Dollar war.

Brand und Keller planten für die nächste Zeit zwei Großexpeditionen, für die sie die „Urania“ benutzen wollten: zuerst die Fahrt zu dem uralten fremden Weltraumschiff, das von Keller der „Fliegende Holländer“ benannt worden war, und anschließend eine Expedition zum Mars. Für diese Fahrten in die Weiten des Weltraumes waren eine Unmenge von Vorbereitungen zu treffen und zahlreiche Berechnungen mußten angestellt werden. Brand beteiligte sich an ihnen nach Möglichkeit und nahm an ihrem Fortschritt lebhaftesten Anteil. Auch die Besuche der irdischen Forscher und Techniker sollten vorbereitet werden. Man mußte aber sichergehen, daß mindestens die wichtigsten technischen Entdeckungen in der Hand der Regierung des Mondreiches verbleiben würden. Trotzdem wollte man großzügig sein und die gesamte Erdenmenschheit am Nutzen dieser Entdeckungen und am wissenschaftlichen Erbe der atlantischen Menschheit teilnehmen lassen. Eine der dringendsten Aufgaben war die Wiederinbetriebsetzung der sublunaren Fernbahnen, um die einzelnen Mondstädte in Besitz nehmen zu können. Es gab rund fünfzig. Jede davon konnte hunderttausend bis Zweihunderttausend Einwohner gehabt haben, die größten vielleicht sogar eine Million, wenn man aus der Zahl der Wohnungen und ihrer Schlafgelegenheiten Schlüsse zog. Das ergab eine Mindesteinwohnerzahl des Mondes in der Tertiärzeit der Erde von fünf Millionen, möglicherweise von fast zehn Millionen. Dies war eine überraschend niedrige Zahl. Nun waren aber die Mondwohnungen nach irdischen Begriffen außerordentlich groß. Jede einzelne enthielt weit mehr Raum, als dies auf der Erde im Durchschnitt üblich war. Man konnte daher im Höchstfall mit einer Unterbringungsmöglichkeit von fünfzehn bis zwanzig Millionen Menschen rechnen. Dies war verhältnismäßig nicht viel, aber angesichts der

ungeheuren technischen Mittel, die dem Mondreich zur Verfügung stehen würden, konnte eine solche Bevölkerungsziffer voraussichtlich den stärksten Weltmächten der Erde gewachsen, wahrscheinlich sogar überlegen sein.

Noch vor Mitte Dezember trat endlich das große Ereignis ein, auf das Brand und die übrigen schon längst sehnlichst gewartet hatten: Die Energiezentrale des Mondes wurde entdeckt! Sie lag in zehn Kilometer Tiefe in einer kleinen Stadt auf der von der Erde abgewendeten Seite des Mondes. Brand und seine engsten Mitarbeiter eilten sofort zur Stelle und nun vergingen Tage angespanntester Forschung und Arbeit. Nach einem Monat war man endlich dem Geheimnis auf die Spur gekommen. Man hatte längst erkannt, daß der Antriebsmechanismus des Rückstoßes der Atommotoren aller kleinen bisher aufgefundenen Raumschiffe auf einem ganz ähnlichen Prinzip beruhte wie der der irdischen Raumschiffe, also auf dem Zerfall des transuranischen Elementes Zentaurium. Allerdings war es den Atlantern gelungen, diese Atomreaktion so zu leiten, daß dabei stabile Spaltungsprodukte entstanden, so daß sich keine Gefahr für die Umgebung ergab. Man hatte aber vermutet, daß die gewaltigen Energiemengen, die zur Instandhaltung der Mondstädte dienten und größtenteils als elektrische oder gestrahlte Energie weitergeleitet wurden, von einer anderen Atomkernreaktion geliefert werden mußten. Gleichwohl besaßen die einzelnen Städte lokale kleinere Energiezentralen, die im Falle der Störung des Kraftnetzes und für Zwecke besonderer Art herangezogen wurden. Diese kleinen Zentralen arbeiteten mit der erwähnten Kernreaktion, deren Grundlage der Zerfall des Elementes Nr. 106 war. Das Hauptwerk benützte aber als Quelle seiner Energiegewinnung eine Atomaufbaureaktion, wie sie die irdischen Astrophysiker als Energiequellen der Sonne und der Fixsterne vermutet hatten: den Aufbau von Helium aus Protonen (Wasserstoffkernen). Dabei wurden weit gigantischere Energiemengen frei als durch die bisher auf der Erde bekannten Atomspaltungsreaktionen des Uranisotops mit dem Atomgewicht 235 oder des Plutoniums oder des Zentauriums. Dieses Kraftwerk hatten die Atlanter vor dem Verlassen des Mondes oder vor ihrem Untergang stillgelegt. Die irdischen Physiker standen vor der Aufgabe, es wieder in Tätigkeit zu setzen, ohne es dabei durch einen Unfall oder Fehler zu zerstören. Man mußte mit ungeheurer Vorsicht zu Werke gehen. Leider erwies sich dies als außerordentlich schwieriges Problem, und Brand verbot, irgendein Risiko einzugehen, das zu einem unheilvollen Ausgang führen konnte. Im schlimmsten Fall wollte er diesen Plan sogar so lange zurückstellen, bis man wisse, ob eine Entzifferung der atlantischen Sprache und Druckwerke möglich sein werde. Er setzte diesbezüglich einige Hoffnung auf die international berühmten Gelehrten, die er gebeten hatte, diese Aufgabe zu übernehmen, und deren Ankunft im Laufe des Jänner zu erwarten war.

Wenn also der Mond auch dieses sein tiefstes Geheimnis vorerst noch nicht preisgeben mußte, gewährte er doch den Menschen eine andere Entdeckung, die sie zutiefst erschütterte. Schon längst hatten sie sich die Frage vorgelegt, wo denn die Mondbewohner ihre Toten bestattet hätten. Keine Spur von Friedhöfen war vorgefunden worden, auch keine Urnenbegräbnisstätten. Da war nun glücklicherweise ein Film zu Hilfe gekommen, der kürzlich bei der dauernd fortschreitenden Erforschung des „Filmarchivs“ aufgefunden worden war. Keller hatte ihn sich vorführen lassen. Die Leichen der Mondbewohner wurden tatsächlich verbrannt, und zwar in zwei bisher noch nicht betretenen Totenstädten, von denen auf jeder Mondseite eine lag. Die gasförmigen Verbrennungsprodukte wurden durch Kamine, die bis zur Mondoberfläche führten, dem Weltall zurückgegeben. Die Asche jedoch wurde gesammelt und in bestimmten Zeitabständen von den Flugschiffen während ihres Fluges über die Mondoberfläche verstreut. Für die Mondbewohner bedeutete die Außenseite ihres Sternes die Berührungsfläche mit dem Weltall, und es lag zweifellos ein tiefer Sinn darin, die sterblichen Überreste der atlantischen Menschen ins All zu verstreuen.

Als nun die irdischen Forscher die einzelnen Räume der Energiezentrale untersuchten, standen Brand und Keller mit einigen Mitarbeitern eines Tages vor einem Raum, der zur Steuerungszentrale gehörte. Als sie ihn betreten wollten, versagte der Öffnungsmechanismus. Offenbar war er von innen abgestellt worden, denn dies war grundsätzlich möglich, wie sich längst erwiesen hatte. Man wollte zuerst auf gewaltsames Eindringen verzichten. Am nächsten Tag hatte sich Brand aber doch zu dem Entschluß durchgerungen, die Türe mit Gewalt öffnen zu lassen. Dies war kein sehr schwieriges Unterfangen, ein Schweißapparat hatte aus der Leichtmetalltüre sehr bald ein genügend großes Feld herausgeschnitten, daß Menschen hineingehen konnten. Krachend fiel die Platte nach innen zu Boden. Brand trat als erster ein und blieb angewurzelt stehen. Dann trat er still beiseite und winkte den übrigen nachzukommen.

Keiner sprach ein Wort, tiefste Ergriffenheit hatte alle erfaßt. Sie standen vor den Leichen zweier männlicher Mondbewohner, zweier Atlanter. Die beiden saßen in Stühle zurückgelehnt, die Hände auf dem Schoß verschränkt. Ihre Augen waren jedoch geöffnet, als blickten sie die Erdenmenschen verweisend an, wie diese es wagen konnten, ihre viele Jahrmillionen alte Ruhe zu stören. Eiskälte von mindestens vierzig Grad unter Null erfüllte den Raum. Dieser Umstand und die vollkommen sterile Luft des hermetisch abgeschlossen gewesenen Raumes hatte die beiden Körper vor dem Zerfall gerettet, doch war ihre Haut infolge des Eintrocknens der Körperflüssigkeiten faltig. Die Hautfarbe war ein wächsernes, leichenhaftes Weiß. Die beiden Toten glichen aber keineswegs ägyptischen Mumien, vor allem hatten sie nicht deren dunkle Farbe angenommen. Obwohl sie saßen, konnte man ihren riesenhaften Körperwuchs erkennen. Es schien, als ob es sich um die beiden letzten Wächter der Energiezentrale handelte, die als Letzte ihres Stammes auf dem Mond zurückgeblieben waren und dann die Funktion der Zentrale abgestellt hatten. Vielleicht hatten sie sich dann selbst den Tod gegeben, als die Allerletzten ihres Geschlechtes, als stumme Zeugen einstiger Größe auf diejenigen wartend, die unendlich viel später nach ihnen kommen und ihr schlafendes Reich zu neuem Leben erwecken sollten!

Andächtig standen die Erdenmenschen vor diesen Vorläufern ihrer eigenen Art, den Toten einer Rasse, die menschliches Gefühl, menschliche Gedanken, menschliches Wissen und menschliche Naturbeherrschung als erste im Sonnensystem bereits in grauer Vorzeit hatte wirksam werden lassen, in der es noch fraglich war, ob einmal die Erde selbst intelligente Bewohner hervorbringen würde. Es waren Söhne jener Rasse, die, wenn Brands und Kallvinds Hypothese richtig war, überhaupt erst den Anstoß zur Entstehung eines irdischen menschlichen Geschlechtes gegeben hatte; die dadurch wahrscheinlich die Entwicklung der Tierwelt auf der Erde beeinflußt hatte, während im anderen Falle vielleicht ein völlig anders geartetes Wesen schließlich die Herrschaft über die Erde errungen hätte, wenn überhaupt ein solches herrschendes Wesen entstanden wäre. Eine Regung von Dankbarkeit machte sich in Brands Herzen fühlbar, denn ohne dieses Experiment jener götterähnlichen Menschenrasse wären er selbst und seine Freunde heute nicht hier gestanden, wäre nicht den Menschen vom Erdstern die nochmalige, die zweite Eroberung des Weltraumes geglückt. Als Brand weiter um sich blickte, nahm er auf dem Tisch des Zimmers einen Apparat wahr, den er bereits als Sprechmaschine kannte. Er stellte den Auslösungshebel ein, das Band setzte sich in Bewegung und eine menschliche Stimme in atlantischer Sprache wurde vernehmbar, die einige Sätze mit feierlichem Ernst sprach. Wieder kam darin mehrmals das Wort „Atlan“ vor; wahrscheinlich waren die Worte eine Abschiedsbotschaft der Toten an diejenigen, die da einst kommen und ihren Schlaf unterbrechen würden. Die Menschen verhielten sich vollkommen stumm, niemand sprach ein Wort. Dann bedeutete ihnen Brand, daß sie sich alle zurückziehen sollten, und ordnete an, bis auf weiteres diese Kammer völlig neu zu sterilisieren und hierauf abermals hermetisch abzuschließen, bis man sich über eine geeignete Bestattungsstätte für die beiden letzten Atlanter auf dem Mond schlüssig geworden wäre.

Er gab hierauf den Auftrag, die Forschungsarbeiten in der Energiezentrale fortzusetzen, soweit dies mit keiner Gefahr, unwiederbringlichen Schaden anzurichten, verbunden sei. Dann fuhr er mit Keller zur Station beim Krater Leverrier zurück, von wo sie zur Felsstation flogen. Beide hatten sich entschlossen, alle jene Leute, die schon länger als ein halbes Jahr auf dem Mond weilten, für drei Wochen über Weihnachten in ihre irdische Heimat zurückzuschicken, und nach langem Schwanken auch selbst den Plan gefaßt, das Weihnachtsfest in Wien, ihrer alten Heimatstadt, zu verbringen.

15. Die Geschichte der Atlanter

Bald nach dem Neujahrstag war für Brand und Keller der schöne Urlaub zu Ende, der Mond trat wieder in seine Rechte. Das Flugzeug brachte beide Freunde nach Oslo, wo sich auch die übrigen Urlauber sammelten, um mit den Raketenschiffen „Kreuz des Südens“ und „Antarktis“, die sie schon bei der Herreise benützt hatten, in mehreren Einzelflügen wieder zur Polstation zurückzureisen. Brand und Keller gönnten sich dort noch zwei ruhige Tage, die sie fast zur Gänze auf dem Forellensee verbrachten. Milde schien die Polarsonne, die sich noch nahe ihrem höchsten Stand befand, auf den See herab, an dessen schilfbewachsenen Ufern sich Wildenten tummelten, die man von Europa dorthin verpflanzt hatte. Das Boot schaukelte leicht, den sanften Wellen folgend, auf dem Wasser. Brand hatte soeben eine ganz kleine, einsömmerige Forelle gefangen, die er wieder ins Wasser zurückversetzen wollte. Bevor er dies tat, betrachtete er sie aufmerksam und wies sie dann seinem Gefährten vor.

„Hier ist wieder ein solches Exemplar mit den merkwürdig veränderten Flossen, dem vorgeschobenen Oberkiefer und der abnormalen Zeichnung, wie wir jetzt schon mehrere gefangen haben. Was hältst du davon?“

„Offenbar dasselbe wie du“, antwortete Bertram Keller, „ich habe bereits die Radioaktivität des Wassers untersuchen lassen.“

„Und wie war das Ergebnis?“

„Nicht unbeträchtliche Aktivität, hervorgerufen durch verhältnismäßig kurzlebige Radioelemente. Du kannst die genauen Meßzahlen bei mir einsehen, wenn wir wieder in unserem Quartier sind.“

„Also doch!“ rief Peter, „die Raumschifffahrten verursachen demnach eine gewisse Erhöhung der Radioaktivität durch aktive Partikel, die mit dem Staub aus der Atmosphäre herabsinken. Die kurzlebigen künstlichen Isotopen rufen biologische Mutationen in der Fischwelt hervor. Hast du etwas gehört, ob vielleicht auch schon pflanzliche Mutationen bewirkt worden sind? Dies wäre doch nicht weniger beunruhigend.“

„Man hat noch nichts Derartiges beobachtet“, sagte Bertram, „aber ich habe die Botaniker auf diese Möglichkeit hingewiesen, und sie haben zugesagt, dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zu widmen.“

„Ich möchte doch einen solchen Fisch auf seine Radioaktivität prüfen lassen“, meinte Peter, „wir werden dafür wohl dieses Exemplar opfern, das also auf dem Altar der Wissenschaft sterben muß, obwohl es noch so jung ist.“

Die „Selene“ flog mit den Urlaubern zum Mond zurück. In der Zwischenzeit war bei der Hyginusrille ein Landungsplatz errichtet worden, so daß das Raumschiff seine Fahrgäste in unmittelbarer Nähe des Eingangstunnels zur Regierungsstadt „Atlanta“ absetzen konnte. Die

Felsstation hatte ihre ursprüngliche Bedeutung als Sitz der Menschenkolonie eingebüßt und zugunsten von Atlanta abtreten müssen. Die Regierung des Mondreiches hatte geeignete Häuser dieser Stadt instandsetzen lassen, und allmählich begann sich in den Straßen normales menschliches Leben zu entwickeln. Die Gleitbänder waren schon in Betrieb, die elektrischen Straßenreinigungsmaschinen versahen ihren Dienst. Das Mondarchiv wurde von den nun allmählich eintreffenden internationalen Gelehrten auf das eingehendste erforscht, in dem großen Vorführraum fanden sehr oft Aufführungen für die Allgemeinheit statt. Der visuell-akustisch-räumliche Funk war in allen benützten Wohnungen eingerichtet worden und verband ihre Insassen mit der Erde, wenn die Mondfunkstation Übertragungen von dort vermittelte.

Als Brand in seiner Eigenschaft als Präsident des Mondreiches einmal den brasilianischen Botschafter empfing, drückte dieser größte Begeisterung über seine erste Raumfahrt und die Flüge über die Mondoberfläche aus. Die Mondregierung hatte den ausländischen Diplomaten ein Raketenschiff vom Typ des „Linné“, das „Minerva“ hieß, zur Verfügung gestellt, mittels dessen sie Besuchsreisen zu jedem beliebigen Punkt des Mondes unternehmen konnten, wovon sie in der Tat gerne Gebrauch machten. Stets waren Passagiere für die nächsten vorgesehenen Flugfahrten vorgemerkt, und von Zeit zu Zeit wurden auch Sonderwünsche berücksichtigt. Es kam oft genug vor, daß die Vertreter von Ländern, die einander ohne Sympathien gegenüberstanden, einträchtig in den Raumanzügen an einer gemeinsamen Bergbesteigung teilnahmen. Der neuseeländische Alpinistenklub benützte den „Peer Gynt“ und trainierte bereits mit Hingabe und glühender Begeisterung in den Mondgebirgen und Kraterwänden. Es schien, daß der Mond das Trennende zwischen den Menschen beseitigte und in ihnen das Gefühl der Zugehörigkeit zu ein und demselben Planeten und der gemeinsamen menschlichen Abstammung, das auf der Erde nie zu Tage trat, lebendig werden ließ. Dies war insbesondere dann der Fall, wenn die Gäste von der Erde im Mondmuseum vor den Zeugen der Lebensentwicklung auf dem Erdstern und den anderen Planeten verweilten.

Bald nach Brands und Kellers Rückkehr auf den Mond brachte die „Luna“ die ersten Naturforscher, Sprachwissenschaftler und Historiker von der Erde. Zu Ehren der Gelehrten wurde dann im großen Filmvorführungssaal des Museumsarchivs ein Empfang veranstaltet. Nachdem die Ansprachen und das Festmahl vorüber waren, wurde den Gästen in großen Zügen der Film vorgeführt, den vor einiger Zeit Keller seinem Freund Brand gezeigt hatte und dessen Inhalt das Leben und die Kultur der Atlanter bildeten. Dieser Raumbildfilm, wie man von nun an die Erzeugnisse der atlantischen Filmtechnik benannte, machte auf die Forscher einen ungemein tiefen Eindruck, und in jedem von ihnen wurde der feste Entschluß wach, sich so bald wie möglich mit ganzer Kraft auf die Probleme zu werfen, die sich für sein besonderes Fach ergaben. Bei dem anschließenden zwanglosen Beisammensein wurde beschlossen, Arbeitsgemeinschaften zu bilden, sowohl für die einzelnen Fachsparten als auch für verwandte oder sonst miteinander in Berührung stehende Gebiete. Nationale Gegensätze wurden hintangestellt, wie dies ja in den Kreisen der Wissenschaftler von jeher üblich gewesen war, doch hier galt es in besonderem Maße, denn alle fühlten sich als Vertreter des irdischen Menschengeschlechtes und dazu berufen, das hinterlassene Kulturgut verschollener kosmischer Vorläufer zu erschließen.

Anfang Feber teilte Ing. Overlund, der Leiter des Raumbildfilm-Prüfungsstabes, Brand mit, daß er und einer seiner Mitarbeiter einen außerordentlich wichtigen Fund gemacht hätten, nämlich einen historischen Film, der geeignet sei, über die Geschichte der Atlanter eingehenden Aufschluß zu geben. Brand geriet in fieberhafte Erregung und vereinbarte mit Keller und Overlund sogleich eine Vorführung im engsten Kreise.

Der Film begann mit einer kurzen paläontologischen Darstellung der Entwicklung des atlantischen Menschengeschlechtes aus ersten Einzellern über Wassertiere und Landtiere. Die einzelnen Formen waren nicht ganz unähnlich irdischen fossilen Tierformen, aber doch in vieler Hinsicht verschieden. Immerhin hatte sich ein Säugetierstamm herangebildet, in dem auch der zuerst ausgestorbene Archäopithecus lunaris auftrat. Gleichzeitig mit diesem lebte aber auch schon der später gezähmte Archäopithecus. Die erstgenannte Art entwickelte sich weiter und führte zur Entstehung einer noch sehr primitiven und urtümlichen Menschenrasse, die aber nicht wie auf der Erde durch die harte Schule einer Eiszeit hindurchgehen mußte und daher anscheinend in der geistigen Entwicklung viel langsamer fortschritt, als dies auf der Erde der Fall gewesen war. Diese Urmenschen wurden in ausgezeichneten Rekonstruktionen vorgeführt. Barbarische Stämme hatten miteinander erbitterte und blutige Fehden ausgefochten. Die Nebenform des Archäopithecus verharrte viele irdische Jahrtausende hindurch unverändert auf ihrer Entwicklungsstufe. Bei den Menschen des Planeten Atlan unterblieb eine Spaltung in mehrere Rassen, was auch geographische Gründe gehabt zu haben schien. Es entstand ein einziger Menschenschlag von blaßweißer Hautfarbe, der aber eine außerordentlich langsame kulturelle Entwicklung durchlief. Aus einer Ursprache entwickelten sich viele Dialekte, und schließlich herrschte auch auf dem Atlan eine babylonische Sprachenverwirrung. Das Stadium der Steinzeit währte über eine Million Erdenjahre. Allmählich erwarb sich diese Menschheit jedoch verhältnismäßig große metallurgische Kenntnisse und verhüttete Kupfer-Nickel-Erze, aus denen eine Legierung gewonnen wurde, die zur Anfertigung erster Metallwerkzeuge und -waffen diente, ähnlich wie auf der Erde die Bronze. Durch Manganzusatz wurde die Festigkeit und Zähigkeit der Legierung noch weiter erhöht. In einer späteren Periode wurde eine Kupfer-Zink-Legierung erfunden; man stellte die Metallgeräte sodann aus dieser messingartigen Legierung her. Dieses Stadium dauerte wieder einige hunderttausend Erdenjahre. Die atlantische Menschheit trat aus dem frühgeschichtlichen Zeitalter in das historische ein; die Schrift wurde erfunden. Auf dem Atlan gab es damals einen einzigen großen Kontinent mit mehreren Faltengebirgen. Die atlantische Menschheit konnte sich ungehindert auf diesem großen Kontinent ausbreiten und ihn überall in Besitz nehmen.

Eine primitive Astronomie führte zur Bildung von Astronomen- und Priesterkassen, die Jahrhunderttausende hindurch ihre Völker beherrschten. Ihre geistigen Führer schlossen mehrere Stämme zusammen und bekriegten Vereinigungen anderer Stämme, und zwar immer noch mit den primitiven Waffen der Steinschleudern, Pfeilbogen, Metallschwerter und -Schilde. Die atlantische Geschichte wies also mit der Geschichte der irdischen Menschheit viele gemeinsame Züge auf, doch währten die einzelnen Zeitabschnitte ungleich länger als bei der späteren Erdenmenschheit.

Wie auf der Erde hing der nächste Fortschritt mit dem Aufkommen einer Eisenzeit zusammen. Großreiche bildeten sich. Inzwischen hatte der Urkontinent begonnen, auseinanderzureißen, erst in zwei Teile, später spaltete sich die eine Hälfte in zwei weitere Teile, die sich langsam voneinander entfernten. Noch aber bekriegten einander innerhalb der drei neu entstandenen Kontinente einzelne Völkerschaften und Reiche. Einem geschickten König und Heerführer gelang die Unterwerfung aller Völkerschaften des Nordkontinents, denen er auch die Sprache des Siegevölkens aufzwang, die allerdings nicht sehr einheitlich war und in mehrere Dialekte zerfiel. Auf den Heerkönig folgte ein Religionsprophet, der zwar mit Feuer und Schwert wütete, aber doch das Gute brachte, mittels der gemeinsamen Schrift eine gemeinsame Hoch- und Schriftsprache zu schaffen. In diese Zeit fiel die Erfindung des Fernrohrs, und nun folgten die ersten Beobachtungen der Erde, die sich zu jener Zeit im letzten Viertel der Kreideformation befand, und der übrigen Planeten.

Die Völker beider Teile des Südkontinents waren noch ungeneigt und bekämpften einander erbittert. Endlich fand sich auch auf der einen der Südkontinenthälften ein Heerkönig, der zunächst durch Bündnisse mit anderen Teilfürsten die Oberherrschaft an sich riß und nach Erbauung einer Flotte und tagelanger Seefahrt an der Küste des zweiten Südkontinents landete. Nach anfänglichen Kämpfen kam es aber zu einem baldigen Friedensschluß mit dem Ziel eines gemeinsamen Krieges gegen den Nordkontinent. Die Hoffnung, in diesem bereits hochkultivierten und -zivilisierten Teil des Planeten reiche Beute zu machen und kostbare Schätze zu rauben, erleichterte diesen Beschluß. Die Frage nach dem Oberbefehl in diesem Krieg wurde von dem erwähnten Heerführer, der den Namen Bu-Rot-Ro führte, in einfacher und skrupelloser Art durch Mord an seinen Nebenbuhlern gelöst, ihre Völker unterwarfen sich seinem Ungestüm, und dann führte Bu-Rot-Ro, vergleichbar einem Alexander dem Großen, mit einer stark vermehrten Flotte die Südvölker zum Angriff auf den Nordkontinent. Dieser stellte sich mit einer entwickelten Kriegstechnik und einer allerdings unterlegenen Flotte dem Feind entgegen, vermochte aber wegen seiner zahlenmäßigen Unterlegenheit nicht, den Sieg davonzutragen, sondern mußte den Südatlantern die Landung gestatten. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, beide Teile führten Verstärkungen heran. Bu-Rot-Ro hatte in seinem Gefolge einige ausgezeichnete Techniker, die im Verlauf eines Atlan-Jahres, das heißt von etwa $4\frac{2}{3}$ Erdjahren, das Südheer technisch dem Gegner gleichwertig machten. Fortgesetzt führten die Südflotten neue Mannschaften herbei, denen der an Bevölkerungszahl unterlegene Nordkontinent kein entsprechendes Gegengewicht entgegensetzen konnte. Schließlich ermöglichte Verrat bei den Nordtruppen ein rasches Vordringen der Südatlanter bis zur Hauptstadt Urk-Nud, die eingeschlossen wurde. Noch verteidigten sich die Nordatlanter tapfer und zogen ein so starkes Entsatzheer zusammen, daß in einer dreitägigen erbitterten Schlacht der Belagerungsring des Feindes gesprengt wurde. Aber ihre Tapferkeit wurde abermals am Verrat aus den eigenen Reihen zuschanden. Ein Fürst der Nordatlanter fiel mit seinen Truppen von der Nordarmee ab und führte die Südarkmee in den Rücken des Nordheeres. Nun begann sich das Drama des nach irdischem Zeitmaß fast zwanzigjährigen Kampfes zu vollenden. In einer fünftägigen Riesenschlacht wurde das Heer der Nordtruppen fast völlig niedergemacht, nur wenigen Tausenden gelang die Flucht in das unwirtliche Gebirge des nördlichsten Teiles ihres Landes, wo sich in der Tat ein kümmerlicher Rest des Nordstaates noch an die dreißig Erdjahre lang zu halten vermochte, da auch die Südtruppen einen zu großen Blutverlust erlitten hatten, um dem Feind folgen und ihn vollends vernichten zu können.

Bu-Rot-Ro überlebte seinen Sieg nur ganz kurze Zeit. Sein Sohn und Nachfolger, Sa-Rup-Ro, war weniger kriegerisch als sein Vater und ließ sich die Aussöhnung der südländischen Eindringlinge mit den unterlegenen Nordländern angelegen sein. Er förderte die Vermischung durch Heiraten beider Bevölkerungsgruppen und schloß zuletzt mit dem Rest des Nordstaates einen Frieden, demzufolge dieser einem gemeinsamen Bundesstaat beitrug, der alle drei Kontinente umfaßte. Nun folgte eine außerordentlich lange völlige Friedensperiode. Die überlegene Kultur der Nordatlanter setzte sich durch, ebenso ihre Sprache, und schließlich bildete der Atlan ein Großreich der drei Kontinente mit gemeinsamer Schriftsprache und rassisch ziemlich einheitlicher Bevölkerung. Dies hatte große Vorteile für die atlantische Menschheit im Gefolge. Sie ersparte sich in der kommenden Zeit für lange Zeiträume Kriege und Auseinandersetzungen einzelner Nationen und Staaten. So lebte die atlantische Menschheit mehrere irdische Jahrtausende in einem mehr oder minder dauernden Frieden zu bezeichnenden Zustand dahin.

Das Fehlen großer Auseinandersetzungen kriegerischer Art hatte aber eine andere Folge, die die atlantische Menschheit in ihrer Geschichte sehr stark von der Erdenmenschheit unterschied. Während sich auf der Erde die technische Entwicklung bis zur ersten Freimachung der Atomenergie in wenigen Jahrtausenden und auch da im wesentlichen erst in

den letzten paar hundert Jahren vollzog, erfolgte sie auf dem Atlan, der frei von Großkriegen war, sehr viel langsamer, und es dauerte viele Jahrmillionen, bis sich eine Naturwissenschaft und Technik von Rang entwickelt hatten, denn nach dem großen Einigungskrieg versank die atlantische Menschheit in geistige Trägheit und Erschlaffung. Es kam zu keiner Entdeckung des Schießpulvers wie auf der Erde, die Waffentechnik machte jahrmillionenlang keinen nennenswerten Fortschritt. Wohl kannte man eisenbeschlagene Holzschiffe, die aber mit Segeln angetrieben wurden und daher weder besondere Größe noch Geschwindigkeit erreichten. Die Atlanter waren keine seefahrende Nation, weil ihre Kontinente ursprünglich nahe beisammen lagen und nur langsam auseinanderrückten. Die eine Hälfte des Planeten war weitgehend vom Ozean bedeckt, einem tiefen Becken, das nur ganz wenige Inseln aufwies. Für die Schifffahrt bestand also kaum eine Notwendigkeit, lediglich für die Verbindung der verhältnismäßig nahen Kontinente war sie von Interesse. So gab es auch kein geographisches oder richtiger atlantographisches Entdeckungszeitalter.

Eine ziemlich unbekanntere Erscheinung war auf dem Atlan auch der Hunger. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes gewährte jedem Bürger des atlantischen Volkes, das in seiner Masse ein Bauernvolk war und nur wenige große Städte besiedelte, ein auskömmliches Dasein. Die Bevölkerung konnte ihre Nahrung ohne allzu viele Arbeit und Mühe finden. Da also Hunger und Kampf als Triebfedern menschlichen Erfindungsstrebens wegfielen, war es möglich, daß die Atlanter jahrmillionenlang auf einem gleich niedrigen Stand der Technik verblieben. Um so mehr blühten Kunst, Geisteswissenschaften, Philosophie, Religion, Astronomie. Jene lange Zeit brachte die größten Künstler und Philosophen hervor, zu deren Füßen sich an berühmten Universitäten eine zahlreiche Hörerschaft und Gefolgschaft versammelte. Die damalige Kultur und die technische Entwicklung entsprachen am ehesten der Erdkultur des griechischen und römischen Zeitalters, waren dieser aber in einigen Punkten voraus. Vom irdischen Standpunkt wäre die atlantische Menschheit als fast völlig untechnisch, im Sinne Oswald Spenglers als technikfeindlich zu bezeichnen gewesen. Nichts schien auf eine künftige Änderung hinzudeuten. Fünfzehn irdische Jahrmillionen vergingen so, wie aus Diagrammen hervorging, die der Raumbildfilm brachte. In dieser Zeit blieb die atlantische Menschheit auch körperlich fast völlig auf ihrer Entwicklungsstufe stehen. Interessanterweise verschwanden aber im Lauf dieser Jahrmillionen die Variationen der Haarfarbe. Während früher blonde, braune, schwarze, gelbgrüne und ausgesprochen rote Haare auf den Köpfen der atlantischen Menschen gewachsen waren, bildete sich im Verlauf dieser außerordentlich langen Zeit ein einheitlich schwarzhaariger Typ heraus. Die Durchmischung der Volksteile war so vollendet, daß nicht die geringsten äußerlichen Rassenunterschiede bestanden, und die einheitliche Schriftsprache hatte sich auf dem ganzen Planeten durchgesetzt.

Mittlerweile war die Erde in die Tertiärzeit eingetreten. Ihre Kontinente waren weiter voneinander gerückt, ihr Mond wies die Oberfläche auf, wie sie der im Mondmuseum aufgefundene Globus zeigte. Ein Philosoph stellte auf dem Atlan eine neue Staatslehre auf, die bald begeisterte Verfechter fand. Gleichzeitig hatte offenbar nach jahrmillionenlangem Ruhestadium eine biologische Mutation eine Anzahl von Köpfen hervorgebracht, in denen auf einmal der Drang nach naturwissenschaftlicher Forschung auftrat. Einer der Führer dieser jungen Generation begründete eine andere Staatslehre, die das Ideal der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zum Inhalt hatte. Beide Staatslehren standen einander feindlich gegenüber. Die nichtnaturwissenschaftliche Richtung suchte ihre Basis zu verbreitern, indem sie sich in ein religiös-philosophisches Kleid hüllte und so unter den Anhängern der Staatsreligion Freunde warb. Sie verdammt die naturwissenschaftliche Forschung, die zwar auf dem Gebiete der Astronomie ein ziemlich richtiges Weltbild vorfand, aber dafür nur auf einer sehr niedrig entwickelten Medizin, Biologie, Chemie, Physik und einer sehr tief stehenden Technik aufbauen konnte. Die Vertreter der beiden Richtungen

standen einander bald unversöhnlich gegenüber und nach zweiundzwanzig Atlanjahren war dieser Gegensatz so weit gediehen, daß es zu offenem Bürgerkrieg kam, der sich in der furchtbarsten Weise auswirkte, zu gegenseitigen Proskriptionen, Verfolgungen, politischen Morden und anderen Untaten führte und mit einem Schlage das Gesicht des friedlichen und ausgeglichenen Lebens auf dem Atlan verwandelte.

Die naturwissenschaftliche Richtung stützte sich hauptsächlich auf minderbemittelte Schichten der Stadtbevölkerung und war gewissermaßen sozialistisch ausgerichtet, während die gegnerische Partei ihre Anhänger unter der konservativen Landbevölkerung fand und ausgesprochen reaktionär war. Schließlich siegte auf dem Nordkontinent die sozialistisch-naturwissenschaftliche Bewegung, auf dem einen der beiden Südkontinente die konservative Bewegung, während der zweite Südkontinent bisher noch den offenen Bürgerkrieg vermieden hatte, so daß sich dort die beiden Weltanschauungsparteien Gewehr bei Fuß gegenüberstanden. Die Folge war eine Sprengung des staatlichen Gefüges, die drei Kontinente bildeten wieder wie einst in ferner Vergangenheit selbständige Großstaaten.

Der neutral gebliebene Südkontinent fieberte mehrere hundert Erdenjahre in schweren sozialen und innerpolitischen Spannungen, mit seinem Wohlstand ging es bergab, und es bildete sich infolgedessen eine dritte, anarchistisch-nihilistische Richtung aus, die schließlich ein Terrorregime errichtete. Der reaktionäre Südkontinent und der sozialistische Nordkontinent nahmen diktatorartige Regierungsformen an, ihre Staatsbürger wurden von Kindesbeinen an politisch einseitig erzogen, und binnen zwei Generationen war es gelungen, die gegensätzlichen Weltanschauungen in den Bevölkerungen so fest zu verankern, daß für die einander feindlichen Regierungsformen eines jeden der beiden Kontinente keine innere Gefahr mehr bestand.

Inzwischen nahmen auf dem Nordkontinent die Naturwissenschaften und die Technik eine sprunghafte Entwicklung ähnlich derjenigen, die sie viel später auf der Erde in der Geschichte der weißen Menschheit durchmachen sollten. Der Erfindung des Schießpulvers folgte fast unmittelbar diejenige hochbrisanter Sprengstoffe vom Typus und der Wirkung des Dynamits. Dampfschiffe, Dampfeisenbahnen und bald darauf auch elektrische Bahnen wurden erfunden, Straßen gebaut, und plötzlich sahen der reaktionäre Südkontinent ebenso wie der anarchistische Erdteil, daß sie in tödliche Gefahr geraten waren, von der nordatlantischen Menschheit mit Hilfe von deren gewaltiger technischer Überlegenheit gewaltsam unterjocht zu werden. Viel zu spät kam diese Erkenntnis, denn schon holte der Norden zum Schlag aus. Hilflos bemühten sich die Südkontinente, wenigstens einiges von der technischen Entwicklung ihrer feindlichen nordländischen Brüder aufzuholen, umsonst, sie konnten mit diesen nicht mehr Schritt halten. Der Nordkontinent rüstete eine Kriegsflotte aus, die sich allerdings noch lange nicht mit einer neuzeitlichen Flotte irdischer Schlachtschiffe oder Schlachtkreuzer hätte messen können. Er stellte ein Millionenheer auf die Beine, das über Waffen verfügte, wie sie um die Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert der Erde üblich gewesen waren. Das genügte aber vollauf. Der Norden übersandte den beiden Südreichen ein Ultimatum, und als diese mit der Annahme zögerten, stach die Kriegsflotte des Nordens in See und bombardierte die Küstenstädte des Südens. Der reaktionäre Südkontinent kapitulierte daraufhin und wurde von den Nordtruppen widerstandslos besetzt und unterworfen. Der Nihilistenkontinent beschloß zu kämpfen, im Vertrauen auf seine zahlenmäßig überlegene Bevölkerung. Darauf landete das Nordheer an einigen Küstenpunkten. Die ersten Flugmaschinen, die auf einer Entwicklungsstufe wie die Flugzeuge des ersten irdischen Weltkriegs standen, erregten mit ihren Bombenabwürfen panischen Schrecken, Ferngeschütze wurden von den Nordtruppen gegen einige Städte des Feindes eingesetzt, aber dieser ergab sich nicht. In verzweifelter Anstrengung hatte seine Technik in letzter Minute doch noch einiges aufgeholt. Unzufriedene von dem anderen Südkontinent, der

sogleich zu Beginn des Krieges die Waffen gestreckt hatte, verstärkten die Reihen der Südarmerie, und es kam zu einem langwierigen Krieg in der Dauer von zwei atlantischen Jahren. Meist war die Nordarmee siegreich, doch gelang es der Südpartei, ihrem Gegner einige schwere Schläge beizubringen. Am Ende des zweiten Atlanjahres jedoch brach der Widerstand des Südens zusammen. In haltloser Flucht wälzten sich seine demoralisierten Massen südwärts, stießen aber auf plötzlich gelandete Truppen der Nordarmee, die an der Südküste mit Hilfe der Flotte die dortigen Befestigungen überfallen und nach kurzem Widerstand eingenommen hatten. Zwischen beiden Fronten wurden die Südtruppen aufgerieben und nun begann ein furchtbares Wüten der Rache. Unbarmherzig tobten die Machthaber des Nordens gegen ihre Gegner, und nachdem deren Führer samt und sonders erschossen, gehängt, geköpft, verbrannt worden waren, während die übriggebliebenen Anhänger der Südpartei in banger Furcht am Boden lagen und zitternd die Stiefel des Feindes küßten, wurde die atlantische Menschheit neuerlich in einem einzigen Reich vereinigt. Dieses zweite atlantische Reich war aber diesmal durch einen Sieg des Nordens über den Süden erstanden.

Der so furchtbar niedergeworfene Süden sann auf Rache. Diese mußte aber lange aufgeschoben werden. Nach irdischem Zeitmaß vergingen beinahe hundert Jahre, bis die Physiker des Südens die Möglichkeit gefunden hatten, nach gewaltigen Entdeckungen auf dem Gebiet der Atomphysik und Kernchemie die ersten Lithiumhydrid-Atombomben mit elektrischer Zündung durch einen mehrere Millionen Grad heißen kondensierten Funken herzustellen. Angesichts der langen Lebensdauer der atlantischen Menschen, die zwischen 200 und 300 Erdenjahre, das ist rund vierzig bis sechzig Atlanjahre, betrug, lebten noch genug Zeitgenossen des Bürgerkrieges. Die Unterlegenen hatten ihre schmachvolle Niederlage nicht vergessen und nicht verwunden. Ein führender Kopf der Physikergruppe, die die Atomspaltungsreaktion entdeckt, aber diese Entdeckung geheimgehalten hatte, machte sich zum Leiter einer zwar nicht weitverbreiteten, aber um so aktiveren Untergrundbewegung. Sein Name blieb der Nachwelt erhalten. Er hieß Als-Trup.

Er ließ einige Flugzeuge bemannen und mit Atombomben ausrüsten und griff mit ihnen die nordatlantische Regierungsstadt, in der zu dieser Zeit ein Rat von drei Wissenschaftlern diktatorisch regierte, ohne Warnung an. Von der Stadt blieb kein Stein auf dem anderen und kein menschliches oder tierisches Wesen am Leben. Es war dies die größte Menschenschlächterei der bisherigen atlantischen Geschichte, die ja im Vergleich zur irdischen Menschheitsgeschichte unvergleichlich arm an Kriegen war. Hierauf stellte Als-Trup den Kommandanten der Regierungstruppen in den verschiedenen Garnisonen ein eintägiges Ultimatum. Einige nahmen es an, andere zögerten, die hartnäckigsten wiesen es ab. Die letztgenannten waren fünf Generale an der Zahl. Eine Viertelstunde nach Ablauf der Frist des Ultimatus existierte keine der von diesen Generalen beherrschten Städte mehr. Die von den Flugzeugen Als-Trups benützten Atombomben waren um ein Vielfaches wirksamer als die auf der Erde erstmalig im Krieg gegen Japan eingesetzten amerikanischen Atombomben. Damit war der Widerstand der Regierungstruppen zu Ende, sie streckten bedingungslos die Waffen, und die Physiker unter Als-Trup errichteten für die nächsten fünfzig Atlanjahre eine unbeschränkte Diktatur.

In diesem Direktorium hatten nur Wissenschaftler des siegreichen Südkontinents Platz. Der vernichtende Schlag war deshalb gelungen, weil diese Physiker von ihrer Entdeckung nicht das geringste hatten verlauten lassen und daher die Herstellung der Atombomben ohne jeden Verdacht vor sich gehen konnte. Die Männer um Als-Trup waren klug genug, alle sozialen Errungenschaften aufrechtzuerhalten und sich auf die Arbeiterschaft zu stützen, ohne jedoch dem bäuerlichen Teil der atlantischen Menschheit wehe zu tun. Sie verboten allerdings jede weitere Forschung auf dem Gebiete der Atomphysik und konnten dieses Verbot

tatsächlich fünfzig Atlanjahre hindurch wirksam erhalten, indem sie sowohl ein offizielles Kontrollsystem als auch ein ausgedehntes Spitzelwesen begründeten.

Der Raumbildfilm zeigte die historischen Originalaufnahmen der Vernichtung der Regierungsstädte durch Atombomben aus der Vogelschau, von den Flugzeugen gemacht, die die Bomben abwarfen. Fast zu gleicher Zeit explodierten die Bomben hoch über verschiedenen Punkten jeder Stadt. Unmittelbar hintereinander zuckten farbige Riesenblitze von unvorstellbarer Helligkeit auf, denen sofort ungeheure Rauchwolken und furchtbare Donnerschläge folgten. Aus dem Untergrund leuchtete blauweiße Lohe auf. Binnen wenigen Sekunden war in Flammen von Zehn- bis Hunderttausenden Grad alles Brennbare vergast, das Gestein verdampft und tagelang befanden sich an Stelle der Städte Lavakessel, deren Glutfarbe sich bald von hellrot nach dunkelrot änderte. Kurz darauf bildeten sie eine Oberflächenhaut. Aber noch viele Jahrzehnte später glühte die Masse im Inneren weiter. Keiner der Bewohner dieser Städte war sich seines Sterbens überhaupt bewußt geworden. Binnen des Bruchteils einer Sekunde waren sie sämtlich ausgelöscht, ihre Molekel wirbelten, in Atome aufgespalten, in die Atmosphäre empor. Fast vierzehn Millionen Atlanter starben dabei. Dies war ein beträchtlicher Teil der ganzen atlantischen Bevölkerung, die damals insgesamt rund vierhundertfünfzig Millionen Menschen betrug. Der Atlan hatte niemals so große Bewohnerzahlen erreicht wie die Erde.

Nach zweiundfünfzig atlantischen Jahren wurde das Direktorium bei einer seiner Sitzungen von Verschwörern aus den Reihen der Leibgarde mit einer Atombombe samt dem Regierungspalast in die Luft gesprengt. Es hatte sich auf dem Atlan eingebürgert, politische Gegner radikal und großzügig aus der Welt zu schaffen. Ein gewisser Aufwand an Mitteln gehörte dabei zum guten Ton, man wollte dem politischen Feind aus Hochachtung jeweils ein nicht allzu kleines Gefolge ins Jenseits nachsenden. Kein Attentäter hätte sich mit der primitiven Methode eines einfachen Pistolenschusses Ansehen verschaffen können. So brach die Diktatur der Wissenschaftler in einfacher und wirkungsvoller Weise zusammen. Das Volk jubelte den Mördern zu und noch einmal entstand ein atlantisches Reich, das sich auf Grund freier Wahlen eine republikanische Staatsform gab.

Noch die Diktatoren selbst hatten begonnen, aus ihrer eigenen Tat Schlußfolgerungen zu ziehen. Da mit den nunmehr zur Verfügung stehenden Mitteln und Waffen ungezählte Städte beinahe in einem Augenblick in glühende Lavamassen verwandelt werden konnten, schien es ein einziges Mittel dagegen zu geben, das vielleicht eine Zeitlang helfen konnte, nämlich die Städte viele Kilometer tief unter der Oberfläche des Planeten anzulegen. Man begann also mit dem Bau einiger Musteranlagen dieses Typs. Eine gewaltige Schwierigkeit bot dabei die auch auf der Erde bekannte Temperaturerhöhung nach dem Planeteninneren zu. Die geothermische Tiefenstufe, die in Europa durchschnittlich dreiunddreißig Meter beträgt, was also bedeutet, daß auf eine fortschreitende Tiefenzunahme von je dreiunddreißig Meter im Durchschnitt eine Temperaturerhöhung um ein Grad Celsius entfällt, war auf dem Atlan größer und erreichte fast fünfzig Meter wie auf anderen irdischen Kontinenten. Wollte man einen ausreichenden Schutz gegen die damals existierenden und noch mehr gegen die für die nächste Zukunft vorauszuhenden Atombomben erreichen, so mußte man in eine Tiefe von mindestens fünf bis zehn Kilometer hinabgehen. Die atmosphärische Oberflächentemperatur des Atlan betrug auf den Kontinenten in mittlerer atlantographischer Breite im Jahresmittel fünfzehn Grad Celsius, was durch einen größeren Kohlendioxidgehalt seiner Atmosphäre, bewirkt wurde, als ihn die Erdatmosphäre aufweist. Die Einstrahlung von der Sonne machte ja wegen des fast dreifach größeren Abstandes des Atlan von der Sonne im Vergleich zum Abstand Sonne-Erde nur ein Achtel der Energiemenge aus, die die Erde von der Sonne empfängt, und hätte daher eine wesentlich niedrigere Oberflächentemperatur zur Folge haben müssen. Es war also bei gleichbleibender atlantothermischer Tiefenstufe in fünf Kilometer Tiefe eine Temperatur von

ein hundredfünfzehn Grad, in zehn Kilometer Tiefe eine solche von zweihundertfünfzehn Grad zu erwarten. Das Problem wurde schließlich durch Errichtung ungeheurer elektrischer Kühlanlagen gelöst, in Verbindung mit einer außerordentlich wirksamen Entlüftung zur Oberfläche des Planeten, wodurch die Temperatur dieser subatlantischen Kavernen auf ein für Menschen erträgliches Maß herabgesetzt wurde.

Bevor also mit dem Bau dieser Städte begonnen wurde, mußten erst gigantische Klimaanlage geschaffen werden, die eine wirksame Ventilation zur Planetenoberfläche bewirkten. Das Problem war ungeheuer schwierig, es gelang aber den Technikern des Atlan, diese Hindernisse zu überwinden. Die Technik hatte damals bereits eine Entwicklungshöhe erreicht, die diejenige der irdischen Technik in deren gegenwärtigem Stadium sehr beträchtlich übertraf. Die ersten Städte wurden noch in fünf Kilometer Tiefe angelegt, die späteren jedoch schon zehn Kilometer tief. Dieses Werk wurde auch nach der Vernichtung der Diktaturen fortgeführt. Die kernphysikalischen Forschungen durften nun auch wieder aufgenommen werden und bald war es möglich, Atombomben von noch größerer Wirksamkeit zu erzeugen. Man überzeugte sich durch Probeabwürfe davon. Einer dieser Abwürfe traf zufällig das Erdreich oberhalb eines in etwa zehn Kilometer Tiefe unter Druck befindlichen Magmastocks. Durch das Aufschmelzen mehrerer Kilometer Gesteinsdecke gelang es den in dem Magmaherd eingeschlossenen hochkomprimierten Gasen, sich Bahn nach oben zu brechen, und die von der Bombe getroffene Oberfläche reagierte durch Bildung eines Vulkans, der die tödlichen radioaktiven Zerfallsprodukte in die Atmosphäre emportrug, von wo sie durch die Windströmungen über einen großen Teil des Kontinents hinweggetragen und allmählich abgesetzt wurden. Die Folge war, daß vier Millionen Menschen und zahlreiche Tiere eines schrecklichen Todes starben und der halbe Kontinent mindestens für die nächsten zwanzig Atlanjahre auf seiner Oberfläche unbewohnbar wurde. Auch der Großteil der Pflanzenwelt in dem betroffenen Gebiet ging ein und dieses wurde zu einer Wüste. Die Winde verschleppten aber die gefährlichen radioaktiven Substanzen auch über das Ventilationsgebiet zweier unterirdischer Stadtanlagen hin, so daß die Verbindung mit der Außenluft sofort abgestellt werden mußte.

Die Folge war die, daß es nicht mehr gelang, die Temperatur der Großkavernen, in denen die beiden Städte lagen, niedrig zu halten. Sie stieg vielmehr allmählich an und die Städte mußten sofort evakuiert werden, was wegen der ausbrechenden Panik nur noch für die Minderzahl ihrer Bewohner möglich war. Es spielten sich furchtbare Verzweiflungsszenen entsetzlich geängstigter Menschen ab, die die rettenden Aufzüge stürmten und bald betriebsunfähig machten. Damit waren die Zurückbleibenden dem sicheren Tode infolge des andauernden Temperaturanstiegs preisgegeben. Viele der Bedauernswerten verfielen in Irrsinn, eine große Anzahl gab sich selbst den Tod und der Rest wurde sowohl äußerlich durch heiße Wasserdämpfe verbrüht als auch innerlich dadurch gesotten, daß das Blut im Körper zu kochen begann und die Adern sprengte. Allerdings erlebten die Unglücklichen dies nicht mehr, denn der Tod trat schon viel früher ein.

Diejenigen, die sich als erste an die Oberfläche gerettet hatten, gelangten dort zum Teil noch in die vergiftete Atmosphäre. Die anderen, die erst emporkamen, nachdem die giftigen Wolken schon über die betreffenden Gegenden hinweggezogen waren, verseuchten sich auch noch mit den radioaktiven Niederschlägen, die sich überall abgesetzt hatten. Es gelang aber, von diesen Menschen einen großen Teil durch Vernichtung sämtlicher Kleidungsstücke zu retten. Sie kamen mit mehr oder minder schweren radioaktiven Verbrennungen davon. Die Menschenverluste bei der Katastrophe dieser beiden Städte betragen zweihundertfünfzigtausend Atlanter. Wie unter ihren nachgeborenen Berufskollegen der irdischen Gegenwart hatte es auch unter den damaligen atlantischen Filmreportern beherzte und todesmutige Männer gegeben, die in den Augenblicken höchster Gefahr, entsetzlicher

Verwirrung, furchtbarster Massenpanik, unbeirrt ihre Aufgaben ausgeführt und so diese Schreckensszenen für eine atlantische Nachwelt und, wie sich jetzt herausstellte, sogar für die viel später lebenden Bewohner des Erdsternes bewahrt hatten. Da es sich hier nicht um gestellte Kinobilder, sondern um historisch echte Aufnahmen einer jahrmillionenweit zurückliegenden und örtlich hunderte Millionen Kilometer entfernten Vergangenheit handelte, wirkten sie auf die menschlichen Zuschauer besonders erschütternd, und Brand konnte sich nur mit eiserner Selbstüberwindung dazu zwingen, den grauenhaften Bildern zu folgen. Es war gewissermaßen so, als wären auf der Erde plötzlich Originalfilmaufnahmen des Unterganges von Pompeji entdeckt worden, nur viel ergreifender, packender, aufwühlender. Jetzt wurde es Brand klar, warum die atlantische Menschheit sich unter die Oberfläche ihres Planeten geflüchtet hatte, denn eine Flucht war es gewesen! Und er verstand, daß sie diese Bauart ihrer Heimstätten nie mehr aufgeben hatte.

Die Folge dieses schrecklichen Unglücksfalles war die, daß die Ventilationsanlagen der unterirdischen Städte mit elektrischen Filtern ausgerüstet wurden, die imstande waren, alle elektrisch geladenen radioaktiven Atome zu absorbieren und so vom Eintritt in das unterirdische Lüftungssystem abzuhalten. Für den Fall der Zerstörung dieser Filteranlagen wurden nach einem mehrfachen Schleusenprinzip Sperren gegen die Außenluft angelegt und die Kühlanlagen der Kavernen so sehr verstärkt, daß sie imstande waren, eine Zeitlang auch bei vollkommenem Aufhören eines Austausches mit der kühleren Außenluft eine genügende Abkühlung der Innenluft zu bewirken. Außerdem wurde für diesen Notfall eine großartige Lufterneuerungs- und Kohlendioxyd-Absorptionsanlage errichtet. Ein ständiger Flugzeugdienst, meteorologische Pilotballons und Raketen mit flüssigen Treibstoffen, die bis in die Ionosphäre emporgesandt wurden, sorgten für ununterbrochene Messung der Radioaktivität sämtlicher atmosphärischer Schichten. Schließlich wurden an den Eingängen der Ventilationsschächte, die schräg angelegt und mit Gasfallen sowie elektrischen Ionenfallen versehen wurden, Befestigungsanlagen angelegt, die zumindest Angriffen einer Landtruppe einige Zeit hindurch hätten Widerstand leisten können. Gegen Atombomben wären sie allerdings wirkungslos gewesen. Als letzte Schutzmaßnahme wurden die Kavernenstädte, zwischen denen ursprünglich nur oberirdische Bahnen den Verkehr besorgt hatten, nunmehr durch Tunnels untereinander verbunden, in denen pneumatisch betriebene Schnellbahnen als Verkehrsmittel dienten. Im Verlauf von hundert Atlanjahren sollten alle Städte unter die Planetenoberfläche verlegt werden.

Der vorgeführte Raumbildfilm war so gut aufgebaut, daß er ohne Kenntnis der atlantischen Sprache von den Menschen verstanden werden konnte. Aus den in der Mond-Energiezentrale aufgefundenen Instrumentenskalen hatte man das atlantische Zahlensystem endgültig erschließen können und verstand so die zahlreichen Diagramme, die in den Film eingestreut waren. Auf diese Weise wurden auch zeitliche und sonstige Zahlenangaben verständlich. Zum Glück war das Gehirn der Atlanter ähnlich wie das erdenmenschliche beschaffen gewesen. Das Denken hatte sich nach gleichartigen Gesetzen vollzogen, so daß zwar nicht die Lautsprache beiden Menschenrassen gemeinsam war, wohl aber die Sprache der Zahlen, die Mathematik und die verstandesmäßigen Überlegungen überhaupt.

In diese Zeit fiel auch die Erfindung der Weltraumschiffahrt. Es dauerte keine zehn atlantischen Jahre, angefangen vom Bau der ersten Stratosphärenraketen bis zur Konstruktion der ersten mit Atomenergie betriebenen Raumschiffe. Mit Spannung und lebhaftester Anteilnahme sahen die fünf Menschen die Originalraumbilder ihrer atlantischen Vorläufer, ihrer längst toten Erfinderkameraden, von denen einige ihren Mut mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Der Start des ersten atlantischen Raumschiffes, das so wie auf der Erde noch nach Art der V 2 gebaut war und Steuerflossen aufgewiesen hatte, erfolgte jedoch nicht

heimlich wie auf der Erde, sondern unter Anteilnahme einer zahlreichen Zuschauerschaft und der Staatsregierung. Die Fahrt des Schiffes führte zum Nachbarplaneten Mars.

Hier ließ Brand nach kurzer Verständigung mit seinen Mitarbeitern den Raumbildfilm abbrechen, denn die bisherige Vorführung hatte ununterbrochen zehn Stunden gedauert, ohne daß die Menschen sich dessen recht bewußt geworden waren. Sie stimmten einhellig darin überein, in ihrem ganzen Leben noch nie ein derartig mitreißendes und historisch bedeutsames Filmdokument gesehen zu haben.

Beim gemeinsamen Abendessen kam die Forschergruppe auf die Lehren zu sprechen, die sich aus dem zuletzt gesehenen Geschichtsabschnitt des atlantischen Volkes für die irdische Menschheit ergaben. Die ungeheuren Gefahren waren klar zu erkennen, die mit der nunmehr auch auf der Erde gelungenen Freimachung der Atomenergie verbunden waren. Schon schienen manche Ereignisse auf der Erde den Keim für ähnliche Katastrophen der Erdbewohner zu enthalten. Brand war gespannt, ob es der atlantischen Menschheit gelungen war, diese Gefahren zu überwinden, oder aber, auf welche Weise sie deren Verwirklichung überstanden hatte. Wahrscheinlich mußte es möglich sein, daraus Nutzenwendungen für die Menschheit zu ziehen. Würden die Völker der Erde auf die Warnungen hören? Es war klar, daß dieser Film den Erdenmenschen allgemein zugänglich gemacht werden mußte! Keinen einzigen zivilisierten Menschen durfte es geben, dem er vorenthalten bleiben sollte. Mit solchen tiefsten Gedanken verabschiedeten sich die fünf für heute voneinander.

16. Der Krieg mit dem Lotron

Am folgenden Morgen trafen Brand und seine Mitarbeiter wieder in der Raumbildfilm-Vorführungskabine zusammen. Die Fortsetzung des Filmes zeigte in eindrucksvollster Weise die Fahrt des Weltraumschiffes „Ara“, was soviel wie „Mars“ bedeutete, zu eben diesem Planeten. Die Einrichtung dieses Schiffes war noch verhältnismäßig einfach und erinnerte die Menschen ziemlich stark an ihre eigenen ersten Raumschiffe „Selene“ und „Luna“, wobei sich aber der „Ara“ von den beiden letzteren dadurch günstig unterschied, daß die Zerfallsreaktion des instabilen Zentauriumisotops zweckmäßiger geleitet worden war als bei den irdischen Weltraumschiffen. Einige Aufnahmen waren von kleinen Raumbooten aus angefertigt worden, die sich zu diesem Zweck vom „Ara“ abgesetzt hatten. Diese Bilder zeigten das Raumschiff im Sternenall. Wegen der ungeheuren Entfernungen der Fixsterne war seine Eigenbewegung nicht merklich. Es ist schwer zu schildern, wie eindringlich und ergreifend diese Bilder wirkten, die das Raumschiff vor den Sternen schwebend darstellten, die als intensiv leuchtende Punkte in dem schwarzen Samt des Weltraums eingestreut lagen. Früheren Menschengeschlechtern hatte ein schwacher Abglanz eines solchen Anblicks höchstens durch Stereoaufnahmen des Sternenhimmels vermittelt werden können, die etwa einen Kometen räumlich vor dem praktisch unendlich weit entfernten Fixsternhintergrund erkennen ließen.

Das Raumschiff landete auf dem Mars und führte dort wertvolle wissenschaftliche Beobachtungen und Forschungen aus. Die Marslandschaften stellten sich so dar, wie sie die Menschen bereits aus dem Mondmuseum kannten, aber in einer viel größeren Zahl von Bildern, und vermittelten einen ausgezeichneten Einblick in die Lebewelt des Mars und die Areographie. Der Mars unterschied sich damals noch sehr wesentlich von der teilweise wüstenartigen Gestaltung seiner Oberfläche, die ihm von den heutigen irdischen Astrophysikern zugeschrieben wird.

Die Raumschiffahrt nahm auf dem Planeten Atlan von nun an eine sehr schnelle Entwicklung. Die atlantische Menschheit war aus ihrem jahrmillionenlangen

Dornröschenschlaf in wissenschaftlichen und technischen Belangen erwacht und suchte in stürmischem Tempo das Versäumte nachzuholen. Besuche auf der Erde, der Venus, dem Erdmond folgten. Dabei erwies sich, daß die Landschaft des unbekanntem Planeten im Mondmuseum, die ein Sumpfgebiet in einer dampferfüllten Atmosphäre dargestellt hatte, tatsächlich die Oberfläche der Venus wiedergab.

Am fesselndsten wirkten für die Menschen natürlich die Raumbildfilme von der Erde. Die Menschen erblickten und hörten jetzt die scheußlichen Saurier der Kreidezeit, wie sie schwächere Tiere, aber auch einander gegenseitig auffraßen, mit ihren krächzenden, schnarrenden Stimmen weithin die Landschaft erfüllend. Es war ein beliebter Sport der atlantischen Raumschifffahrer bei ihren Besuchen auf der Erde geworden, Saurierjagden zu veranstalten. Mit ihren Waffen erlegten sie leicht die größten dieser Riesen und eine Zeitlang war in der Tat schon damals erwogen worden, eine Kolonie der Atlanter auf der Erde zu begründen. Dies wurde aber durch den Ausbruch einer Krankheit verhindert, die zwar nicht sofort, aber sehr bald diejenigen Atlanter ergriff, die auf der Erde geweilt hatten, und die durch ein Virus hervorgerufen wurde, das auf dem Atlan unbekannt war. Dieses wirkte in manchen Fällen tödlich, während die Mehrzahl der Befallenen in jahrelanges Siechtum verfiel, das während der Dauer der Krankheit völlige geistige und physische Apathie zur Folge hatte. Die Kranken mußten wie Kleinkinder genährt und gepflegt werden. Es währte in der Regel mehrere Atlanjahre, bis sich die Bedauernswerten wieder erholt hatten, und es blieb sehr oft auch dann noch eine dauernde Schädigung des Nervensystems zurück. Man unterließ daher weitere Reisen zur Erde, zumal ohnehin bereits eine größere Anzahl erlegter Saurier und anderer Tiere sowie Pflanzen von der Erde auf den Atlan gebracht worden war.

Die Periode der Raumschiffahrt dauerte schon an die fünfzig Atlanjahre. Man dachte allmählich daran, ein Großraumschiff zu bauen, mit dem man Fernflüge innerhalb des Sonnensystems mit einer großen Zahl von Besatzungsmitgliedern ausführen wollte und das eine Art fliegender Insel darstellen sollte, die mit allen technischen Einrichtungen versehen wäre, wie sie für einen unter Umständen jahrelangen Aufenthalt im Weltraum fern vom Heimatplaneten erforderlich sein würden. Dieses Weltraumschiff sollte im Ruhestadium in einer Keplerschen Ellipsenbahn um die Sonne fliegen und durch die kleineren Raumschiffe vom Atlan aus oder auch durch solche Schiffe, die sich im All unterwegs befänden, angefahren und als Raumfahrzeug-Mutterschiff benutzt werden. Und dieses Raumschiff wurde tatsächlich in einer Bauzeit von achtzehn atlantischen Jahren im Weltraum zusammengesetzt und erhielt den Namen „Helon“, was in der Sprache der Atlanter, wie sich später herausstellte, die Bezeichnung für das Sonnensystem war. Seine normale Keplersche Bahn im „Ruhezustand“ war in dem Planetarium des Mondmuseums an dem kleinen Modell dargestellt: das Riesenschiff „Helon“ war Bertram Kellers „Fliegender Holländer“! Diese Erkenntnis war aufregend und außerordentlich wertvoll, weil die Erdenmenschen auf diese Weise nunmehr einen klaren Einblick in die Konstruktion des Schiffes erhielten, wodurch ihnen die Aufgabe erleichtert wurde, die sie sich gestellt hatten, nämlich dieses Wunderwerk atlantischer Technik zu besuchen. Man wußte nun endlich wenigstens Namen und Herkunft dieses rätselhaften Schiffes. Die „Helon“ wurde von den Atlantern als eine Art kleiner Schwesterplanet des Atlan ausgestaltet. Man brachte sogar Doppel der wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen und Originaldokumente der atlantischen Sprache auf dieses Schiff.

Die Pläne einer Besiedlung der Erde, die vorerst an dem „Erdvirus“ gescheitert waren, wurden aber in manchen Köpfen weiter gesponnen und die atlantische medizinische Forschung beauftragt, ein Programm zur Unschädlichmachung gefährlicher Keime der Erde auszuarbeiten und praktisch in Angriff zu nehmen. Um eine gute Basis für Besuche auf der Erde zu schaffen, wurde zunächst der Erdmond angefliegen und in der Nähe seines Nordpols

die erste sublunare atlantische Stadt angelegt. Freiwillige für ihre Besiedlung fanden sich in Menge. Die Raumschiffahrt stand bei den damaligen Atlantern in noch höherem Ansehen, als dies auf der Erde zu Beginn der Neuzeit für die kühnen Weltumsegler und Entdecker fremder Erdteile und Länder gegolten hatte. Insbesondere die Jugend drängte sich zu diesem Beruf. Sehr bald waren also einige hunderttausend junge Atlanter beiderlei Geschlechts gefunden, die in der Tat die erste Mondstadt besiedelten. Kurz darauf wurde in der Nähe dieser Mondstadt mit dem Bau einer Fabrikstadt begonnen. Diese Doppelstadt war zu Ehren des Erbauers des ersten atlantischen Weltraumschiffes, der Ki-Lot geheißen hatte, „Ki-Lot-Ne“ (als Abkürzung für „Ki-Lot-Ro-Ne“) genannt worden. Obwohl sie jetzt noch existieren mußte, war sie von den Menschen bisher noch nicht betreten worden. Brand nahm sich angesichts dieser Filmszenen vor, den Besuch so bald als möglich nachzuholen.

Der ersten Stadt folgte bald eine weitere. In diese Städte wurden Maschinen, Kulturdokumente, Museumstücke und so weiter vom Atlan geschafft, was sich später als ungeheurer Glücksfall erweisen sollte.

So schien es, als hätte dem Atlan und seiner Menschheit eine glückliche Zukunft beschieden sein sollen. Kultur, Wissenschaft und Technik standen in höchster Blüte, die Atlanter beherrschten das Sonnensystem — oder glaubten dies wenigstens. Noch hatten sie keine Landung auf einem der äußeren Planeten vorgenommen. Sie hatten nur die der Sonne näher gelegenen Planeten besucht. Auf dem Merkur, der der Sonne schon damals ständig ein und dieselbe Seite zukehrte, hatten sie nur eine völlig uninteressante, leblose Steinwüste vorgefunden, in deren sonnenbeschienenem Teil Temperaturen von mehreren hundert Grad Celsius herrschten, während der von der Sonne unbeleuchtete Teil -200 Grad Celsius aufwies. Eine Atmosphäre hatte der Planet Merkur nicht. Die großen äußeren Planeten Jupiter, Saturn, Uranus luden wegen ihrer dichten Atmosphären, die eine Orientierung nur mittels Radar und ultraroter Strahlen möglich gemacht hätten, zu keinem Besuch ein. Außerdem war anzunehmen, daß ihre Oberflächen noch nicht genügend weit abgekühlt waren, um menschlichen Lebewesen das Betreten zu erlauben. Die einzigen Weltkörper, die außerhalb der Atlanbahn eines Besuches wert schienen, waren die Jupitermonde. Ein Raumschiff wurde ausgesandt, um den dritten Jupitermond, der von den irdischen Astronomen die Bezeichnung „III“, seltener den Namen Ganymed — auch ein kleiner Planet trägt diesen Namen — erhalten hat, anzufliegen; sein Durchmesser beträgt 5700 Kilometer, so daß dieser Mond größer als der Planet Merkur ist. Die Funkverbindung mit dem Raumschiff riß jedoch plötzlich ab; es kehrte nicht mehr zurück und man vernahm nie wieder etwas von ihm. Es wurde ein Zusammenstoß mit einem großen Meteoriten vermutet. Ein zweites Raumschiff wurde auf die Fahrt geschickt. Es startete von der „Helon“ aus, als diese in ihrer Ellipsenbahn dem Jupiter sehr nahe stand. Das Raumschiff verschwand ebenso spurlos wie das erste. Nun wurde man argwöhnisch, die Stimmung stand auf Alarm.

Eine Flotte von fünf bewaffneten Raumschiffen wurde ausgerüstet, die sich vom Atlan vorsichtig auf den Jupiter zu bewegte. Alle standen untereinander in Verbindung mit Raumbildfunk. Seltsamerweise zeigten Radarapparate der Schiffe mit einemmal in der Entfernung von vier Millionen Kilometern ein unbekanntes Objekt im Weltall an.

Ganz plötzlich war die Funkverbindung mit dem Raumschiff „Silt-Run“ zu Ende. An der Stelle, an der es sich zuletzt befunden hatte, zeigte sich nur mehr eine Rauch- und Trümmerwolke, die im reflektierten Sonnenlicht wahrgenommen werden konnte, aber binnen wenigen Sekunden sich aufgelöst hatte. Das Schiff war „in die Luft geflogen“, sofern man im leeren Weltraum überhaupt diesen Ausdruck für eine vernichtende Explosion gebrauchen durfte. Sofort gingen die vier übrigen Raumschiffe auf Anordnung des Befehlshabers der Flotte auf höchste Fahrt und Zickzackkurs, wobei sie ihre Geschwindigkeit in Richtung auf

das unbekannte Objekt zu ununterbrochen beschleunigten. Kurz darauf beobachtete das am linken Flügel fliegende Schiff in einem Abstand von wenigen Kilometern einen gewaltigen Lichtblitz. „Feind im Weltall!“ ertönte der Alarmruf in sämtlichen Schiffen — zum erstenmal in der Geschichte der Raumschiffahrt der atlantischen Menschheit! Die Atomgeschütze waren feuerbereit. Und jetzt erspähte man mit Fernrohren im Vordergrund des Sternenhimmels ein schattenhaftes Etwas, das nacheinander verschiedene Sterne verdunkelte. Die Radargeräte ermittelten den genauen Standort. Nachdem die Atomgeschütze darauf eingerichtet und kurz darauf ihre Einstellung nach der inzwischen errechneten Fahrtrichtung und -geschwindigkeit des vermuteten Feindes korrigiert worden war, stand plötzlich dort, wo vom rechten Flügel gerechnet sich das zweite atlantische Raumschiff befunden hatte, wieder ein gleißend heller Lichtblitz und das Schiff war verschwunden. Wilder Zorn über den heimtückischen Gegner packte die Besatzungen der drei übriggebliebenen Schiffe. Ihre Atomgeschütze feuerten gleichzeitig. Drei Lichtblitze an beinahe ein und demselben Punkt des Weltalls verrieten die Explosion der Atomgranaten in einer Entfernung von etwa achthunderttausend Kilometern. Im nächsten Augenblick stand wieder ein Feuerblitz in der Gruppe der atlantischen Schiffe, diesmal neben dem Führerschiff, das dem Treffer mit genauer Not entgangen war. Eine zweite Salve feuerten die atlantischen Atomkanonen. Noch immer zeigten die Radargeräte das Vorhandensein des Feindes an. Er schien unverwundbar oder untreffbar zu sein. Die Distanz hatte sich inzwischen auf sechshunderttausend Kilometer verringert. Jeder einzelne Matrose der Schiffsbemannungen stand auf seinem Platz wie auf einem irdischen Kriegsschiff während einer Seeschlacht. Jeder Befehl wurde blitzartig aufs genaueste ausgeführt. Wieder schoß der Feind, zweimal hintereinander fehlte er das Ziel. Nur noch vierhunderttausend Kilometer betrug der Abstand der Gegner. In diesem Augenblick strahlte das atlantische Führerschiff mit seinem blendend hellen Scheinwerfer, der mit Atomenergie betrieben wurde, den Raum nach dem Feind ab und plötzlich hatte der Lichtstrahl, nach dessen Lauf die Teleskope gerichtet wurden, ein riesengroßes, sphärisches Raumschiff von tiefdunkler Farbe, das nicht vom Atlan stammte, erfaßt. Verhandlungen mit einem Gegner dieser Art, der bei der ersten Begegnung seine Atomkanonen sprechen ließ, waren nicht möglich. Das bewies er zum Überfluß in diesem Augenblick mit einem weiteren Schuß, der das am linken Flügel kämpfende atlantische Schiff in Atome zerstäubte. Dann aber wandte sich der Feind zur Flucht in der Richtung auf den Jupiter zu. Das eine der beiden übriggebliebenen atlantischen Schiffe schoß ihm nach. Fehlschuß! Wegen seiner hohen Geschwindigkeit war das Feindschiff dem zielsuchenden atlantischen Atomgeschuß entgangen. Das Führerschiff schoß! — und der Feind verschwand in der Flamme, wurde in Molekel und Atome zerwirbelt!

Es war ein Pyrrhussieg. Wohl waren die Kameraden gerächt, aber die eigenen Verluste der Atlanter waren furchtbar und schmerzlich. Fast noch schwerer jedoch war das zu ertragen, daß man es mit einem hinterlistigen Gegner zu tun hatte, über den man überhaupt nichts wußte und mit dem es unmöglich schien, zu friedlichen Verhandlungen zu gelangen. Eine Zeitlang kreuzten die zwei übriggebliebenen atlantischen Raumschiffe noch in Richtung auf den Jupiter weiter, konnten aber nichts Verdächtiges mehr bemerken und kehrten schließlich zum Heimflug um.

Der pflichtbewußte Funker des Führerschiffes hatte während der ganzen Schlacht auf den Atlan berichtet, daß die atlantischen Schiffe mit einem unbekanntem, jedoch ungeheuer gefährlichen Gegner in Kampf geraten seien. Die Bewohner des Atlan vernahmen die Meldungen, daß eines, dann zwei, schließlich drei ihrer Schiffe vernichtet worden seien, und hatten schon die Hoffnung aufgegeben, daß noch ein einziges ihrer Raumschiffe auf den Atlan zurückkehren werde. Erleichtert atmeten sie daher auf, als sie die Kunde von dem endlichen Sieg ihrer übriggebliebenen Schiffe erreichte, sofern man im vorliegenden Fall überhaupt von einem Sieg sprechen durfte. Was sollte nun aber in Zukunft aus der atlantischen Raumschiffahrt werden? Würde es überhaupt noch möglich sein, ungefährdet

durch den Raum zu fahren? Würde nicht überall der arglistige, schwer faßbare Feind lauern? Die Regierung des Atlan faßte sofort den Beschluß, eine gewaltige Raumschiff-Flotte mit schwerster Bewaffnung zu erbauen und den Kampf um die Freiheit des Weltraumes und der interplanetarischen Fahrt aufzunehmen. Merkwürdig war dabei allerdings, daß nur Raumschiffen, die das Jupitersystem zum Ziel ihres Flugs gewählt hatten, etwas zugestoßen war. Wollte der kosmische Feind bloß die Annäherung an diesen Stern oder seine Monde verhindern? Tatsache war jedenfalls, daß auch in der nächsten Zeit die atlantische Raumschiffahrt in der inneren Sphäre des Sonnensystems keinen Angriffen und keinerlei Störung ausgesetzt war. Trotzdem flogen die Raumschiffe der Atlanter von nun an nur mehr in Geleitzügen von mindestens zehn Schiffen.

Mehrere Atlanjahre hindurch kam es zu keinem weiteren Zwischenfall, da die Atlanter Reisen in die äußeren Bezirke des Sonnensystems unterließen. In der Zwischenzeit rüsteten sie jedoch gewaltig auf und bauten eine große Zahl kleiner, aber schwer bewaffneter Kriegerschiffe, die mit je drei Atomkanonen armiert waren. Die Zielgeräte waren weitgehend verbessert worden, jedes Schiff hatte nur wenige Mann an Bord, um bei einem Totalverlust des Schiffes unnötige Menschenopfer zu ersparen. Die Steuerung der Schiffe und die Einstellung der Ferngeschütze hatte man voll automatisiert, so daß im Notfall ein einziger Mann das Kampfschiff hätte bedienen können. Die Besiedlung des Erdmondes ging unterdessen beschleunigt weiter.

Endlich war man kampfbereit. Eine Flotte von zunächst fünfzehnhundert Kampfschiffen flog in annähernd halbkugelförmigen Wellen zu je fünfhundert Einheiten zum Jupiter. In einer Entfernung von zwölf Millionen Kilometern von diesem Planeten stellten die inzwischen außerordentlich verfeinerten Radargeräte einige verdächtige Objekte im Weltraum fest. Es waren vermutlich feindliche Wachschniffe, die in der Umgebung des Jupiter und seiner Monde kreuzten. Im Raumbildfilm bot sich ein phantastischer Anblick: im Weltraum in der Ferne die große, abgeflachte Jupiterkugel mit ihren Streifen und einigen der Monde, im Vordergrund ein Teil der atlantischen Riesenflotte, die in schweigender Fahrt auf den Jupiter losstürmte. Plötzlich blitzte es an verschiedenen Stellen zwischen den atlantischen Raumschiffen auf. Diese erwiderten sofort das Feuer, erzielten aber anscheinend gleichfalls keine Treffer. Die ganze atlantische Flotte stürzte sich nun konzentrisch auf den Gegner, der zwar erbittert kämpfte, aber in unvergleichlichem Maße unterlegen war. Die Atlanter erlitten den Verlust einiger weniger Schiffe, aber von den insgesamt zwölf feststellbaren Feindschiffen blieb kein einziges übrig. Sie wurden in Staub zerfetzt, keines kehrte zu seiner unbekanntenen Ausgangsbasis zurück. Merkwürdigerweise hatten die letzten Feindschiffe, als sie sich zur Flucht wandten, die Richtung auf den großen Jupitermond Ganymed zu genommen. Die siegreiche erste Welle der atlantischen Raumboote steuerte hierauf diesen Mond an, während die zweite Welle in größerem Abstand Jupiter von allen Seiten einschloß und die dritte Welle sich in noch weiterem Umkreis verteilte und Wacht nach außen hielt. Für diese Manöver waren natürlich mehrere Tage nötig, obwohl die atlantischen Schiffe mit gigantischen Geschwindigkeiten flogen. Eine neu vom Atlan abgestoßene zweite Flotte kreuzte zwischen dem Atlan und der um den Jupiter verteilten Hauptmacht, während eine dritte Flotte auf dem Atlan als Reserve zum Eingreifen bereit stand, so daß insgesamt viertausendfünfhundert atlantische Kriegerschiffe eingesetzt waren. Die Atlanter waren entschlossen, um die Herrschaft im Weltall zu kämpfen, und hatten sich die dafür nötigen Rüstungen etwas kosten lassen.

Die Schlacht hatte aber kaum noch begonnen. Als sich die atlantischen Kampfschiffe dem Mond Ganymed näherten, eilte ihnen von dort ein zweites, größeres Geschwader feindlicher Schiffe entgegen, das mindestens hundertzwanzig Einheiten umfaßte, wie sich aus den Radarpeilungen entnehmen ließ. Die Atlanter eröffneten als erste mit zielsuchenden Atomgeschossen das Feuer. Auch der Gegner verfügte über solche, so daß schon auf

Entfernungen von einigen Millionen Kilometern Treffer erzielt werden konnten. Es stellte sich heraus, daß die kleinen atlantischen Kriegsboote mit ihrer schweren Bewaffnung für den Kampf viel besser geeignet waren als die großen Schiffe vom Mond Ganymed. Die Schlacht währte nur eine halbe Stunde. Dann waren die feindlichen Schiffe mit Mann und Maus vernichtet, im Weltall zerstäubt, während die Atlanter bloß dreizehn Boote verloren hatten. So harten sie die einst erlittenen Verluste ihrer ersten Schiffe mit geringen Einbußen an Menschenleben gerächt und dem zahlenmäßig offenbar schwachen Feind eine vollständige Niederlage zugefügt.

Die atlantischen Schiffe stürzten nun weiter auf den Mond Ganymed selbst los. Plötzlich entdeckte eines der Boote im freien Weltraum eine Gestalt im Raumanzug schwebend, die allem Anschein nach nicht unähnlich der eines Menschen war. Das Schiff änderte sofort seinen Kurs, wurde aber von dem einsamen Wanderer im Weltraum, offensichtlich einem rechtzeitig aus einem bedrängten Feindschiff geflüchteten Bemannungsmitglied, mit einer großkalibrigen Atompistole beschossen. Das atlantische Schiff entging dem Treffer nur durch seine riesige Geschwindigkeit. Im nächsten Augenblick war der Schiffbrüchige das Ziel mehrerer Energiestrahlergeräte, deren durchdringende Strahlung auch durch seinen Raumanzug hindurch noch so wirksam war, daß er zu keinem zweiten Schuß mehr Zeit fand. Diese kostbare Beute mußte unbedingt eingebracht werden. In der Tat gelang es, ihn an Bord des atlantischen Kriegsbootes einzuschleusen. Dabei stellte sich heraus, daß es sich um ein riesiges Geschöpf von mindestens sechs Meter Körperlänge handelte. Man verzichtete vorläufig darauf, es aus seinem Raumanzug herauszuschälen und zu untersuchen, ob es noch lebte oder nur betäubt war. Soweit man durch die kleinen durchsichtigen Fenster an den vier Seiten seines Helmes erkennen konnte, hatte das Wesen vier Augen.

Die atlantischen Boote, die sich als erste dem Jupitermond Ganymed näherten, erhielten auf eine Entfernung von mehr als zweihunderttausend Kilometer Feuer, das sie vorläufig mangels erkennbarer Ziele nicht erwiderten. Ihre riesige Geschwindigkeit schützte sie vor Treffern. Sie sausten von verschiedenen Seiten am Ganymed vorüber und versuchten, mit Hilfe ihrer Radargeräte und Fernkameras seine Oberflächenbeschaffenheit zu erforschen. Einige Tage lang wurde so die Belagerung des Ganymed aufrechterhalten und eine vorläufige Karte seiner Oberfläche ausgearbeitet. Es schien, daß der Feind über keine Raumschiffe mehr verfügte oder zumindest nicht wagte, solche weiterhin einzusetzen, in der sicheren Voraussicht, daß er sie sofort verlieren würde. Nach einem Kriegsrat der Kommandanten der einzelnen Staffeln, der über den Raumbildfunk vor sich ging, befahl der Führer der ganzen Raumschiffdivision den gleichzeitigen Angriff von allen Seiten, um zu erkunden, von welchen Oberflächenpunkten her die atlantischen Schiffe beschossen werden würden. Diese Punkte sollten dann von den atlantischen Geschwadern mit Atombomben angegriffen werden.

Die Kampfschiffe tauchten in die Atmosphäre des Mondes ein und mußten dabei ihre kosmische Geschwindigkeit sehr stark verringern, um nicht durch die Erhitzung infolge Reibung in der Gasschicht gefährdet zu werden. Wie befürchtet, kostete dies eine Reihe von Opfern. Etwa zwanzig atlantische Raumboote wurden vom Boden her durch die feindliche Fernartillerie vernichtet. Den übrigen gelang es jedoch, die Bahn der feindlichen Geschosse festzulegen und ihre Abschußstellen zu ermitteln. Dann aber verwandelten sich diese Punkte in brüllende, flammende, rauchende Explosionsherde. Die Bewohner des Ganymed erlebten einen Angriff aus dem Weltall, daß ihnen Hören und Sehen vergehen mußte. Der von den Atlantern nicht gewünschte Krieg zwischen den Planeten war Tatsache geworden. Kein Widerstand schien sich mehr auf dem Ganymed zu regen. Lu-Ru, der Kommandeur der ersten atlantischen Raumschiffdivision, ließ zur Landung an den beiden vereisten Polen des Ganymed ansetzen und erbat Verstärkung durch die Hälfte der zweiten Division, die den Jupiter umschlossen hielt.

Nicht lange dauerte es, bis feindliche Fernartillerie großkalibrige Atombomben herübersandte, die auf viele Quadratkilometer die Eisfläche vernichteten und das Eis und das darunter befindliche Wasser chemisch spalteten und in ein glühendes Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff verwandelten. Zwar hatten die atlantischen Boote ihre Landungsplätze in weitem räumlichem Abstand voneinander gewählt, aber einigen von ihnen auf beiden Polen wurde dennoch der Untergang bereitet. Darunter befand sich auch das Führerschiff mit Lu-Ru. Als von ihm kein Lebenszeichen mehr eintraf, übernahm Lu-Rus Stellvertreter Kor-Mu das Kommando über die gelandeten Einheiten und gab den Befehl, sofort wieder aufzusteigen. Die Kriegsboote kreuzten nun in rascher Fahrt über die Oberfläche des Jupitermondes hin, wurden aber nicht mehr beschossen. Bei der Kartierung der Mondoberfläche hatte man keine Anhaltspunkte für das Vorhandensein von Städten auf dem Festland gewonnen, das zwei große Kontinente auf beiden Seiten des Mondes bildete. Es war also die Annahme naheliegend, daß die Bewohner des Ganymed im Innern ihres Weltkörpers lebten, wie dies ja auch auf dem Atlan in der letzten Zeit üblich geworden war. Anscheinend zwang die Freimachung der Atomenergie und die sich daraus ergebende Herstellung von Atombomben auf jedem Weltkörper dessen Bewohner unter die Planetenoberfläche. Peter Brand schauderte, wenn er daran dachte, daß wohl auch der Erde ein solches Los bevorstand. Die Bewohner des Ganymed waren also für die Atlanter bis auf weiteres unangreifbar. Ein besonders beherzter Raumschiffführer wagte gegen den ausdrücklichen Befehl des Kommandeurs eine Landung auf dem Festland, die ihm auch gelang, ohne daß sein Schiff angegriffen wurde. Seine Männer waren also die ersten Atlanter, die den festen Boden des Ganymed betraten. Sie gerieten in eine bunte Landschaft mit vielfarbigen Pflanzen, wobei hauptsächlich Gelb und Blau vorherrschten. Die meisten Pflanzen zeigten schöne Formen. Zwar gab es Riesensträucher und ungeheure Gräser, aber nirgends waren richtige Bäume wahrzunehmen. Große insektenartige Geschöpfe schwirrten umher und belästigten die Menschen vom Atlan, konnten ihnen aber nichts anhaben, da diese sich durch ihre Raumanzüge gegen Überraschungen geschützt hatten. Andere Tiere konnten die Atlanter bei diesem kurzen Besuch des Ganymed nicht wahrnehmen.

Kor-Mu setzte sich mit dem Atlan in Verbindung, schilderte genau die Lage und ersuchte um Befehle für sein weiteres Verhalten. Das Direktorium des Atlan nahm unmittelbar Fühlung mit einer Anzahl Gelehrter und den Führern der Polizei- und Ordnungstruppen des Atlan sowie der neuen Raumschiffwaffe. Nach Abwägen von allem Für und Wider wurde Kor-Mu der Befehl erteilt, seine Schiffe aus der unmittelbaren Nähe des Ganymed zurückzunehmen, jedoch eine Fernbelagerung beziehungsweise -beobachtung fortzusetzen. Sollte unvermutet eine überlegene feindliche Streitmacht auftauchen, hätten sich die atlantischen Schiffe kämpfend auf die Hauptmacht zurückzuziehen. Einzelne feindliche Flugschiffe seien nicht anzugreifen, bevor diese selbst das Feuer eröffneten. Man hoffte, den Bewohnern des Ganymed eine ausreichende Probe der atlantischen Macht gezeigt zu haben, um sie vielleicht einem Friedensschluß geneigt zu machen. Es war nach dem Vorgefallenen allerdings für beide Seiten rein technisch sehr schwierig, Friedensverhandlungen zu eröffnen, da es ja kein vereinbartes Signal für Parlamentäre gab und man überhaupt nicht wußte, mit welchen Mitteln sich die Bewohner des Ganymed untereinander verständigten.

Die dritte Division startete vom Atlan und löste die kampfermüdete erste Division ab, die nun auf den Atlan als Sieger zurückkehrte. Im Grunde wußte niemand, wie die Ereignisse weitergehen würden. Eine Aufhebung der Blockade des Ganymed beziehungsweise des Jupitersystems schien aber unmöglich, da man keine Kenntnis hatte, ob die Bewohner des Ganymed nicht eine neue Kampf flotte aussenden und an den Atlantern Rache üben, vielleicht sogar ihrerseits den Atlan angreifen würden. Es war eine sehr unerquickliche Lage, nachdem der Krieg einmal begonnen hatte, den die Atlanter auch weiterhin nicht wollten. Sie hatten am Mond Ganymed und seinen Bewohnern rein wissenschaftliches Interesse und wären gern zum

Frieden bereit gewesen. Der Gefangene war seiner Raumkleidung noch während der Umkreisung des Ganymed durch das atlantische Kriegsboot entledigt worden, dann noch einmal kurz zum Leben erwacht, aber bald darauf gestorben. Es handelte sich um ein nach erdenmenschlichen Begriffen abstoßend häßliches und schreckenerregendes Wesen, um ein Geschöpf eben derselben Art, wie es die Erdbewohner im Mondmuseum im dem „Lotron“ gewidmeten, sonst leeren Saal aufgefunden hatten. Die Sympathie der Erdenmenschen galt selbstredend ganz den Atlantern, nicht ihrem grausigen Gegner. Die auf dem Atlan vorgenommene anatomische Untersuchung ergab, daß es sich um ein Geschöpf handelte, das mit einem lederartigen Hautpanzer versehen war, in seinem Innern aber außerdem ein schwaches Knochengüst trug. Die Anlage der inneren Organe wies eine entfernte Ähnlichkeit mit der der irdischen Insekten auf. Das Wesen war ein merkwürdiges Mittelding, wenn man so sagen durfte, zwischen Insekt und Wirbeltier, das für die Atmung ein eigenes Organ besaß, das weder eine richtige Lunge war, noch der Tracheenatmung der Insekten entsprach. Die Zoologen und Anatomen des Atlan studierten diese merkwürdige Konstruktion eines intelligenten Lebewesens, das im Besitze eines riesigen, fein differenzierten Gehirnes war, auf das genaueste. Vor seinem Tod hatte das Geschöpf noch einige Worte zu sprechen versucht, die eigentümlich schrill und pfeifend klangen. Es schien, als wären dies nur Nebentöne, und es lag die Vermutung nahe, daß die eigentlichen Sprachtöne in einem Schallwellenbereich erzeugt wurden, der für menschliche und atlantische Ohren unhörbar war. Bekleidet war der Gefangene so, wie die Erdenmenschen dies an dem im Mondmuseum aufgestellten Exemplar beobachtet hatten.

In den nächsten Tagen ereignete sich jedoch etwas völlig Überraschendes und Unvorhergesehenes. Die Raumbildfunk-Empfangsapparate der Wache haltenden atlantischen Raumboote sprachen plötzlich auf fremde Wellen an, die augenscheinlich vom Ganymed kamen. Aber noch ergab sich kein klarer Empfang. Die atlantischen Techniker bemühten sich mit allen Kräften, einen solchen zu erreichen, hatten aber keinen Erfolg. Nun versuchten sie es umgekehrt, indem sie ihre Raumbildfunktender auf den Ganymed ausstrahlen ließen, wobei sie versuchten, die Arbeitsweise ihrer Geräte zu erläutern. Was man kaum zu hoffen gewagt hatte, traf wirklich ein. Die vom Ganymed kommende Sendung wurde verständlich und in den Empfangsgeräten der atlantischen Schiffe zeigten sich die Bilder dreier fiktiver, also nicht wirklich existierender atlantischer Kampfschiffe, denen sich ein Schiff der Bewohner des Ganymed näherte, ohne daß es zu einem Kampf kam. Als dieses Schiff die atlantischen Kriegsboote nahezu erreicht hatte, machte es kehrt und die drei atlantischen Kampfschiffe folgten ihm. Die Fahrt ging zur Oberfläche des Mondes Ganymed hin, wo die Landung erfolgte. Die Schleusen der atlantischen Schiffe öffneten sich, ebenso die des Schiffes vom Ganymed. Einige Atlanter traten heraus, auf der anderen Seite zwei Ganymed-Bewohner, die fast dreimal so groß wie die Atlanmenschen waren. Mit einem von ihren vier Armen deuteten die beiden Ganymed-Leute in eine bestimmte Richtung, was die Atlanter offenbar als Einladung auffaßten. Ein den Dimensionen der Ganymed-Bewohner angemessener offener Wagen erschien, diese stiegen ein, die Atlanter folgten ihrem Beispiel, wobei sich das Trittbrett zu Boden senkte und hierauf mit dem darauf stehenden Atlanter hoch stieg, bis es die Ebene der Wagenkarosserie erreicht hatte. Als so alle Atlanter nacheinander Platz genommen hatten, flog das Schiff vom Ganymed wieder in den Weltraum empor und näherte sich einigen atlantischen Raumschiffen, worauf sich drei Ganymed-Bewohner ausschleusen ließen und sich mit Rückstoßpistolen auf die atlantischen Schiffe zu bewegten. Dort wurden sie eingeschleust und offenbar als Geiseln für die auf dem Ganymed befindlichen Atlanter während der Verhandlungen festgehalten. Das Bild sprang nunmehr auf einen Raum im Innern des Ganymed über, wo die atlantischen Raumfahrer und einige Bewohner des Ganymed zusammenweilten, während sich vor ihnen ein Raumbildfunkgerät befand. Die Szenenfolge brach hier ab, begann von neuem mit der Annäherung des

Jupitermondschiffes an die drei atlantischen Schiffe und lief genau wie das erstmal bis zum Ende ab. Dieser Vorgang wiederholte sich ein drittes und viertes Mal. Hierauf setzte die Sendung aus. Offensichtlich war sie von den Ganymed-Bewohnern als Einladung zu Verhandlungen gedacht und warteten diese jetzt auf eine Antwort. Leider waren die atlantischen Sender nicht imstande, willkürlich fiktive Bilder auszustrahlen, so daß diese Art der Verständigung einseitig bleiben mußte. Der Führer der atlantischen Schiffe erkannte aber die Absicht der Ganymed-Bewohner und ließ als Antwort das Bild des Innern seines eigenen Schiffes mit dem Empfangsgerät zurücksenden, in dem sich die vom Ganymed hergestrahlten Bilder zeigten, als diese zum viertenmal eintrafen. Gleichzeitig wurden diese Bilder von den Atlantern aufgenommen und ihre Reproduktion noch weitere drei Male auf den Sender übertragen. Es schien, als habe die Zahl Vier bei den Ganymed-Bewohnern eine besondere Bedeutung, vielleicht im Zusammenhang mit der Vierzahl ihrer Augen und Arme.

Nach zwei Stunden Wartens zeigten die Radarortungsgeräte der atlantischen Kriegsschiffe an, daß vom Ganymed in der Tat ein Raumschiff aufstieg. Die atlantischen Schiffe stellten ihre Atomgeschütze auf dieses sich rasch nähernde Objekt ein, feuerten jedoch nicht. Und nun kam das Schiff vom Ganymed wirklich ganz heran und umkreiste die Gruppe der nächstbefindlichen atlantischen Schiffe, deren Sender in Tätigkeit waren und Bilder von der Kultur des Atlan aussandten. Der Mond Ganymed verstand und funkte seinerseits Szenen aus dem Leben seiner Bewohner. Beide Teile hatten nunmehr begriffen und drei atlantische Schiffe folgten wirklich dem Ganymed-Schiff auf dessen Heimatstern, wo sich im wesentlichen alles so abspielte, wie die Ganymed-Bewohner es durch den Raumbildfunk vorgeschlagen hatten. Auch die Rückkehr des Ganymed-Schiffes und die Selbstausslieferung der drei Geiseln fand statt. Es war übrigens ein schwieriges Problem, in den kleinen atlantischen Raumböten diese drei Riesengestalten unterzubringen, und man half sich einigermaßen damit, daß man jeden einzelnen der Gäste in ein eigenes Boot aufnahm. Man versuchte, die Ganymed-Leute durch Gesten zum Ablegen ihrer Raumanzüge zu bewegen und ihnen Speisen vom Atlan anzubieten, doch gingen sie, unabhängig voneinander, auf diese Angebote nicht ein, wahrscheinlich auf Grund erhaltener genauer Anweisungen ihrer Befehlshaber, möglicherweise auch aus Furcht vor Ansteckungsgefahr mit fremden Keimen oder Vergiftung mit ungewohnter Nahrung.

Die Verhandlungen der Atlanter mit den Ganymed-Leuten fanden in einem einfach ausgestatteten Raum statt, der nur einige für die Ganymed-Riesen angepaßte Stühle von verstellbarer Höhe und einen Tisch enthielt. Die Ganymed-Bewohner hatten für die Atlanter eigens kleine Stühle und einen entsprechend kleinen Tisch kommen lassen, die vermutlich Einrichtungsgegenstände eines Kinderzimmers auf dem Ganymed waren. Die Atlanter empfanden außerordentliches Unbehagen in Gegenwart der ungeheuren Gestalten der Ganymed-Bewohner und litten schwer unter deren starrem Blick, zumal ihnen die Ganymed-Leute immer nur ein einziges ihrer Augen voll zuwandten. Die Atlanter konnten sich ständig des Gefühles nicht erwehren, einer der vier schrecklichen Greifarme, die mehr Gelenke als die menschlichen Arme besaßen, würde nach ihnen langen und sie berühren.

Die Verhandlungen begannen damit, daß plötzlich mitten im Raum, ohne daß jemand irgendwo eine Apparatur wahrnehmen konnte, Raumbildfilmszenen entstanden, die einen oberflächlichen Einblick in das Leben des Ganymed zeigten, allerdings nicht allzuviel davon. Vermutlich wollten die Ganymed-Bewohner ihre Geheimnisse nicht preisgeben. Dann stieg aus dem Fußboden ein großer weißlich-grüner Schirm empor und einer der Ganymed-Leute begann zu sprechen, wobei aber nur pfeifende, winselnde Nebentöne hörbar wurden. Während er so sprach, entstanden auf dem Schirm zweidimensionale Bilder. Es schien, als würden sich seine Gedanken oder der Inhalt seiner Worte auf den Schirm projizieren. Staunend sahen dies die Atlanter. Während ein Teil der Bilder klare, konkrete Geschehnisse

darstellte, kamen dazwischen immer wieder unverständliche Formen vor, die ineinander übergingen und auch in der Farbe wechselten. Dies mußten wohl abstrakte Gedankengänge sein, die zu deuten die Atlanter außerstande waren. Die Erdenmenschen erinnerten sich hierbei an ähnliche Bilder in dem Mondbüfett, die dort die Musik begleitet hatten. Vielleicht hatten die Atlanter später das Geheimnis der Gedankenprojektion der Ganymed-Bewohner enträtselt?

Der Ganymed-Mann mit seiner pfeifenden Stimme hörte auf zu sprechen. Zugleich war der Schirm wieder leer. Die Atlanter sahen einander an, dann begann der Führer ihrer Delegation zu reden und erzählte aufs Geratewohl von seinem Heimatstern. Und wirklich erschien das, wovon er sprach, auf dem Schirm! Immer dann, wenn seine Worte abstrakte Gedankengänge nicht zu umgehen vermochten, traten ähnliche sonderbare Erscheinungen auf wie vorhin während der Rede des Ganymed-Bewohners.

Mit der Zeit gelang es so, zu einer leidlichen Verständigung zu kommen, die allerdings nur mit Hilfe der konkreten Bilder möglich war, denn auch die Ganymed-Leute schienen die „abstrakten Figuren“ der Atlanter nicht zu verstehen. Offenbar unterschieden sich hier die seelischen Äußerungen und Empfindungen der Gehirne der beiden Typen intelligenter Geschöpfe voneinander zu stark. In der Vorstellung der Atlanter tauchte immer wieder ein Wortbild auf, das nur einem seelisch vernommenen oder eingebildeten Klang entsprach, das aber den Stern Ganymed bedeuten mußte. Es war das Wort „Lotron“. So übersetzte sich in ihrem Empfinden akustisch der Name des Ganymed, woraus die Erdbewohner den Namen „Lotronen“ für die Bewohner des Ganymed formten.

Soviel die Atlanter zu verstehen glaubten, schlugen die Lotronen vor, daß die Atlanter unbeschränkt über das Sonnensystem zwischen Sonne und Lotron herrschen sollten, während die Lotronen zusagten, in dieses Gebiet ihrerseits nicht eindringen zu wollen. Dafür verlangten sie, daß die Atlanter mit ihren Raumschiffen die nähere Umgebung des Jupiter und das Sonnensystem außerhalb der Jupiterbahn nicht befahren sollten. Im übrigen wünschten die Lotronen keinen Verkehr mit den Atlantern und wollten mit den bisherigen Kämpfen die Berührung der beiden kosmischen Rassen ein für allemal abgeschlossen wissen. Die Atlanter versuchten ihnen klar zu machen, daß sie rein wissenschaftliches Interesse am Leben des Lotron nähmen, worauf die Lotronen einräumten, daß in der neutralen Zone zwischen dem Jupiter und dem Atlan zu bestimmten Zeiten Begegnungen der Raumschiffe beider Parteien stattfinden und mit Hilfe des Raumbildfunks gegenseitige Mitteilungen ausgetauscht werden könnten. An einem Gastbesuch auf dem Atlan hatten die Lotronen jedoch kein Interesse. Sie waren ausgesprochene Isolationisten.

Die Atlanter verlangten, diese Vorschläge der Lotronen auf dem Wege über ihre Raumschiffe der Regierung des Atlan vorlegen zu dürfen, was gewährt wurde. Da sich auf diese Weise der Aufenthalt der Unterhändler einigermaßen auszudehnen im Begriffe war, wurden die atlantischen Menschen in Ruheräume gebracht und ihnen Speisen und Getränke vorgesetzt, die sie zwar sehr fremdartig, aber doch wohlschmeckend fanden. All diese Erzeugnisse des Lotron hatten für den atlantischen Gaumen einen Beigeschmack nach Blumen. Die Atlanter unterhielten sich untereinander über das, was sie vorhin über die Naturgeschichte der Lotronen erfahren hatten. Das Interessanteste war wohl, daß die Lotronen eingeschlechtige Wesen waren, die sich willkürlich auf dem Wege einer besonders durch Bestrahlung angeregten Knospung fortpflanzten. In ferner Vorzeit ihres Sternes hatte es in ihrer Stammesentwicklung zweigeschlechtige Wesen gegeben, doch war dieses Prinzip noch vor der Entstehung der Lotronen zugunsten der eingeschlechtigen Vermehrung überwunden worden. Nur niedere Tierformen pflanzten sich auf dem Lotron noch zweigeschlechtig fort, dafür aber die gesamte Pflanzenwelt. Die Lotronen sahen auf die Zweigeschlechtigkeit

verachtungsvoll als auf etwas Unfeines, längst Abgetanes hinab. Für sie galt nicht mehr: „Inter faeces et urinam nascimur“! Nur ganz selten geschah es, daß bei ihnen Mißbildungen auftraten, wobei Zwitterwesen mit rudimentären männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen entstanden. Diese Wesen hatten keine sehr lange Lebensdauer und wurden als Sehenswürdigkeiten und künftige Museumsobjekte — für den Fall ihres Todes — noch bei Lebzeiten von den normalen Lotronen isoliert. Die Lotronen wußten zwar theoretisch, was geschlechtliche Liebe war, doch war sie ihnen selbst vollständig fremd und unvorstellbar. Überhaupt schien es nach einigen Bildern und Szenen, die sie den Atlantern vorgeführt hatten, als wären ihnen die Begriffe der „Humanität“ und des Mitleides unbekannt. Auf ihrem Stern schien eine rauhe, kalte Zweckbestimmung im Leben der Lotronen zu herrschen. Über eine etwaige Spaltung in mehr als ein einziges Volk und über das Regierungssystem hatten die Atlanter nichts erfahren können. Ebenso war die Frage nach dem Prinzip der von ihnen benutzten Atomkernspaltungsreaktion unbeantwortet geblieben, so daß auch die Atlanter ihr Verfahren nicht preisgaben. Die Technik und die Naturwissenschaften waren auf dem Lotron sehr weit entwickelt, ebenso schienen die Lotronen gewisse religiöse Vorstellungen zu haben, in denen die Sonne eine Rolle spielte. Die Atlanter vermuteten, daß vielleicht darauf die Abneigung der Lotronen gegen den sonnenwärts gelegenen Teil des Planetensystems beruhe. Die Lotronen hatten auch die Frage gestellt, ob den Atlantern irgend etwas über einen Besuch von Bewohnern extrasolarer Fixsternsysteme im Sonnensystem bekannt sei, was die Atlanter verneinten, ohne daß ihre Gegenfrage, ob die Lotronen etwas darüber wüßten, beantwortet wurde. Auf die Frage nach dem Schicksal der beiden ersten verschollenen atlantischen Raumschiffe hatten die Lotronen unbestimmt, eher ablehnend geantwortet. Es schien überhaupt, daß sie sehr gut verstanden, wenn sie wollten, jedoch im entgegengesetzten Falle sich äußerst schwer von Begriffen stellten. Eigenartig waren ihr geringes Ruhe- und Schlafbedürfnis und die großen, oft tagelangen Zwischenräume zwischen den einzelnen Nahrungsaufnahmen.

Nach Verlauf von beinahe einem Atlan-Tag funkte ein atlantisches Raumboot die Antwort der Regierung des Atlan auf den Lotron. Die atlantische Regierung nahm die Vorschläge der Lotronen für einen Zeitraum von hundert Atlanjahren an, behielt sich aber vor, für den Fall einer beabsichtigten wissenschaftlichen Expedition in die Tiefen des Weltraumes außerhalb des Sonnensystems mit den Lotronen in Verhandlungen wegen des Durchfahrtrechtes durch das äußere Sonnensystem zu treten. Dies lehnten die Lotronen zwar nicht unmittelbar ab, ließen es aber in Schwebe, während man sich leichter, als die Atlanter befürchtet hatten, über alle anderen wesentlichen Punkte einigen konnte. Die Atlanter machten aus dem erwähnten Wunsch keine „*Conditio sine qua non*“ und überließen diese Frage der Zukunft. Der Vertrag wurde nach dem „Fiktionsverfahren“ der Lotronen im Raumbildfilm niedergelegt und ein Exemplar dieses Filmes den Atlantern ausgehändigt. Dann brachte man die atlantischen Unterhändler ohne weitere Zeremonien auf die Oberfläche und mit dem Wagen in ihre wartenden Raumboote, die in der Zwischenzeit keinerlei Belästigung oder Untersuchung ausgesetzt gewesen waren. Hierauf wurden die drei atlantischen Raumboote herbeigerufen, die die Geiseln vom Lotron aufgenommen hatten. Diese hatten während der ganzen Zwischenzeit nichts zu sich genommen, was manche der Atlanter in der Meinung bestärkte, daß nach den religiösen Begriffen oder dem Aberglauben der Lotronen alles, was von innerhalb der Jupiterbahn aus dem Sonnensystem kam, als irgendwie unrein oder sonstwie „tabu“ gelte. Die meisten Atlanter glaubten aber eher an die Furcht der Lotronen, sich mit fremden Keimen zu infizieren. Ein ähnliches Risiko hatten die Atlanter, die an den Verhandlungen teilgenommen hatten, allerdings auch getragen, doch schlug es ihnen glücklicherweise nicht zum Schaden aus. So verließen die atlantischen Schiffe zumindest für die nächsten hundert Atlanjahre den Lotron. Die Zernierung des Jupitersystems wurde beendet und die atlantischen Flottillen machten sich auf den Heimweg, gefolgt von einigen

lotronischen Wachbooten, die in der halben Entfernung zwischen den Bahnen des Jupiter und des Atlan halt machten, wo auch die gleiche Zahl atlantischer Patrouillenboote zurückblieb. Von beiden Parteien wurde die Oberfläche eines Ellipsoids besetzt gehalten, dessen Gestalt bei den Verhandlungen vereinbart worden war und die Form der Bahnen der beiden Planeten um die Sonne berücksichtigte.

Auf dem Atlan wurde der Friedensschluß der beiden Planeten mit Erleichterung aufgenommen, wenngleich eine gewisse Enttäuschung darüber herrschte, daß nunmehr den Atlantern die Erforschung der äußeren Planeten des Sonnensystems verboten war. Sie trösteten sich damit, daß die nächsten Generationen ja den Versuch wiederholen könnten, mit den Lotronen zu einer friedlichen Verständigung zu gelangen, die ihnen solche Forschungen gestatten würde. Andererseits war in erster Linie die eingetauschte Sicherheit des eigenen Planeten nicht gering zu veranschlagen, denn die Lotronen hatten sich als gefährliche Feinde erwiesen. Da man ihren Charakter nicht kannte und daher nicht von vornherein mit Bestimmtheit mit der Einhaltung des Vertrages von ihrer Seite rechnen konnte, gab es von nun an auf dem Atlan wieder eine ständige Wehrmacht, deren Stärke auf einer dauernd sich vergrößernden Flotte von technisch immer besser und stärker ausgerüsteten Kriegerschiffen beruhte. Die Atlanter sahen sich aus Vorsicht und Mißtrauen zu einem interplanetarischen Wettrüsten genötigt, wobei ihnen aber alle Nachrichten über die Stärke des möglichen Gegners fehlten.

Hier ließ Brand den Raumbildfilm wieder abbrechen. Er und seine Gefährten standen unter dem Eindruck des Gesehenen. Die Geschichte der atlantischen Menschheit hatte sich ihnen enträtselt und es stand zu hoffen, daß sie auch noch die weitere Geschichte bis zum Untergang des Planeten Atlan erfahren würden. Außerdem waren sie sich nun dessen bewußt, daß im äußeren Teile des Sonnensystems möglicherweise eine furchtbare Gefahr für die Erdenmenschheit bestand. Auf Grund der Tatsache allerdings, daß sich bis jetzt nirgends und niemals Lotronen gezeigt hatten, durfte man hoffen, daß die Lotronen auch jetzt noch vermieden, den inneren Bereich des Sonnensystems zu besuchen. Es schien wirklich so, als würden sie durch irgendwelche Vorstellungen davon abgehalten. Oder wollten sie sich auch heute noch, nach dem Aussterben der atlantischen Menschheit, an den uralten Vertrag halten? Das schien denn doch zu unwahrscheinlich, denn das Verschwinden der Atlanter aus dem Sonnensystem mußte ihnen selbstverständlich sehr bald bekanntgeworden sein. Insbesondere mußte die Katastrophe des Atlan ein Ereignis gewesen sein, das bis an das fernste Ende des Sonnensystems und darüber hinaus beobachtet worden war. Allerdings hatte die atlantische Menschheit auf dem Erdmond sicherlich den Untergang ihres Heimatsternes überlebt, war aber später trotzdem auch vom Mond verschwunden und hatte auf der Erde keine Spuren hinterlassen. Wer sagte jedoch schließlich, daß nicht etwa auch die Lotronen aus dem Weltall verschwunden oder wenigstens in ein anderes Fixsternsystem ausgewandert waren? Peter Brand sah, daß er und seine Mitarbeiter um einen äußerst folgenschweren Entschluß nicht herumkommen würden, nämlich um die Entscheidung, ob die Menschen es wagen sollten oder mußten, den Jupitermond Ganymed anzusteuern. Würde das aber mit einer Gefährdung der Erde verbunden sein, falls es die Lotronen als Herausforderung auffaßten? Wie, wenn sie die Erdenmenschen als die Nachfahren der Atlanter betrachteten? War der Krieg der beiden Planeten damals wirklich zu Ende gekommen? Schwere Sorgen begannen an diesem Abend sich in Peter Brands Gedanken einzunisten.

17. Die Katastrophe des Atlan

Als die fünf Menschen am folgenden Tag wieder die Vorführungszelle aufsuchten, waren sie außerordentlich begierig auf die Fortsetzung des Raumbildfilmes, die ihnen das weitere

Schicksal der atlantischen Rasse und ihres Planeten enthüllen sollte, eines Planeten, von dem gegenwärtig nur noch Trümmer im Weltall existierten.

Der Film setzte mit einer Wiedergabe des Aufblühens einer Kultur ein, die nahezu auf ihrem Höhepunkt stand. Es gab ein einiges Reich mit verhältnismäßig wenig sozialen Gegensätzen. Die Religionsform war mehr eine Naturphilosophie als eine wirkliche Religion im menschlichen Sinn. Im übrigen stand es jedermann frei, zu glauben, was er wollte, und sich ein Weltbild zurechtzuzimmern, wie es ihm beliebte. Die Medizin hatte Krankheiten und Seuchen weitgehend ausgeschaltet und sicherte den Atlantern ein hohes Durchschnittsalter, das damals bereits sechzig bis siebzig Atlanjahre betrug. Die Pubertät der Atlanter trat im achten Atlanjahr ein. Ihre Körperentwicklung zur Reife verlief also im absoluten Zeitmaß bedeutend langsamer als die ihrer späteren erdenmenschlichen Verwandten. Wohl gab es politische Parteien, aber deren Streit ging hauptsächlich um den Einfluß, den Naturwissenschaft und Technik auf die persönliche Lebenshaltung nehmen durften. Die alte konservative Richtung, die in der Technik ein kulturfeindliches Element sah, war zum Aussterben verurteilt und hielt sich nur noch in den wenigen bäuerlichen Gegenden, die es auf dem Atlan noch gab, verlor aber auch dort immer mehr an Boden. Die Ernährung der atlantischen Menschheit erfolgte bereits weitgehend auf chemischem Wege. Die Nahrungsmittel, die die zum Leben wichtigen Nährstoffe in konzentrierter Form enthielten, wurden in unterirdischen Fabriken erzeugt. Auf der Oberfläche des Planeten jedoch befanden sich gewaltige Nutzpflanzenkulturen, da man auf die natürlich gewachsene Nahrung nicht vollständig verzichten wollte und es auch dem einzelnen überlassen blieb, ob er die chemische Nahrung oder die natürliche bevorzuge. Die für die Allgemeinheit bestimmten Großküchen arbeiteten ja auf beiden Grundlagen. Sicherheitshalber waren auch in den subatlantischen Kavernen riesige Pflanzenkulturen angelegt worden, die Kunstdünger, Nährlösungen und künstliche Bestrahlung anwandten. Im Falle eines auf der Oberfläche des Atlan einherrasenden Krieges hätten die Nahrungsquellen, die unter der Oberfläche des Planeten bestanden, bei einiger Einschränkung der Bevölkerung für diese durchaus gereicht und sich binnen kurzem genügend steigern lassen.

Die aufstrebende Fortschrittspartei hatte in ihrem Programm die bedingungslose Förderung und Anwendung von Naturwissenschaft und Technik. Hatte die atlantische Menschheit jahrmillionenlang fast ohne diese beiden gelebt, so war darin nun endlich Wandlung eingetreten. Die Atlanter versuchten alles nachzuholen, was sie in diesem langen Zeitraum versäumt hatten, und wiesen dabei Erfolge auf, die immerhin die kühnsten Erwartungen zu übertreffen begannen. Das Leben des einzelnen Atlanter schien künftig in Frieden und Wohlstand verlaufen zu sollen und eine Unmenge von Möglichkeiten zu bieten, um jeder einzelnen Persönlichkeit ihren Einsatz für den Fortschritt der Zivilisation des ganzen Geschlechtes zu gestatten. Eine Mischung aus Staatssozialismus und Privatinitiative trug dazu bei, die Ansammlung von Riesenvermögen in den Händen einzelner zu verhindern, während jedoch das Niveau des durchschnittlichen Wohlstandes sehr hoch lag. Viele Familien besaßen auf der Atlanoberfläche kleine Wohnsitze für die Ferien, und im Sommer waren diese Häuser, die zerstreut lagen, stets bewohnt. Sehr oft kam es vor, daß mehrere Familien gemeinsam solche Ferienhäuser erwarben und in deren Benützung während der schönen Jahreszeit miteinander abwechselten.

Dieses glückliche Zeitalter des Atlan währte die hundert Atlanjahre, für die der Friede mit den Lotronen geschlossen worden war. Dieser wurde von beiden Teilen eingehalten. Ein gelegentlicher Austausch von Mitteilungen erfolgte zwischen den Patrouillenraumschiffen beider Parteien, doch verhielten sich die Lotronen äußerst zurückhaltend und gaben nur sehr wenig Aufschluß über die Geschehnisse auf ihrem Jupitermond. Es bestand aber auf dem Atlan eine Richtung, die das Bedauern über die Annahme der Bedingung der Absperrung von

den äußeren Zonen des Sonnensystems nicht verwirklichen konnte und nur auf den Ablauf des Vertrages wartete, um ihn nicht mehr zu erneuern. Zwar war die Zahl derer, die eine mehr oder minder gewaltsame Herstellung von Beziehungen mit den widerstrebenden Lotronen wünschten, nur sehr gering. Weit mehr Atlanter verlangten jedoch eine Erforschung der Planeten außerhalb des Jupiter und auch eine Untersuchung von deren Monden. Nicht zu Unrecht verwiesen sie darauf, daß das Riesenraumschiff „Helon“ ja eigentlich für diesen Zweck, nämlich als Trägerschiff für Pionierfahrten kleinerer Forschungsschiffe, gebaut worden war.

Als nun die Zeit des Vertragsendes nahegerückt war, war die Strömung im atlantischen Volk, die eine Abänderung des Vertrages mit den Lotronen, auf Grund deren die Sperrzone für die atlantischen Raumschiffe auf den Umkreis des Planeten Jupiter und seiner Monde eingeschränkt werden sollte, stürmisch forderte, so stark geworden, daß sich die damalige Regierung über dieses Begehren nicht mehr hinwegsetzen konnte und eine allgemeine Volksbefragung anordnete. Für diese Abstimmung wurde nun von den Anhängern und den Gegnern der Vertragsänderung eine Propaganda veranstaltet, die alles in dieser Art auf dem Atlan bisher Dagewesene in den Schatten stellte. Leidenschaftlich erhitzen sich die Gemüter, und es gelang der antilotronisch eingestellten Partei, ihre Forderung als ein Gebot der nationalen Ehre hinzustellen. Sie wies dabei darauf hin, daß die Schlacht zwischen den Raumflotten der beiden Parteien mit einem eindeutigen Vernichtungssieg der Atlanter geendet habe und daß diese beim Friedensschluß unbegründete Großmut und Milde bewiesen und nicht einmal Genugtuung für die vernichteten atlantischen Raumschiffe und Menschenleben verlangt hätten. Es gelang den Scharfmachern dieser Richtung, die Volksstimmung so sehr aufzuputschen, daß es am Abstimmungstag zu schweren Zwischenfällen zwischen den Anhängern beider Meinungen kam und die Vertreter der gemäßigten Richtung als Verräter niedergeschrien wurden. Das Abstimmungsergebnis war folgendes: Von den mehr als 400 Millionen wahlberechtigter Atlanter stimmten über 310 Millionen für die Vertragsänderung, jedoch nur 70 Millionen dagegen. Mehr als 25 Millionen enthielten sich der Stimme. Die reformistische Richtung, die nachgerade den Charakter einer politischen Partei angenommen hatte, feierte ihren Sieg stürmisch und tagelang.

Die Frage, ob Vertragsänderung oder nicht, war nunmehr entschieden. Nur noch ein halbes Atlanjahr trennte die atlantische Menschheit vom Ablauf des Vertrages und es ergab sich jetzt das Problem, wie die Lotronen, denen man die Tatsache der Meinungserregung auf dem Atlan streng verschwiegen hatte, sich dazu verhalten würden. Die Radikalsten unter den Wortführern der Revisionspartei forderten die vollständige Ablehnung eines neuen Vertrages; vielmehr sollten die Lotronen veranlaßt werden, den Atlantern den Besuch des Lotron und des gesamten Jupitersystems freizugeben. Die Leute träumten von einer Aufnahme von Handelsbeziehungen mit den Lotronen, die zur Aufgabe ihrer Isolierung genötigt werden sollten. Diese Radikalsten waren aber in der Minderheit. Der größte Teil der Revisionisten forderte bloß das Durchzugsrecht für die atlantischen Raumschiffe, das die Atlanter ja schon beim seinerzeitigen Vertragsabschluß fallweise zu erörtern gewünscht hatten. Falls sich auf dem Lotron die Stimmung inzwischen nicht versteift hatte, durfte man vielleicht hoffen, daß die Lotronen diesbezüglichen Vorschlägen zugänglich sein würden. Es war übrigens den Atlantern in der Zwischenzeit gelungen, das Geheimnis des Gedankenprojektionsapparates zu erforschen und einen ähnlichen, wenngleich weitaus nicht so guten, wie der der Lotronen war, zu erfinden. Ebenso wenig konnten die Atlanter im Raumbildfunk fiktive Szenen darstellen. Eine Ersatzmöglichkeit dafür bestand lediglich in der Aufnahme gestellter Szenen, worauf ja auch die gegenwärtige Filmtechnik der Erdenmenschen beruht, oder aber in der Benutzung von Trickzeichnungen. Man beschloß, von letzterem Verfahren bei den kommenden Verhandlungen wenigstens teilweise Gebrauch zu machen. Das übrige würden zum Gelingen einer Gedankenverständigung wohl die psychischen Projektionsapparate der Lotronen

beitragen. Die atlantische Regierung arbeitete also unter dem Druck der siegreichen Revisionisten ein genaues Verhandlungsprogramm mit eingehenden Vorschlägen und Forderungen aus.

Kurz vor dem Ablauf des Vertrages wurden die Lotronen in Kenntnis gesetzt, daß der Atlan über eine Abänderung des Vertrages zu verhandeln wünsche und den Lotron einlade, bevollmächtigte Unterhändler auf den Atlan zu schicken. Die Lotronen nahmen diesen Vorschlag an und entsandten zwei ihrer Raumschiffe. Die Delegation der Lotronen wurde auf dem Atlan mit großen Ehren empfangen, schien aber wenig Verständnis dafür zu empfinden oder nur geringen Wert darauf zu legen. Die Lotronen waren kalte, unmenschliche Intelligenzen, die bloß für eine klare, unmißverständliche Aussprache ohne Anwendung diplomatischer Höflichkeiten zu haben waren. Bald nach Beginn der Besprechungen zeigte sich, daß die Lotronen ihren früheren Standpunkt in keiner Weise geändert hatten. Dies war erklärlich, da sich jetzt herausstellte, daß das durchschnittliche Lebensalter der Lotronen 200 bis 300 Atlanjahre betrug, so daß also die heutigen Gesprächspartner im wesentlichen dieselben waren wie vor 100 Atlanjahren. Als die Atlanter schließlich einsehen mußten, daß alle Hoffnung auf eine Sinnesänderung der Lotronen vergeblich sei, schlugen sie für einen Zeitraum von zehn Atlanjahren das Durchfahrtsrecht atlantischer Schiffe zum Transpluto vor, den sie näher untersuchen wollten, da über ihn auf dem Atlan fast nichts bekannt war. Im Austausch dagegen bot man den Lotronen eine Forschungsreise zur Venus und zum Merkur an. Die Lotronen erwiderten sofort, daß sie an diesen beiden Planeten keinerlei Interesse hätten, und setzten sich wegen der Forderung der Atlanter nach dem Durchfahrtsrecht zum Transpluto mit ihrem Heimatmond in Verbindung. Von dort kam nach einem Tag die neuerliche Ablehnung, dafür jedoch ein Gegenvorschlag. Dieser enthielt eine für die Atlanter sehr erstaunliche Mitteilung. Die Lotronen verfügten über Fernortungsgeräte mit einer auf dem Atlan völlig unvorstellbaren Fernwirkung. Sie beruhten auf der Wirksamkeit einer den Atlantern zwar schon damals grundsätzlich bekannten, auf der gegenwärtigen Erde jedoch noch nicht erkannten Art der kosmischen Weltraumstrahlung, die äußerst empfindlich auf im Raum befindliche, von ihr getroffene materielle Objekte reagierte und diese zu einer äußerst kurzweiligen sekundären Strahlung veranlaßte, die sich durch größere Durchdringungsfähigkeit und Härte auszeichnete als die auf der Erde bisher bekannten kosmischen Ultrastrahlen und die auch von der Ordnungszahl der emittierenden Atome abhing. Mit Hilfe dieser Ortungsgeräte hatten die Lotronen schon vor einigen Jahren außerhalb des Sonnensystems in einer Entfernung von einigen Lichtjahren körperliche Objekte entdeckt, die sich mit fast halber Lichtgeschwindigkeit bewegten. Aus der Art ihrer Bewegung mußte man schließen, daß diese Bewegung willkürlich erfolgte. Es konnte sich daher wohl nur um Raumschiffe extrasolarer Wesen handeln. Sosehr nun die Lotronen an allem, was innerhalb der Jupiterbahn in Richtung zur Sonne existierte, desinteressiert waren, ebenso sehr schien sie alles, was sich außerhalb des Sonnensystems oder vielleicht besonders außerhalb des Jupitersystems befand, anzuziehen. Sie machten den Atlantern den verblüffenden Vorschlag, sich mit zwei atlantischen Großraumschiffen an einer gemeinsamen Expedition in diejenige Gegend des Weltalls zu beteiligen, in der die Ortungsgeräte der Lotronen die erwähnten verdächtigen Objekte nachgewiesen hatten.

Dieser Vorschlag erweckte, als er bekannt wurde, bei einigen abenteuerlustigen atlantischen Raumschiffkapitänen helle Begeisterung, fand aber bei der atlantischen Regierung und den sie beratenden Technikern wenig Gegenliebe. Diese Techniker wiesen vor allem darauf hin, daß die atlantischen Raumschiffe derzeit einer solchen, sich zwangsläufig auf viele Jahre erstreckenden Expedition ins völlig Ungewisse keinesfalls gewachsen waren und daß man durch eine von vornherein zum Scheitern verurteilte Teilnahme daran den Lotronen diese Unzulänglichkeit der atlantischen Technik in gefährlicher Weise vor Augen führen würde. Man müsse doch annehmen, daß die Lotronen, wenn sie ernsthaft einen

solchen Vorschlag machten, auch zu seiner Ausführung imstande seien, was bei den Atlantern bestimmt nicht zutreffe. So wurde — wie sich später herausstellen sollte, zum Unheil des Planeten Atlan — von dessen Bewohnern das Projekt der Lotronen abgelehnt, das eine einmalige Gelegenheit geboten hätte, mit diesen in nähere und wahrscheinlich mehr oder minder freundliche Beziehungen zu treten. Die Lotronen nahmen diese Ablehnung äußerlich kühl und unbeeindruckt entgegen, wie man dies von ihnen gewohnt war, was aber vielleicht auch darauf beruhen mochte, daß die Menschen des Atlan ja nicht imstande waren, an den starren, maskenhaften „Gesichtern“ der Lotronen irgendwelche Gefühlsäußerungen abzulesen. Beide Parteien waren nicht geneigt, von ihrem Standpunkt abzugehen. Die Lotronen wiesen darauf hin, daß sie in der äußeren Hälfte des Sonnensystems die einzigen intelligenten Wesen mit der Befähigung, Raumschiffahrt zu treiben, seien. Alles, was gegebenenfalls unter diesem technischen Niveau lag, ließen sie überhaupt nicht gelten, das existierte für sie einfach nicht als Kulturwesen, dem Beachtung zu schenken und individuelle Rechte der Persönlichkeit zuzubilligen seien. Mit Unbehagen dachte hier Brand daran, daß also bis vor wenig mehr als einem irdischen Jahr auch der Erdenmensch für die Lotronen nur ein ganz untergeordnetes, niedriges Wesen dargestellt hätte, das nicht unter die Vernunftwesen gerechnet worden wäre. Sollte vielleicht dies der Grund sein, warum die Lotronen sich niemals in historischer Zeit um die Erde gekümmert hatten?

Als Herrenwesen des äußeren Sonnensystems, so folgerten die lotronischen Unterhändler weiter, käme daher auch ihnen allein die Beherrschung dieses Teiles des Planetenreiches zu, so wie die Atlanter ihrerseits die berufenen Führer des inneren Teiles des Sonnenreiches seien. Dies solle so bleiben, das Sonnenwesen habe es so gewollt. Diese letztere Äußerung bedeutete offenbar eine Anspielung auf ihre vermutliche Sonnenreligion, die anscheinend die Sonne und vielleicht auch deren Planeten und Monde als belebte, bewußte Wesen auffaßte. Brand wurde dabei lebhaft an Gustav Theodor Fechner gemahnt, den irdischen Philosophen, der gleichfalls die Weltkörper als beseelte Wesen höherer Entwicklungsstufe aufgefaßt hatte.

Gegen diesen starren Standpunkt der Lotronen war nichts auszurichten. Da die Atlanter sich andererseits bei der von den Lotronen vorgeschlagenen gemeinsamen Forschungsfahrt ins All nicht bloßstellen wollten, kam es tragischerweise zum Abbruch der Verhandlungen und zum Eintritt eines vertragslosen Zustandes. Vorläufig wohl änderte sich nichts, die Patrouillenschiffe beider Sterne kreuzten nach wie vor in den ihnen zugewiesenen Teilen des Weltraumes, ohne daß es zu irgendwelchen Feindseligkeiten gekommen wäre. Es ging sogar ein beschränkter Austausch von Nachrichten weiter. Auf dem Atlan hatte aber diejenige Richtung, die unter allen Umständen ihren Plan durchsetzen wollte, die Fernfahrt zu den äußersten Planeten notfalls zu erzwingen, endgültig die Gestalt einer Bewegung angenommen, die auf einen Sturz der ihr zu bedächtig erscheinenden Regierung hinarbeitete. Die Regierung vermochte ihrerseits dieser Entwicklung nicht wirksamen Widerstand zu leisten und stimmte der Ausschreibung von Wahlen zu, für die die antilotronische Partei eine gewaltige Stimmungsmache entfaltete. Auf dem schon seit langem besonders fortschrittsfreundlichen Nordkontinent errang diese einen überwältigenden Wahlsieg, während auf den beiden Südkontinenten Anhänger und Gegner der Extremisten einander annähernd die Waagschale hielten. Daraus ergab sich insgesamt eine beträchtliche Mehrheit für die extremistische Richtung, die nun zwei Männer in das regierende Dreierdirektorium entsandte. Damit waren die Würfel endgültig gefallen.

Es gab auf dem Atlan genug abenteuerfreudige Jugend, um eine gewaltige Expeditionsflotte von eintausend neugebauten, stark bewaffneten Kriegerausrüstungen zu bemannen, die die Fahrt zum Transpluto ausführen und die Verbindungswege zum Atlan sicherstellen sollten. Da die Lotronen zugegebenermaßen über höchstempfindliche Fernortungsgeräte verfügten, wurde ihnen der Aufbruch dieser Flotte selbstverständlich

bekannt, noch ehe die offizielle Mitteilung an sie erging, die erst erfolgte, als diese Streitmacht schon im Begriffe stand, die vereinbarte Grenze im Weltall zu überschreiten. Die Lotronen gaben keine Antwort, als kümmere sie das Ganze überhaupt nichts. Sollten sie bloß geblufft haben und sich nun beim Eintritt des Ernstfalles genötigt sehen, klein beizugeben und den gewaltsamen Schritt der Atlanter widerstandslos hinzunehmen? Fast schien es so.

Die erste atlantische Flotte, fünfhundert Schiffe stark, näherte sich bereits dem Transpluto, der ein kleiner Planet war, ähnlich dem Pluto, fern von den wärmenden und erhellenden Strahlen der Sonne. Fast die Hälfte der gesamten modernen atlantischen Raumflotte befand sich in diesem vorderen Treffen, sämtlich Schiffe, die weitaus kampfstärker waren als die siegreichen atlantischen Kleinschiffe vor hundert Atlanjahren, die damals den Lotron überwinden hatten. Auf eine Million Kilometer fast waren die vordersten Schiffe dem Transpluto nahegekommen. In diesem Augenblick sprachen ihre Raumbildfunkempfänger an und nahmen die ultimative Aufforderung der Lotronen entgegen, sofort umzukehren und hinter die Grenzzone, die bisher gegolten hatte, zurückzugehen. Diese Botschaft kam vom Transpluto, den die Lotronen offenbar inzwischen besetzt hatten. Die atlantischen Schiffe ignorierten die Aufforderung und machten sich kämpfbereit. Sie waren noch nicht weit gekommen, als ringsum in dem Raumgebiet, das sie einnahmen, ungeheuerliche Explosionen von unvorstellbarer Gewalt und Wirkung entstanden, in denen die ganze erste Flotte des Atlan bis auf ein einziges Schiff, das sich retten konnte, vernichtet wurde. Die Hälfte der gesamten atlantischen Raumflotte hatte damit zu bestehen aufgehört. Der Kommandant der Sicherungsabteilungen, die die restlichen fünfhundert Schiffe umfaßten, gab sich sofort Rechenschaft über die vollständige Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen solche Fernwaffen, wie sie auf dem Transpluto aufgestellt waren. Er befahl den Rückzug in möglichst zerstreuter Form mit Abständen von mindestens fünfzigtausend Kilometern von Schiff zu Schiff. Rasch suchten die Führer der übriggebliebenen atlantischen Schiffe diesen Befehl auszuführen, was aber starke Verwirrung hervorrief. Als die vorhin am weitesten hinten befindlichen, jetzt aber auf der Flucht vordersten Schiffe sich der Bahn des Jupiter näherten, wurden sie dort von einer in ihrem Rücken aufgetauchten Lotronenflotte empfangen und einzeln abgeschossen. Gegen die Atomgeschütze der Lotronen, die ganz neuartige Geschosse von bisher nie gekanntem Wirkungsbereich verfeuerten, waren die atlantischen Schiffe einfach wehrlos. Der Lotron nahm furchtbare Rache für die vor hundert Jahren erlittene Niederlage. Einzig und allein fünf Schiffen der Atlanter, die sich diesseits des lotronischen Sperriegels befunden hatten, gelang es zu entkommen und die Nachricht von der furchtbaren Katastrophe heimzubringen.

Einen Tag später langte noch ein einzelnes Schiff mit völlig verstörter Besatzung an, das sich mit unfaßbarem Glück durch den feindlichen Sperriegel hindurch „geschlichen“ hatte. Diesem verdankte der Atlan die genaue Schilderung des entsetzlichen Unglücks. In banger Furcht verbrachte die atlantische Menschheit die nächsten Tage. Würden die Lotronen den Atlan überfallen oder es weiterhin wie bisher vermeiden, in den inneren Bereich des Sonnensystems einzudringen? Die Fachleute waren sich darüber klar, daß eine Atomkernreaktion von unvergleichlich größerer Wirksamkeit, als sie bisher den Atlantern bekannt gewesen war, der neuen Waffe der Lotronen zugrunde liegen mußte, so daß bei der Explosion einer solchen Atomgranate ein riesiger Raumbereich deren vernichtende Wirkung zu fühlen bekam. Gegen eine solche Waffe hatten die Atlanter nichts Ebenbürtiges einzusetzen. Sie hatten die Schlacht verloren und waren auf die Gnade der Lotronen angewiesen.

Vielleicht wäre in diesem Stadium bei endgültiger Anerkennung des lotronischen Sieges noch einmal Friede zwischen den beiden Planeten zustande gekommen. Allein viele Atlanter vermochten die Niederlage und den Zusammenbruch ihres Stolzes nicht zu verwinden und

auch die Absperrung ihres Planeten nach außen nicht anzuerkennen. In den nächsten Tagen und Wochen geschah nichts. Der Lotron schwieg und sandte keine Botschaft. Auch die Atlanter machten ihrerseits aus Stolz nicht den Anfang zu einer Verständigung. Eines Tages näherte sich ein einzelnes Lotronenschiff als Späher dem Atlan, nachdem es unbekümmert den Sperring der atlantischen Patrouillenschiffe, von denen es zunächst nicht angegriffen wurde, durchbrochen hatte. Auf Raumbildfunktendungen reagierte es nicht. Die atlantische Regierung gab also den Auftrag, das Lotronenschiff von allen Seiten einzuschließen und mit Atomgranaten zu vernichten. Die ersten Schüsse der Atlanter trafen nicht, doch schien eine in großer Nähe explodierte Granate das Lotronenschiff kampfunfähig gemacht zu haben, da es nicht zurückschoß, sondern plötzlich im Raumbildfunk die Bitte aussandte, nicht weiter beschossen zu werden. Es bringe eine Botschaft für den Atlan. Die Atlanter erlaubten dem Schiff keine Annäherung an den Atlan, da man mit einer Hinterlist des Feindes rechnete. Vielmehr wurde einigen atlantischen Kampfschiffen der Befehl erteilt, das Feindschiff zum Erdmond zu eskortieren und dort zur Landung zu nötigen, was auch geschah. Bei der Annäherung an den Mond verließen fünf Lotronen in Raumanzügen das Schiff, das nunmehr führerlos auf den Mond zurannte und dort unter Hervorrufung einer ungeheuren Explosion seiner auf Selbstentzündung eingestellten Atommunition zerstäubte. Dabei entstand ein Mondkrater von gewaltigen Ausmaßen.

Die im Raum schwebenden Lotronen wurden von den atlantischen Schiffen eingebracht und gefangengenommen. Nachdem man sie gründlich auf verborgene Waffen untersucht hatte, schaffte man sie auf den Erdmond. Dorthin begaben sich auch Regierungsmitglieder des Atlan und nahmen die Botschaft vom Lotron zur Kenntnis, daß dieser den Atlantern ein für allemal jede Raumschiffahrt außerhalb der seinerzeit vereinbarten Zone verbiete und über ausreichende Mittel verfüge, um bei der nächsten Feindseligkeit von seiten der Atlanter den Planeten Atlan vollständig zu vernichten. Die fünf Gesandten seien mit der Überbringung dieser Nachricht beauftragt gewesen, doch habe ihr Raumbildfunktgerät plötzlich zeitweise versagt, so daß ihr Schiff um ein Haar von den atlantischen Patrouillenbooten vernichtet worden sei. Wegen der Selbstzerstörung ihres Schiffes befragt, erwiderten sie kühl, daß sie strengen Befehl gehabt hätten, ihr Schiff und dessen technische Geheimnisse unter keinen Umständen in die Hand der Atlanter fallen zu lassen. Im übrigen verlangten sie, wieder auf den Lotron entlassen zu werden. Die atlantische Regierung stand jedoch auf dem Standpunkt, daß der Charakter des zugrundegegangenen Lotronenschiffes nicht vorher interplanetarisch als der eines Parlamentärschiffes vereinbart oder gekennzeichnet worden sei und daher seine Besatzung für die nächste Zeit als Geiseln festgehalten werden solle. Diese Mitteilung erging von den atlantischen Patrouillenbooten an die Grenzschiffe der Lotronen und wurde von diesen mit Protest beantwortet. Die Lotronen wünschten über die Auslieferung ihrer Gesandten zu verhandeln.

Die Atlanter gaben eine aufschiebende Antwort, indem sie technische Schwierigkeiten vorschützten, und wollten Zeit gewinnen. Die Drohung der Lotronen gegen den Planeten Atlan nahmen sie nicht ernst. Warnende Stimmen verhallten ungehört. Der Stolz der Atlanter war zutiefst getroffen worden und fast die ganze Bevölkerung war sich in dem Schrei nach Rache einig, zumal die Expedition zum Transpluto rein wissenschaftliche Ziele gehabt hatte. Fieberhaft suchten die Atomphysiker nach neuen Kernreaktionen, die in Stande sein sollten, weitaus größere Energiemengen frei zu machen als die bisher bekannten. Als die Lotronen die Befreiung ihrer Parlamentäre nicht erreichten, überfielen sie ein mit zehn Mann besetztes atlantisches Patrouillenboot, machten es mit gewöhnlichen Sprenggranaten kampfunfähig und leck und forderten die Besatzung auf, sich zu ergeben. Dieser blieb in der Tat nichts anderes übrig, als sich von dem unbrauchbaren Schiff abzustoßen und sich auszuliefern. So hatten jetzt auch die Lotronen gefangene Atlanter in ihrer Hand.

Die atlantische Regierung ging nun zum Schein auf Verhandlungen ein, verstand es aber, diese immer wieder hinauszuzögern. Unmittelbare Verhandlungen von „Mann zu Mann“ außerhalb der Schiffe lehnten die Atlanter ab, wohl wissend, daß sie sich nicht der Gefahr aussetzen durften, in dem psychischen Gedankenspiegel der Lotronen durch Unvorsichtigkeit entlarvt zu werden. Zu einer gegenseitigen Auslieferung der Geiseln kam es auch nicht mehr. Die atlantische Regierung brach die Verhandlungen ab. Bald nachher durchflogen ein Dutzend winzige Raumboote der Atlanter, deren Oberfläche aus einem neu entwickelten Material bestand, das jede Art elektromagnetischer Wellen völlig absorbierte, und die daher von den Ortungsgeräten der Lotronen nicht aufgefunden worden waren, von allen Richtungen her die Atmosphäre des Lotron und zerstäubten in ihr Unmengen hochradioaktiver Substanzen und radioaktiv gemachten Feinsandes mit einer mittleren Lebensdauer von einigen hundert irdischen Jahren. Die Wirkung auf die Lebewelt der Oberfläche des Lotron war furchtbar. Pflanzen und Tiere gingen nach wenigen Wochen und Monaten auf riesigen Flächenbereichen zugrunde, kaum ein Fünftel der Kontinentalflächen blieb für Lebewesen bewohnbar. Die übrigen vier Fünftel wurden für die nächsten zwei- bis dreihundert Atlanjahre eine unbewohnbare Wüste. Der heimtückische Überfall war aber nicht unbemerkt geblieben. Den Luftfilteranlagen der unterirdischen Lotronenstädte gelang es, den größten Teil der verseuchten Luft noch rechtzeitig zu entgiften, doch traten stellenweise auch im Innern des Lotron schwere Schäden auf und einige Städte mußten so schnell wie möglich geräumt werden. Verluste an Lotronenleben konnten dabei nicht vermieden werden. Von den Angreiferbooten kehrte ein einziges zu einem Patrouillenschiff der Atlanter zurück, von dem es aufgenommen wurde. Die anderen wurden sämtlich von den Lotronen zerstört. Die Atlanter hatten inzwischen eine neue Flotte in den Raum geworfen, die aber keine Angriffe auf die Lotronenschiffe unternahm, da die Atlanter die Wirkung von deren Atomkanonen zur Genüge kannten.

Die Lotronen bestätigten den Atlantern in ihrer kalten, sachlich nüchternen Art die Wirkung des Überfalles mit eingehenden Bildern und zeigten in einem ihrer fiktiven Raumbilder, wie der Planet Atlan zur Vergeltung für diese Untat in Feuer, Flammen und Rauch aufgehen werde. Als die Atlanter dies erfuhren, erfaßte viele von ihnen schwere Sorge. Wohl versuchte die Regierung, diese Drohung der Lotronen als lächerlichen Bluff hinzustellen, doch wußte die atlantische Bevölkerung zu gut über die Macht der Lotronen Bescheid. Bald entstand eine furchtbare Panik. Die Regierung bot alle erdenklichen Maßnahmen auf, um den Atlan gegen feindliche Überfälle aus dem Weltraum nach Möglichkeit zu schützen. Die Raumschiffwerften arbeiteten Tag und Nacht und Nacht und Tag. Sämtliche militärischen Kräfte des Atlan standen in höchster Alarmbereitschaft. Der Atlan hatte sich in eine einzige Rüstungsfabrik verwandelt. Die Regierung sandte ununterbrochen Raumschiffe in Schnellfahrten mit den wichtigsten Kulturdokumenten, Büchern, Filmen usw. auf den Erdmond und auf abgelegene Inseln der Erde selbst. Auch die Mondkolonie wurde auf Kriegsfuß gebracht.

Dreißig Tage nach der drohenden Ankündigung der Lotronen meldeten die Vorpostenschiffe der Atlanter, aber auch die Ortungsgeräte des Atlan das Herannahen einer großen Raumschifflotte vom Lotron. Mehr als zweitausend Kriegsschiffe der Atlanter stellten sich ihr in heldenhaft aufopfernden Einzelkämpfen entgegen, um den furchtbaren Atomgeschützen der Lotronen nicht die Möglichkeit zur Massenvernichtung atlantischer Schiffe zu bieten wie in der vergangenen Schlacht. Sie wurden ebenso einzeln abgeschossen, wie sie sich in den Kampf geworfen hatten, und erzielten mit ihrer Selbstaufopferung beinahe keine Wirkung. Unaufhaltsam stürmte die lotronische Flotte näher, an Zahl zwar viel schwächer als die der Atlanter, aber mit viel furchtbareren Kampfmitteln versehen.

Als der Befehlshaber der atlantischen Streitmacht Sang-Ro erkannte, daß seine Kampfschiffe sich nur nutzlos einzeln opferten, befahl er den konzentrischen Angriff auf die Flotte der Lotronen in zwei aufeinanderfolgenden Treffen. Mit so rasender, sich immer steigender Geschwindigkeit stürzten sich nun die atlantischen Schiffe auf die der Lotronen, daß es immerhin einem Viertel ihres ersten Treffens gelang, so dicht an die Lotronenschiffe heranzukommen, daß diese mit ihren auf einen so großen Raumbereich wirksamen Atomgranaten ihre eigenen Kameraden gefährdeten und daher den atlantischen Schiffen nicht mehr überlegen waren. Die drei anderen Viertel des ersten atlantischen Treffens waren allerdings auf der Strecke geblieben. In dem furchtbaren Nahkampf, der sich jetzt abspielte und in den bald auch das zweite atlantische Treffen eingriff, löste sich die Schlacht in eine Reihe von Einzelgefechten von Schiff gegen Schiff auf, die unvermeidlich mit einem Sieg der schneller feuern und mit mehr Geschützen bewaffneten atlantischen Schiffe endeten. In dem Durcheinander, das sich im kosmischen Raum abspielte und in dem die schwarzen Schiffe beider Parteien auch bei unmittelbarer Sonnenbestrahlung nicht optisch sichtbar wurden, aber auch die Ortungsgeräte keine genügend rasche Unterscheidung von Freund und Feind mehr zuließen, zumal der größte Teil der Schiffe mit total absorbierenden Hüllen versehen waren, gelang es aber einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Lotronenschiffen — einigen dreißig etwa — durchzubrechen und auf dem Atlan zu landen.

Während noch die atlantische Menschheit an den Raumbildfunkempfängern saß und erleichtert den Triumph ihrer Kriegsflotte feierte, begann an den Landungsstellen der Lotronenschiffe der Atombrand. Die von den Lotronen zum Ablauf gebrachte Kernreaktion lieferte solche Hitzegrade und Energiemengen, daß die davon betroffenen Atome der Oberflächenkruste des Atlan zerfielen; dort, wo der Atombrand zu versiegen drohte, wurde er von den Lotronenschiffen aufs neue entfacht und verstärkt. Die Atlanoberfläche löste sich an hunderten Stellen gleichzeitig in Flammen, Explosionen, Gas und Rauch auf. Einige der Lotronenschiffe wurden zwar noch am Ort ihrer Landung von den Atlanern mit Mann und Maus vernichtet, die Mehrzahl aber hatte ihr Vernichtungswerk erfolgreich in Gang gesetzt.

Unter der Bevölkerung des Atlan entstand eine furchtbare Panik, weil jeder Eingeweihte wußte, daß der Planet unrettbar verloren war. Trotzdem veranlaßte die Regierung verzweifelnde Versuche, die Atombrandstellen mit Hilfe von Kadmiumstäben gegen ihre Umgebung abzugrenzen. Da auch Bor Neutronen frißt, und zwar umgekehrt proportional zu ihrer Geschwindigkeit, wurde auch Bor in dichten Schwaden von Flugzeugen aus gespritzt. An zwei oder drei Punkten gelang es tatsächlich, den Atombrand auszulöschen. Schon erhob sich wilde Hoffnung auf Rettung. Aber an allen anderen Stellen glosste, nein, fraß der Atombrand unaufhaltsam weiter, nachdem er anfangs teilweise eingedämmt worden war. Besonders entlang von Erzgängen pflanzte er sich viel zu schnell weiter, um erstickt werden zu können. Auf Hunderte von Metern konnte man nicht rasch genug bohren, um die nötigen Kadmiumstäbe in die Nähe zu bringen.

Der Film zeigte eine einzelne Bohrkolonne, deren Männern der Schweiß aus allen Poren rann, bei ihrem Werk. Gleichzeitig erschien daneben das geologische Profil der betreffenden Erzzone entlang einer Verwerfung von vielen Kilometern Tiefe. Kallvind saß fiebernd vor Erregung... jetzt sprang er auf, griff in das Raumbild hinein, rief dem leitenden Ingenieur zu: „Dort, dort müßt ihr bohren! Ihr verfolgt eine falsche Richtung! Um Gottes willen, bohrt zwanzig Meter weiter nach Südost!“... Er griff ins Leere; die gegen den Atomtod kämpfenden Atlanter waren ja nicht mehr Wesen aus Fleisch und Blut, sondern nur mehr ihre Abbilder, reelle optische Bilder, nur Strahlenschnittpunkte. Die Wirkung von Kallvinds Eingreifen war so nichtig wie die eines Schusses gegen eine Filmwand. Die Hilfe kam hier um mehr als siebzig Jahrmillionen zu spät!

Weiter mühte sich die Bohrkolonne. Sie kam mit den Bohrmaschinen nicht nach. Schneisen wurden quer durch die Erzzone angelegt, in der Hoffnung, so den Atombrand in seiner schnellen Ausbreitung entlang des Erzes hemmen zu können. Doch von Erzlinse zu Erzlinse sprang der Atombrand über! Es gab keine Rettung mehr!

Die Atombrandzonen weiteten sich immer rasender aus, vereinigten sich untereinander. Schreiendes Entsetzen ergriff die geängstigten Menschen in den Kavernenstädten. Sie versuchten, auf die Oberfläche zu entfliehen, die vielfach schon brannte, wurden versengt, verbrüht, verkohlt. Die unbeschreibliche Hitze griff auf viele der Kavernenstädte über, deren Bevölkerung lebend geschmort wurde. An vielen Punkten entstanden feuerspeiende Vulkane, da die subatlantischen Magmaherde vom äußeren Druck entlastet wurden. Nur wenigen Raumschiffen gelang es, noch eine kleine Anzahl atlantischer Frauen und Kinder zu retten. Einige der Schiffe mußten sich mit Waffengewalt vor dem Ansturm wahnsinnig gewordener Menschenmassen schützen, die mit ihnen fliehen zu können hofften. Die vermeintlich siegreich gebliebene Raumflotte der Atlanter landete nach schleuniger Rückkehr in den Gebieten, die noch nicht brannten, und nahm an Menschen auf, was eben noch möglich war.

Für den Atlan war der Weltuntergang gekommen. Sinnlos schreiende, brüllende, in ihrer Todesangst miteinander kämpfende Menschenmassen rasten in den zu Fallen gewordenen Kavernenstädten umher und über die immer heißer werdende Planetenoberfläche, die schon die Füße verbrannte, dahin. Die Ozeanschiffe stießen mit Menschenladungen, die sie fast zum Kentern brachten, in die See, deren Temperatur ständig anstieg. Bald war die Oberfläche des Ozeans von einer Dampfschicht bedeckt, die für Blicke undurchdringlich geworden war. Ziellosh fuhr die Schiffe in dem heißen Dunst einher. Luftfahrzeuge erhoben sich in die Atmosphäre, Raketenflugzeuge suchten die Exosphäre (Grenzregion gegen den Weltraum) auf, wo sie vor dem Atombrand vorläufig noch sicher waren. Längst jedoch war die unterste Atmosphäre durch die radioaktiven Zerfallsprodukte so völlig verseucht, daß die Menschen zu Millionen wie Fliegen umfielen und unter schrecklichsten Schmerzen zugrunde gingen.

Was an Menschen und Tieren noch oben auf den Kontinenten atmete, erlebte die endgültige Zerstörung des Planeten nicht mehr, sondern war schon früher tot, gebraten, verbrüht, erstickt, verkohlt. Die Kontinente begannen zu schmelzen, waren bald ein glühendes, tobendes Lavameer. Das Wasser des Ozeans kam mit den geschmolzenen Massen in Berührung, zischte auf, ungeheure Dampfschwaden stiegen zum Himmel empor. Das Schmelzwasser der geschmolzenen Polareiskappen überflutete die niedrigen Teile der Kontinente. Zum Schluß vernichtete die glühheiß gewordene Lufthülle des Planeten in einem Feuerorkan das wenige restliche Leben auf den Seeschiffen und im Luftraum. Hilflos kreuzten die Raketenflugschiffe in der Exosphäre und steuerten, soweit sie dazu fähig waren, in den Weltraum hinaus. Einigen wenigen, die über große Antriebsenergie verfügten, gelang es, sich auf mehr als tausend Kilometer Abstand vom Atlan zu entfernen, dann aber stürzten sie doch in den Atombrand zurück. Ihre Besatzungen hatten, von den Raumschiffen abgesehen, die entkommen konnten, den Untergang ihres Planeten am längsten überlebt. Zweiunddreißig Tage nach dem Ausbruch des Atombrandes machten sich die Gewalten des Planeteninneren in einer furchtbaren Explosion frei und zerrissen den Planeten in zahlreiche kleinere Trümmer-Stücke und Splitter, die von da an als „kleine Planeten“ oder „Planetoiden“, aber auch als Meteoriten ihre weitere Bahn um die Sonne zogen. Der Planet Atlan war nicht mehr. Die Rache der Lotronen war erfüllt.

Brand und seine Mitarbeiter waren sämtlich Männer von starkem Herzen, aber was sie jetzt zu sehen bekommen hatten, war so entsetzlich gewesen, daß sie nahe daran waren, den Film abbrechen zu lassen. Das Mitgefühl mit den menschlichen Atlantern krampfte ihnen das Herz zusammen. Zugleich aber dachten sie daran, welche wahnwitzige Gefahr dem irdischen

Menschengeschlecht aus dem All drohen könnte, wenn die Lotronen noch lebten. Sie hatten aber nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn der Film ging weiter.

Die atlantischen Raumschiffe brachten ihre Menschenfracht auf den Erdmond, wo die halb irren, gepeinigten Unglücklichen erste Hilfe und liebevolle Aufnahme fanden. Dann aber eilten die Schiffe in glühendem Rachedurst in der Richtung zum Lotron. Eine starke feindliche Raumflotte stellte sich ihnen entgegen. Der tapfere atlantische Führer Sang-Ro wandte die gleiche Taktik an wie bei seiner ersten siegreichen Schlacht gegen die Lotronen. Unter ungeheuren Opfern, die ihn zwei Drittel seiner Schiffe kosteten, gelang es ihm abermals, auch diese Lotronenflotte zu vernichten. Von den rund fünfzehnhundert Schiffen, über die er noch vor der großen Schlacht verfügt hatte, besaß er, nachdem er alles noch Verfügbare zusammengeholt hatte, nur mehr knappe dreihundert. Diese dreihundert Schiffe stürzten sich wie wilde Teufel über den Lotron. Zahlreiche von ihnen wurden von der Bodenartillerie des Feindsternes abgeschossen, die übrigen aber warfen Atombomben auf die Abschußstellen, bis dort nur mehr Lavaseen kochten, und verwandelten dann das Fünftel des Kontinents, das noch für Lebewesen bewohnbar gewesen war, in eine kochende, Rauch und Flammen speiende, glühende Hölle. Die mehrfachen Zielwürfe auf bestimmte Stellen hatten zur Folge, daß auch dort Magmaausbrüche erfolgten und eine Anzahl unterirdischer Städte der Lotronen vernichtet wurden. Nachdem dieses Zerstörungswerk vollendet war, führte der vor Wut und Rachedrang kaum mehr zurechnungsfähige Sang-Ro, der so seinen Namen den Lotronen mit Blut und Tod in das Buch ihrer Geschichte einschrieb, seine restlichen Schiffe zum Transpluto und vernichtete dort mit kühnen Einzelangriffen die lotronische Bodenartillerie. Hundertsechzehn Schiffe waren ihm zum Schluß von seiner einstigen stolzen Flotte übrig geblieben. Diese letzten hundertsechzehn brachte er zum Erdmond zurück. Die Blüte der Raumschiffbemanningen und -führer des Atlan war im Kampfe gefallen.

Damit waren die Beziehungen sowohl wie jegliche Berührung zwischen Atlantern und Lotronen für immer zu Ende.

Sang-Ro wurde von der Mondkolonie zu ihrem Anführer auf Lebenszeit erwählt. Er bekleidete diese Stelle als Präsident und Oberbefehlshaber der Mondrepublik, des Nachfolgestaates des atlantischen Weltreiches. Sein erstes war, alle Raumschiffwerften des Mondes fieberhaft in Betrieb zu setzen, so daß nach zwei Atlan-Jahren wieder an die fünfhundert Raumschiffe verfügbar waren. Der befürchtete Angriff der Lotronen auf den Erdmond erfolgte zum größten Glück nicht, und der übriggebliebene Rest der atlantischen Menschheit hütete sich wohl, den furchtbaren Feind noch einmal herauszufordern. Lange lebte allerdings in den späteren Generationen der Durst nach Vergeltung an den Lotronen weiter, doch gelang es nicht, die sehnlichst gesuchte Atomkernreaktion zu finden, die es den Atlantern ermöglicht hätte, ihrerseits den Lotron zu vernichten. Dies war wahrscheinlich ein Glück für beide Teile, denn vermutlich wären bei einem neuen Krieg der Planeten nicht nur der Lotron, sondern auch der Erdmond und vielleicht sogar die Erde selbst in Trümmer gegangen. Von den ursprünglich vierhundertsechzig Millionen Atlantern waren auf dem Mond der Erde nunmehr kaum noch zwei Millionen vorhanden. Nie hatte ein Geschlecht eine so furchtbare Ausrottung erlitten. Die atlantische Menschheit mußte zwar nicht technisch, wohl aber biologisch wieder von vorne anfangen. Der Erdmond schien jedoch nicht geeignet, einer zahlreichen Bevölkerung als Wohnstätte zu dienen, und es war daher selbstverständlich, daß sich das Sinnen und Trachten der Atlanter auf die Erde als neuen Mutterplaneten richtete.

Hier ließ Brand, auch auf Wunsch der anderen vier Zuschauer, die Vorführung des Filmes abbrechen. Keiner sprach ein Wort. Die Erschütterung, die sie alle beim Miterleben dieses kosmischen Dramas erfaßt hatte, war unaussprechlich. Die Bilder, die sie gesehen hatten, waren ja sämtlich echt. Die Schreckensszenen auf dem Atlan waren wiederum von

todesmutigen Filmberichterstatlern, die sich bewußt waren, damit eine historische Aufgabe zu erfüllen, aufgenommen und unter Einsatz ihres Lebens gerettet worden. In einem besonderen Fall hatte ein Bildreporter, offenbar sinn- und zwecklos, Szenen auf einem Ozeanschiff im brodelnden Dampf des Meeres gefilmt, als ein Raketenflugschiff nebenan wasserte und noch einige Frauen und Kinder aufnahm. Der Reporter hatte seine Bilder mit hinüberschickt und war selbst auf dem Schiff zurückgeblieben, dem sicheren Tode preisgegeben. Das Raketenschiff war aufgestiegen. Ein an dessen Bord befindlicher anderer Filmberichter hatte weitere Bilder in der immer heißer werdenden Atmosphäre aufgenommen. Ein unermeßlicher Glücksfall hatte es gefügt, daß das Raketenschiff von einem Raumschiff ins Schlepptau genommen und seine Besatzung und die geretteten Frauen und Kinder noch in der hohen Ionosphäre mit Hilfe von Raumanzügen in das Raumschiff hinübergebracht wurden. Dem heldenhaften Filmberichter, der auf dem Ozeanschiff gewesen und dessen Name Sur-De war, wurde später auf dem Mond ein Ehrenmal gesetzt. Eine Mondstadt wurde außerdem nach ihm benannt. Seine Aufnahmen waren nun nach fünfundsiebzig Jahrmillionen von irdisch-menschlichen Augen gesehen worden. An dies und vieles andere mußte Brand denken, als er auf seinem Ruhelager keinen Schlaf finden konnte. Weit vor der Zeit des irdischen Menschengeschlechtes waren einer früheren Menschenrasse, die auf einem anderen Stern geboren war, Tapferkeit und Heroismus in höchstem Maß zu eigen gewesen. Und Brand zweifelte nicht daran, daß menschliche Herzen, wo und wann sie einst schlagen sollten, überall und zu allen Zeiten diese Eigenschaften auch bis in die fernste Zukunft bewahren würden.

18. Atlantis

Am nächsten Morgen begaben sich Brand und seine Mitarbeiter neuerlich in den Vorführraum, um den Rest des Schicksalsfilmes der atlantischen Rasse anzusehen. Das Hauptziel des atlantischen Mondstaates war gewesen, die atlantische Menschheit noch einmal auf jene Höhe zurückzuführen, die sie einst innegehabt und dann so leichtsinnig verspielt hatte. Daß dies mindestens Jahrtausende erfordern werde, darüber waren sich die Führer des Volkes im klaren. Nichtsdestoweniger gingen sie und die ganze Nation unverdrossen an diese Aufgabe heran. Zunächst wurde der Erdmond innen ausgehöhlt, bis er denjenigen Zustand erreicht hatte, in dem ihn nach so langen Jahrmillionen nunmehr die irdische Menschheit angetroffen hatte. Die nötige Luft wurde in ununterbrochenen Fahrten in flüssigem Zustand mit einigen Raumschiffen von der Erde geholt. Das atlantische Mondreich konstituierte sich als Nachfolgereich des Atlan. Gelegentliche Raumschiffahrten in denjenigen Teil des Weltraumes, in dem einst dieser stolze Planet sich um die Sonne bewegt hatte, ergaben die Bestätigung dafür, daß von ihm nichts als Trümmerstücke übrig geblieben waren, die in Gestalt von mehreren tausend Planetoiden und zahllosen Kleintrümmern um die Sonne kreisten. Diese Meteoriten wurden durch die Anziehung der Sonne, vor allem aber durch die Wirkung des Jupiter zum Teil in Bahnen gezwungen, durch die sie zeitweise der Erde und deren Mond nahe kamen. Sie stürzten im Verlaufe einiger irdischer Jahrtausende auf die Erde und den Mond ab. Während jedoch die auf die Erde fallenden Meteoriten in deren Luftmantel verbrannten und nur ganz wenige, kaum zehn an der Zahl, diesen durchdrangen und Löcher in die Erdrinde schlugen, stürzten die vom Erdmond eingefangenen Meteoriten völlig ungehindert auf die Mondoberfläche und erzeugten dort einen Teil der von den Erdenmenschen als Mondkrater bezeichneten kleineren ringförmigen Gebilde. Ein paar Mondkrater hatten aber noch eine andere Entstehungsursache. Die Kernphysiker der Atlanter experimentierten nämlich mit verschiedenartigen Atomkernreaktionen und erzeugten Atombomben, deren Wirkung sie an der Oberfläche des Mondes erprobten. Bei ihrer Explosion bildeten sich kraterartige Aushöhlungen und Wälle.

Den Bemühungen der Mondphysiker gelang schließlich die Entdeckung derjenigen Atomkernreaktion, die dann zur treibenden Kraftquelle des ganzen Energienetzes der Mondstädte wurde. Diese Zentrale war ja kürzlich von den Erdenmenschen aufgefunden worden und erhielt ihre Energie aus der den Atlantern technisch möglichen Nutzung der — auch den irdischen Physikern bekannten — Heliumbildung, wobei außerordentlich gewaltige Energiemengen frei wurden. Einige schwere Atombomben, die auf dieser Reaktion beruhten, wurden an vereinzelt Stellen des Mondes abgeworfen und erzeugten in der Kruste des Mondes radiale Verwerfungsspalten. Die Selenologen der Atlanter untersuchten die Mondoberfläche auf das genaueste hinsichtlich ihrer petrographischen Zusammensetzung und stellten fest, daß die Oberfläche zum größten Teil aus dem spezifisch leichteren Sialmaterial bestand, das sich neben Sauerstoff vorwiegend aus Silizium und Aluminium zusammensetzt und bekanntlich nach den chemischen Symbolen Si und Al dieser Elemente seinen Namen bekommen hat. Hingegen setzten sich die Böden der Mare-Ebenen aus spezifisch schwerem Simamaterial zusammen, das neben Sauerstoff Silizium und Magnesium zu Hauptbestandteilen hat, wegen seiner basischen Zusammensetzung bei Schmelztemperatur dünnflüssiger ist und daher die durch den Einsturz gigantischer Meteoriten oder stärkste vulkanische Tätigkeit aufgerissenen Flächen der Mondkruste überschwemmen konnte. Auch Kallvinds eigene Forschungen hatten bereits diese Schlüsse nahegelegt.

Die atlantische Menschheit richtete sich also auf dem Mond ein, und im selben Maß, wie ihr das gelang, erfolgte auch ihre Vermehrung, wobei infolge Geburtenförderung in nicht einmal hundertzwanzig Erdjahren die Bevölkerungsziffer von zwei Millionen auf fünf Millionen anstieg. Man hatte die Rechnung nach Atlanjahren aufgegeben und legte der Zeitrechnung nunmehr Erdjahre zugrunde. Auch die Versuche, die Erde als neue Heimat für die Atlanter wohnbar zu machen, gingen eifrig weiter. In dieser Hinsicht stieß man aber auf einige Schwierigkeiten. Ein Haupthindernis war die im Vergleich zum Atlan doppelt so große Schwerkraft der Erde, die den Atlantern nur eine mühsame Fortbewegung auf diesem größeren Planeten gestattete. Es war nicht möglich, in einer Generation dieses große Hindernis zu überwinden. Man mußte erdgeborene atlantische Kinder auf der Erde selbst aufziehen und durch besondere Ernährung, Hormonwirkung und spezielles Training körperlich so stärken, daß ihr Knochen- und Muskelbau imstande war, sich diesen Schwereverhältnissen anzupassen. Im Verlauf mehrerer Generationen konnte man in dieser Hinsicht schöne Erfolge erzielen. Es gelang die Aufzucht einer atlantischen Menschenrasse, die sich auf der Erde ebenso leicht wie seinerzeit auf dem Atlan mit seiner halb so großen Schwerkraft bewegen konnte. Die zweite, wohl noch größere Schwierigkeit bestand in der Gefährlichkeit irdischer Mikroben für die atlantische Rasse. Man wählte daher ein wegen seiner geographischen Gestalt für allmähliche Entkeimung besonders geeignetes Landgebiet aus, auf dem eine erste Atlanterkolonie selbsthaft gemacht werden sollte. Dieses Landgebiet fand sich in einem schmalen Landstreifen, der damals noch ungefähr parallel zu den beiden sich immer weiter entfernenden Küsten Europa-Afrikas einerseits, der beiden Amerika andererseits teilweise die Wasserfläche überragte und dessen heute versunkener Rest der gegenwärtigen Menschheit als sogenannte mittelatlantische Bodenschwelle bekannt ist. Diese Bodenschwelle beziehungsweise dieser Landstreifen war beim Auseinanderreißen der westlichen und östlichen Teile der Kontinente als Rückgrat stehengeblieben, während sich der Boden des atlantischen Ozeans zu beiden Seiten gewissermaßen teigartig auseinanderzog. Diesen Streifen machten die Atlanter zum Gegenstand ihrer jahrhundertelangen Versuche, und es gelang ihnen tatsächlich im Laufe von mehr als zweihundert Erdjahren, alle ihnen gefährlich werdenden Mikrobenarten in diesem Gebiet vollständig zu vertilgen. Sie schritten dabei von Norden nach Süden vor und nahmen vor allem das Landgebiet um das heutige Azorenplateau in Besitz. Zum Gedächtnis an ihren Heimatplaneten nannten sie dieses Gebiet, das mitten im Ozean lag, „Atlantis“. Bei dieser Enthüllung sahen die fünf Menschen einander

betroffen an, Kallvind jedoch war fasziniert und konnte seine Aufregung kaum meistern. Bertram Keller wies auf die Runenschrift des atlantischen Alphabets hin, die so sehr den Buchstaben des griechischen Alphabets ähnelte. Geheimnisvolle Zusammenhänge, die aber noch nicht klar erkennbar waren, taten sich vor den Augen der Menschen auf. Sie bangten, ob sie wohl deren Lösung finden würden.

Während es für die erdgeborenen und an die Erde gewöhnten Atlanter leichter war, sich den Lebensverhältnissen auf dem Mond anzupassen, vermochten die mondgeborenen Atlanter nicht, auf der schweren Erde zu leben. Man machte zwar den Versuch, die Geburten in großem Maßstab auf der Erde stattfinden zu lassen, indem man die künftigen Mütter schon bald nach Beginn der Schwangerschaft dorthin transportierte, doch führte das in vielen Fällen zu tödlichem Ausgang, da die gebärenden Frauen unter der Erdschwere außerordentlich litten, so daß diejenigen von schwacher Konstitution beim Geburtsakt zugrunde gingen. Die erwähnte Aufzucht eines an die Erdschwere gewöhnten atlantischen Geschlechtes hatte ja gleichfalls viele Opfer gekostet, wenngleich diese Versuche mit ausgesucht kräftigen Menschen vorgenommen worden waren. Es ließ sich also nicht verhindern, daß sich allmählich zwei Typen von Atlantern herausbildeten: die kräftigeren, aber von Wuchs kleineren, erdgewohnten Atlanter und die größeren, aber körperlich schwächeren Bewohner des Erdmondes. Die Atlanter des Erdplaneten, der den Namen „Geta“ trug, wurden „Getar“ genannt, die Mondatlanter jedoch hießen „Slenu-Roi“ nach dem Erdmond, dem „Slen“. Im Lauf der Zeit nahmen die Getar nach ihrem irdischen Wohngebiet Atlantis die Bezeichnung „Atlant-Roi“ für sich in Anspruch, die ursprünglich auf dem Heimatplaneten Atlan für das ganze dortige Menschengeschlecht gegolten hatte. Wenngleich zwischen den beiden atlantischen Rassen reger kultureller Wetteifer herrschte, hatte die atlantische Menschheit doch genügend tragische Erfahrungen gesammelt, um künftig ernste Zwistigkeiten zwischen den beiden Sternen und ihren Menschenrassen zu vermeiden, zumal auf dem Mond viele erdgeborene Atlanter lebten. Der Mondstaat und die Erdkolonie Atlantis waren gleichberechtigte Glieder eines gemeinsamen Reiches, dem auch ein gemeinsames Direktorium von drei Wissenschaftlern oder Technikern vorstand. Es war ein ungeschriebenes Gesetz im atlantischen Reich geworden, daß seine leitenden Männer aus den Kreisen der Wissenschaft und Technik gewählt wurden, und man machte damit gute Erfahrungen.

Der atlantischen Menschheit standen für ihre zweite Blütezeit neuerlich Jahrtausende zur Verfügung. Die Hauptstadt des Erdteiles Atlantis, die gleichfalls Atlantis benannt wurde, existierte zweifach, nämlich unterhalb und oberhalb der Erdoberfläche. Man hatte aus den Atomkriegen, nämlich den Bürgerkriegen auf dem Atlan und dem planetaren Krieg gegen den Lotron, gelernt und Erfahrungen von unschätzbarem Wert gesammelt. Man wollte vermeiden, neuerlich die ganze Menschheit unter die Erde zu zwingen, konnte aber gleichwohl auf den Schutz in Kavernenstädten aus Gründen der Vorsicht nicht verzichten. Man entschied sich daher für eine zweigeleisige Wohnweise. Solange keine Gefahr bestand, wurden lediglich die Fabriken unter der Erde betrieben und die unterirdischen Wohnstädte mit einem geringsten Maß an Personal in Ordnung und Sauberkeit gehalten. Jeder Familie war ihr unterirdischer Wohnsitz zugewiesen, doch siedelte sie für gewöhnlich über der Erdoberfläche in Stadthäusern oder Landfarmen. Ein ausgedehnter Raumschiff-Patrouillendienst, der sich bis zur ehemaligen Bahn des Atlan erstreckte, sorgte für die Sicherheit. Alle denkbaren Vorkehrungen waren getroffen, um im Falle einer Gefahr unverzüglich die oberirdischen Bewohner von Atlantis in die mehr Schutz bietenden Kavernenstädte zu befördern. Gefahr bestand ja überhaupt nur aus dem Weltall, denn ein brudermörderischer Krieg zwischen den Atlant-Roi und den Slenu-Roi war völlig undenkbar. In den Gesetzen des Reiches war verfügt, daß jeder Atlanter, der ernsthaft für einen solchen Kampf Stimmung zu machen versuchte, der Todesstrafe verfallen solle. Eine Begnadigungsmöglichkeit war für dieses

schwerste aller denkbaren Verbrechen, das als Kapitalverbrechen gegen die atlantische Rasse gewertet wurde, in der Verfassung nicht vorgesehen.

Im Laufe der Zeit dachten die Atlanter wiederholt daran, auch die übrige Erde, die damals im Übergang von der Kreide- zur Paleozänzeit stand, für die atlantische Menschheit bewohnbar zu machen. Man versuchte dies auf die Weise, daß man die Erdatmosphäre mit sehr kurzlebigen radioaktiven Substanzen verseuchte, deren Strahlungsintensität ausreichen sollte, um Mikroben zu töten, ohne die höherentwickelte Pflanzen- und Tierwelt ernstlich zu schädigen. Die menschlichen Bewohner mußten während dieser Zeit für einige Wochen die unterirdischen Schutzstädte aufsuchen. Das gewünschte Ziel wurde dabei aber nicht erreicht, hingegen eine andere unerwartete Wirkung erzielt. Diejenigen Pflanzengattungen, die von den pflanzenfressenden Sauriern besonders bevorzugt wurden, gingen zum größten Teil ein. Dies hatte eine Dezimierung der pflanzenfressenden Saurier zur Folge. Da diese Pflanzenfresser die Hauptnahrung der fleischfressenden Saurier bildeten, folgte ein Massensterben auch dieser letzten Sauriergattungen. Auf der Atlantis selbst hatten die Menschen des Atlan die Saurier in kürzester Zeit schon vorher mit allen verfügbaren Mitteln ausgerottet. So wurde das herannahende Ende der Saurierepoche beschleunigt, die Lebenskraft dieser Monstren war gebrochen und konnte sich nach dem erlittenen schweren Rückschlag nicht wieder erholen. Der Wechsel der Umweltfaktoren tat das übrige, das Geschlecht der Saurier verschwand von der Erde. So kam allmählich die Tertiärzeit heran.

Klimatische Änderungen gestalteten unmerklich langsam, aber unaufhaltsam die Oberfläche des Erdballs um. Die Kontinente trennten sich weiter und weiter voneinander. Vorderindien riß, Madagaskar zurücklassend, vom afrikanischen Kontinent ab und wurde in ungeheuren Zeiträumen zum Himalayagebirge aufgefaltet. Die Anfänge dieser Faltung sowie derjenigen der Anden und der Alpen erlebte die atlantische Menschheit auf der Erde noch. Der Pulsschlag des Erdplaneten war lebhafter geworden, überall regten sich die endogenen Kräfte. Die in der Kruste unter den Kontinentalschollen aufgespeicherte radioaktive Wärme hatte sich wieder einmal so weit angesammelt, daß das Gesteinsmaterial in diesen Bereichen zu schmelzen und die Kontinentalschollen im flüssig gewordenen Sima-Material zu schwimmen begannen. Auch der Inselkontinent Atlantis begann allmählich die Auswirkungen zu verspüren, Erdbeben erschütterten sein Gefüge.

Die Atlanter hatten von ihrem zerstörten Heimatplaneten nur sehr wenig Pflanzen und fast keine Tiere auf die Erde versetzt oder gerettet. Eine besondere Ausnahme allerdings hatten sie gemacht. Schon in der Zeit der ersten Besiedlung des Mondes hatten sie eine große Zahl von Exemplaren ihres Lieblingshaustieres, des von den Erdenmenschen so benannten Archäopithecus lunaris, vom Atlan ausgeführt und auf dem Mond zu allerhand niedrigen Verrichtungen herangezogen. Als nach der Katastrophe des Atlan der Landstreifen der Atlantis in Besitz genommen und allmählich kultiviert wurde, wurde auch der Archäopithecus lunaris massenhaft dorthin verpflanzt, der sich merkwürdigerweise sowohl der größeren Schwerkraft in ganz wenigen Generationen anpaßte als auch gegen die irdischen Mikroben so gut wie unempfindlich war. Er war eine Tierspezies, die geradezu für das Leben auf der Erde geschaffen schien. Im Lauf der Jahrhunderttausende nahm seine Gelehrigkeit unzweifelhaft zu, seine Körpergröße wuchs, sein Gehirnhalt vergrößerte sich auch relativ. Die atlantischen Zoologen, Anatomen und Biologen waren noch selbst auf dieses Phänomen aufmerksam geworden. Es schien in der Tat, als würde der auf dem Atlan einst in seiner Entwicklung stehengebliebene Archäopithecus lunaris auf der Erde weitaus bessere Existenzbedingungen als auf dem Atlan gefunden haben. Die Atlanter entschlossen sich daher, ihn auch außerhalb der Atlantis auszusetzen, und wählten dafür Zentralasien. Dort wurde er sich selbst überlassen und lebte in den folgenden Jahrmillionen sein Leben weiter, aber nicht domestiziert wie in Atlantis, sondern wild, in Freiheit ungebunden. Die Atlanter hatten, vielleicht ohne das

Endergebnis klar vorauszusehen, tatsächlich jenes Experiment gemacht, das Kallvind und Brand geahnt hatten. Als sich dies nun endgültig herausstellte, griff Brand unwillkürlich nach Kallvinds Hand und drückte sie fest.

Mächtig blühte das atlantische Reich. Eine Hochkultur entwickelte sich, wie sie der Atlan, ja wahrscheinlich das gesamte Sonnenreich, nie zuvor gesehen hatten. Von ihrem kleinen Azoren-Kontinent aus beherrschten die Atlanter die Erde, gaben aber die Versuche, andere Erdteile zu erschließen, endlich auf, da die Empfindlichkeit gegen die Erdmikroben auch nach Jahrtausenden nicht bei allen Atlantern geschwunden war. Der Krieg gegen den Lotron hatte gelehrt, daß die Widerstandskraft einer Rasse gegen äußere Feinde nicht von der großen Zahl der Einzelindividuen abhing, die ja im Katastrophenfall die Menge der Opfer vermehrte, sondern von den Erfindungen und Entdeckungen der Technik und Naturwissenschaft. Die Atlanter legten also keinen Wert darauf, in Massen die Erde zu besiedeln, sondern begnügten sich mit einer Höchstbewohnerzahl ihres Kontinentalstreifens von vierzig Millionen. Außerdem lag ihnen noch vom Atlan her mit seinen drei nahe aneinander gelegenen Kontinenten die Seeschifffahrt nicht im Blute. Sie fanden daher auch auf der Erde kein Interesse an ausgedehnten Seereisen. Vielmehr waren sie ein raumfahrendes Volk und bauten auch auf der Erde statt Seeschiffen lieber Raketenschiffe für den Verkehr in der Erdatmosphäre und Raumschiffe für den interplanetaren Verkehr. Die „Helon“ erfüllte ihre Aufgabe als Raumschiffbasis für die immer wieder erfolgenden wissenschaftlichen Forschungsreisen zur Venus und zum Mars.

Ein paarmal im Laufe von Jahrtausenden während des Paleozäns hatten sich einzelne Raumschiffe in die verbotene Zone gewagt, gegen den ausdrücklichen Befehl des Direktoriums der Zentralregierung. Ein einziges davon war wiedergekehrt und berichtete, daß es in der Nähe der Saturnbahn von einem Lotronenschiff gewaltiger Größe angegriffen und gejagt worden sei. Der Lotron bestand also unerbittlich auf sein Vorrecht. Die Erinnerung an die Vergangenheit war zu schrecklich, um sie noch einmal heraufzubeschwören und die atlantische Menschheit gegebenenfalls dem vollständigen Untergang auszuliefern. Die Forschungsexpeditionen, die von der Venus und dem Mars zurückkehrten, berichteten insbesondere von letzterem Planeten eine allmähliche Änderung der areographischen und areologischen Verhältnisse, aber nirgends auf beiden Planeten waren Anzeichen dafür vorhanden, daß sich eine intelligente Tierart entwickle, die dazu bestimmt sei, einst ihren Heimatstern zu beherrschen. Die Erde hatte Affengeschlechter hervorgebracht, die jedoch weitaus nicht so hoch entwickelt waren wie der vom Atlan zur Erde gebrachte Archäopithecus lunaris, dessen Bruder, der Archäopithecus atlanticus, der Stammvater der atlantischen Menschheit geworden war. Atlan und Lotron waren also noch auf unabsehbare Zukunft hinaus die einzigen Planeten des Sonnensystems, die aus eigener Kraft intelligente, hochkultivierte Bewohner entwickelt hatten. Immerhin brachten diese Raumfahrten das Ergebnis, daß der Mars in seinem damaligen Zustand sich vielleicht für eine Besiedlung durch die Atlanter eignen würde. Diesbezügliche Vorschläge wurden laut. Vor allem die Ärzte wiesen darauf hin, daß eine verbreitete Augenkrankheit der Atlanter ihre Ursache wahrscheinlich in dem für die atlantischen Augen ursprünglich zu grellen Sonnenlicht habe. Die Sonneneinstrahlung betrug ja auf der Erde das Achtfache wie auf dem Atlan und die ersten Generationen der Atlanter hatten beständig Schutzbrillen tragen müssen. Während sich jedoch inzwischen die große Mehrzahl der Atlanter längst biologisch der verstärkten Sonnenstrahlung angepaßt hatte, traten immer noch atavistische Rückfälle auf, bei denen eine gewisse Überempfindlichkeit der Augen vorlag, was nach ärztlicher Meinung zu einer Anfälligkeit gegen die erwähnte Augenkrankheit führte. Allerdings bestand vorerst auch auf dem Mars noch die Schwierigkeit des Vorhandenseins gewisser gefährlicher Mikroben. Es hatte sich gezeigt, daß zwar nicht alle Atlanter, aber immerhin ein wesentlicher Hundertsatz

von ihnen gegen diese Bakterien des Mars nicht immun und beträchtlichen Schädigungen durch sie ausgesetzt war.

Fasziniert folgten die Menschen dem Film, der größtenteils schon auf ihrem Heimatplaneten, der Erde, spielte und sich langsam ihrer eigenen Zeit zu nähern versprach. Staunend hatten sie die bisherige Geschichte der atlantischen Rasse, die ihnen körperlich und geistig so nahe verwandt war, erfahren und in den wenigen letzten Tagen Erkenntnisse gesammelt, die ans Wunderbare grenzten. Eine Geschichte von kosmischem Ausmaß war ihnen da bekannt geworden, gegen die die Geschichte des eigenen Geschlechtes in ihrer Kürze und Nichtigkeit völlig verblaßte. Die Menschheit schien nun wahrhaftig ein später Vetterstamm der atlantischen Rasse zu sein, gewissermaßen aus deren Laune entstanden. Es war sehr fraglich geworden, ob die Stammesentwicklung der echten irdischen Tierwelt von sich aus zu einem intelligenten Höchstprodukt geführt hätte. Wenn aber ja, wie hätte dieses wohl ausgesehen? Wäre es in der Tat aus einem Stamm der Affenartigen oder der Hominiden hervorgegangen? In diesem Fall wäre es wenigstens menschenähnlich geworden, würde aber sehr wahrscheinlich in der Jetztzeit noch nicht existieren, da der Archäopithecus lunaris in seiner Stammesentwicklung außerordentlich viel weiter fortgeschritten war als die damalige irdische Affenwelt.

In der nächsten Stunde offenbarte sich den irdischen Betrachtern dieses Filmes eine neuerliche Katastrophe der atlantischen Menschheit, von der sie diesmal gänzlich ohne ihr Zutun betroffen worden war. Nicht ganz überraschend kam sie jedoch für die Erdenmenschen, die bereits langsam, wenn auch noch widerstrebend und zweifelnd die Zusammenhänge zu ahnen begonnen hatten. Wilder und stürmischer vollzog sich der Rhythmus der Gebirgsbildung der Erde, heftiger wurden die Zuckungen des Erdleibes. In der Nähe der prächtigen Hauptstadt Atlantis, die mehr als zweieinhalb Millionen Einwohner hatte, begann sich plötzlich ein Berg zu öffnen und spie Lava und Asche aus. Mehrere andere Berge folgten und in einigen hundert Jahren hatten sich auf dem ganzen atlantischen Kontinentalstreifen Vulkanketten gebildet. Das Meer begann an dem Festland zu nagen, das in andauernder rascher Senkung begriffen war. Erdbeben erschütterten den Landstreifen und eine der unterirdischen Städte wurde fast ganz verschüttet, wobei es eine Unzahl Todesopfer gab. Nicht einmal die Hälfte der Einwohner konnte sich retten. Unruhe bemächtigte sich der atlantischen Menschheit, die auf der Erde auch nicht mehr so langlebig wie auf dem Atlan war. Die Grenze des Lebensalters der Atlanter betrug auf der Erde nur 150 Erdjahre, auf dem Mond, wo hauptsächlich die körperlich schwächlichere, jedoch längerlebige Rasse wohnte, immerhin noch 220 Erdjahre. Vor allem die Anpassung an die neuen Umweltbedingungen der Erde und an ihre größere Schwerkraft hatten zu einem schnelleren Ablauf der Lebensvorgänge der atlantischen Menschenrasse geführt. Während also 100 Erdjahre bei den langlebigen Menschen des Atlan einst höchstens ein Drittel ihrer durchschnittlichen Lebenszeit bedeuteten, waren es jetzt bei den Erdatlantern zwei Drittel geworden. Das Leben des einzelnen Atlanter hatte sich sehr verkürzt, und damit griffen auch die einzelnen Ereignisse während vergleichbarer Zeiträume viel mehr in sein individuelles Leben ein. Mehrere atlantische Generationen standen also unter dem psychischen Druck der immer unheimlicher auftretenden Naturkräfte.

In einer furchtbaren Nacht brach plötzlich die ganze Vulkankette des atlantischen Kontinentalstreifens aus, ungeheure Lavamassen flossen aus den Kratermündungen, die Bergflanken rissen auf, neue Lavaströme ergossen sich aus ihnen, Steine, Asche, Felsblöcke, Trümmerstücke des Gesteins wirbelten durch die Luft, die Erde wand sich in furchtbaren Zuckungen, riesige Spalten entstanden, Staub und Rauch verfinsterten die Atmosphäre, und als der Tag anbrach, merkten die zu Tode geängstigten Menschen nichts davon. Es war wie beim Untergang des römischen Pompeji oder dem Atombrand auf dem Atlan. Stück für Stück

brach der Landstreifen in Trümmer, bröckelte ab, einzelne Teile versanken ins Meer, aber noch stand die Hauptstadt Atlantis. Die Regierung versuchte, Rettungsmaßnahmen zu treffen. Junge, kräftige Menschen beider Geschlechter, die zur Fortpflanzung der Rasse dienen konnten, wurden als erste in Seeschiffe und Flugzeuge gebracht, die ihren Weg zu einem verhältnismäßig kleinen, isolierten Kontinent nahmen, der damals noch eine andere Lage auf der Erdkugel einnahm als heute und nicht vereist war: zur heutigen Antarktis. Die schnellen Flugschiffe kehrten sofort wieder um und retteten weitere Menschen, wobei nunmehr auf Frauen und Kinder besondere Rücksicht genommen wurde. Eine Raumschiffflotte startete vom Mond, konnte aber wegen des Qualms und Rauchs, in dem viele Menschen bereits erstickt waren, nur noch in einigen wenigen Fällen landen und Menschen zum Mond bringen. Die Seeschiffe setzten die Geretteten vorläufig an den zunächst liegenden Küsten des atlantischen Ozeans ab, um möglichst rasch weitere Flüchtlinge abholen zu können. Nicht viel mehr als zwei Tage standen für das Rettungswerk zur Verfügung. Dann versank auch die stolze Hauptstadt Atlantis in die Fluten des Ozeans, dessen Wogen sich über dem Grab von mehr als zwei Millionen Atlantern schlossen. Einzelne Bruchstücke des Landstreifens hielten sich noch einige Tage lang. Auf ihnen drängten sich verzweifelte Scharen halb wahnsinniger Menschen zusammen. Was irgend möglich war, wurde gerettet, doch stellten diese Unglücklichen nur einen kleinen Bruchteil der Gesamtbevölkerung dar. Als das Drama zu Ende und der atlantische Inselkontinent bis auf einige übriggebliebene Inseln im Gebiet der heutigen Azoren zur Gänze unter dem Wasser versunken war, betrug die Zahl der Geretteten insgesamt eine Million einhundertzwanzigtausend. Die übrigen neununddreißig Millionen Atlanter waren erstickt, verbrannt, ertrunken. Zum zweitenmal war die atlantische Menschheit von einer ungeheuerlichen Katastrophe furchtbarsten Ausmaßes betroffen und dezimiert worden.

Auch diesmal hatten die bis ins Innerste erschütterten Erdenmenschen die echten Originalaufnahmen des Unglücks zu sehen bekommen. „Wer hätte das gedacht“, flüsterte der Geologe Kallvind, „daß der Untergang der Atlantis eine historische Tatsache ist und, noch viel mehr, daß er gefilmt worden, daß diese Aufnahmen noch vorhanden und der heutigen Menschheit zugänglich gemacht worden sind! Welche ungeheure Aufregung wird dies alles auf der Erde verursachen, wenn es bekannt werden wird!“

„Das erstaunlichste an dieser alten Sage ist aber“, sagte Keller, „daß diese Katastrophe, wie sich jetzt herausstellt, ja gar nicht Menschen irdischer Abstammung, sondern Menschen betroffen hat, die von einem anderen Planeten stammen und lange vor unserem eigenen Geschlecht existiert haben!“

Der Film ging weiter. Die zerstreuten Reste der Atlanter wurden von den See- und Luftfahrzeugen allmählich gesammelt und zur Antarktis gebracht. Beschleunigte Hilfe war unterwegs, denn es fehlte an allem und jedem. Es wurden Holzhäuser gebaut und Zelte aufgestellt. Der größere Teil der atlantischen Menschen war inzwischen zwar mehr oder minder immun gegen die Mikroorganismen und Viren der Erde geworden, ein beträchtlicher Teil war aber noch immer dagegen anfällig.

Man wagte nach der ersten Überstürzung bis auf weiteres nicht, irgendwelche Gerettete auf den Mond zu bringen, um nicht unvorbereiteterweise irdische Keime dorthin zu verschleppen. So war es unvermeidlich, daß einige Zehntausende der Überlebenden noch starben. Erst nach einem Jahr reisten mehr als eine Million, die nicht krank geworden waren oder die Krankheiten schon überstanden hatten, auf den Mond. Seit einem halben Jahr waren keine weiteren Krankheitsfälle mehr vorgekommen. Neunzigtausend Atlanter blieben zurück, die vom Mond aus mit allem Nötigen versehen wurden und entschlossen waren, es noch einmal auf der Erde zu versuchen. Sie besiedelten ein verhältnismäßig kleines geschlossenes Gebiet

in der Antarktis, doch vermehrte sich ihre Bevölkerung nicht weiter, sondern nahm anfangs sogar ab, bis ein Tiefstand von etlichen fünfundfünfzigtausend Seelen erreicht war. Diese Atlanter nannten ihre Siedlung Ku-Rone. Leider wußten die Erdenmenschen die Bedeutung dieses Namens nicht. Der Film gab auch keine weitere Auskunft darüber, ob sich diese Ansiedlung, die vorläufig auf der Oberfläche des damals teilweise in der gemäßigten Zone befindlichen, blühenden Landes errichtet worden war, späterhin weiter ausgebreitet hatte oder wieder zugrunde gegangen war. Wohl sahen die irdischen Zuschauer noch ein geordnetes Gemeinwesen entstehen, das durch Raumschiffe mit dem Mond in Verbindung stand und über die altbewährte atlantische Technik verfügte. Mit Seeschiffen und Flugzeugen wurden gelegentliche Entdeckungsreisen in andere Gegenden der Erde unternommen. Besonders reizvoll war ein Besuch in der Gegend von Mitteleuropa in der frühen Paleozänzeit. Die Zuschauer glaubten, sich ins Innere des heutigen Afrika versetzt zu finden. Das Land war von Pflanzen und Tieren besiedelt, die die Menschen bisher zum Teil nur aus paläontologischen Museen der Erde, aus Abbildungen von Rekonstruktionen in Büchern oder aus phantastischen Filmen, die in der geologischen Vorzeit spielten, gekannt hatten. Besonders die Geologen Kallvind und Keller konnten sich an diesen entzückenden, wirklichen Leben vortäuschenden Bildern nicht sattsehen. Nirgends aber gab es schon Erdenmenschen. Nur der Archäopithecus lunaris gedieh in Asien, vor allem nordwestlich von Indien, und jagte erfolgreich seine Mitgeschöpfe, denen er an Intelligenz bereits weit überlegen war. Kallvind und Keller einigten sich, ihn umzubenennen und „Atlantopithecus“, das ist „Affe vom Atlan“, zu taufen. Dies blieb der endgültige wissenschaftliche Name für diese nicht von der Erde selbst stammende Tierform.

Mit den vorstehenden unbefriedigenden und unvollständigen Andeutungen nahm der Film Abschied von den irdischen Atlanten und ihrer neuen Kolonie und kam nicht mehr auf diese zurück. Er sprang vielmehr wieder auf den Mond über. Dieser war damals von fünf Millionen Atlanten besiedelt. Diese und die wenigen Zehntausende auf der Erde waren nunmehr alles, was von dem stolzen Geschlecht der zweimal vom Unglück so schwer geschlagenen atlantischen Rasse übriggeblieben war.

Eine Zeitspanne von einigen Jahrtausenden trat nun dazwischen, in der sich dieses Geschlecht einer tiefen Resignation hingab und alle Träume von kosmischer Herrschaft zu Grabe trug. In dieser Zeit erfolgten keine nennenswerten Fortschritte auf wissenschaftlichem oder technischem Gebiete. Die Seele des atlantischen Volkes schloß sich nach außen ab und versuchte, die Rätsel ihres eigenen Schicksals und die Geheimnisse des Kosmos zu deuten. Die Philosophie nahm infolgedessen einen neuen Aufschwung. Berühmte Lehrer verkündeten eifrigen Anhängern ihr Weltbild. Den meisten dieser Systeme lag ein gewisser Pessimismus zugrunde. Der zum Licht aufstrebende atlantische Menschengestalt hatte sich die Flügel versengt und schien gebrochen. Rückschauende Geschichtsforscher stellten Lehren vom Schicksalhaften kosmischer Kulturen und ihrer zeitlichen Begrenztheit auf. Die atlantische Menschheit war im Begriffe, ihrem eigenen Sterben zuzusehen, wie ein unbeteiligter Zuschauer, ohne mehr als ein schwaches Bedauern darüber zu empfinden. Dem physischen Untergang der irdischen Atlantis schien ein psychischer Untergang folgen zu wollen, der unweigerlich auch das physische Ende des gesamten Restes der atlantischen Rasse mit sich bringen mußte. Die Raumfahrten hörten allmählich auf, die „Helon“ blieb oft jahrhundertlang unbenutzt. Der lebende Planet Erde hatte so wie der Atlan stets den Lebenswillen, den Forschungstrieb und die Lebensfreude der Atlanter neu entzündet. Ein erstorbener Weltkörper wie der Mond, der den größten Teil seiner Bewohner dauernd unter die Oberfläche verbannte und ihnen den freien Blick zum Himmel, ins Weltall hinaus verwehrte, konnte auf die Dauer keine Menschheit beherbergen, die an sich selbst glaubte. Ein solches Volk erzwungener Höhlenbewohner entbehrte der ständigen Regeneration seiner seelischen Kräfte und schien

zum Untergang verurteilt. Konnte dies nicht eine Warnung für das neue Mondreich der irdischen Menschheit bedeuten?

Aber noch einmal, nach einigen Jahrtausenden des Stillstandes, ja vielmehr Rückganges, raffte sich die atlantische Seele zum Widerstand auf. Es entstand eine Bewegung, die immer sehnlicher wünschte und schließlich offen forderte, die Atlanter möchten nicht tatenlos ihrem eigenen Untergang zusehen, sondern einen neuen Planeten im Sonnensystem aufsuchen, der ihnen noch kein Unglück gebracht hatte und nicht infolge seiner Jugendlichkeit die Wahrscheinlichkeit künftiger neuer Katastrophen biete, der aber doch über blühendes Leben verfüge und seine Bewohner nicht dazu verurteile, ununterbrochen ein Dasein unter der Oberfläche, ferne der lebenspendenden Sonne, zu führen. In kaum einem Jahrhundert gewann diese Bewegung so sehr an Boden, daß beschlossen wurde, eine große Expedition mit mehreren Raumschiffen auszurüsten und einen Planeten aufzusuchen, der infolge seines Abstandes von der Sonne, seiner Größe und seiner Schwereverhältnisse am ehesten an den untergegangenen Heimatplaneten gemahnte: den Mars, den man schon früher für einen möglichen Träger atlantischen Lebens angesehen hatte.

Als die Raumschiffe von dort zum Mond zurückkehrten, brachten sie die Botschaft mit, daß der Mars in seinem augenblicklichen Entwicklungsstadium noch alle Grundlagen für einen Neuaufbau der atlantischen Kultur besitze. In einer allgemeinen Volksabstimmung wurde mit neunzig Prozent Mehrheit beschlossen, die Umsiedlung der Atlanter auf den Mars im Laufe der nächsten Jahrhunderte auszuführen. Und nun begann wieder allgemeines Hoffen die Seelen der atlantischen Menschen zu erfüllen, Pläne wurden geschmiedet, kurz- und langfristige Programme erstellt, Kolonisten strömten zum Mars, Raumschiff auf Raumschiff startete zu diesem Planeten, wobei die „Helon“ sich als Zwischenstation wieder glänzend bewährte. Immer mehr Atlanter verlegten ihr Heim vom Erdmond auf den Mars. Immer weniger an Zahl wurden die Zurückbleibenden. Es waren vor allem diejenigen, die den Mikroben des Mars nicht gewachsen waren. Man beschloß aber, den Mond in einem Zustand zu belassen, in dem er notfalls — man war zweifach durch schreckliche Erfahrung gewitzigt worden — den Atlantern nochmals eine Zuflucht zu gewähren imstande sein sollte. Jetzt glaubten die Erdenmenschen zu verstehen, warum auf dem Mond ein so großer Teil der Anlagen noch betriebsfähig war oder sogar noch wirklich arbeitete, warum die Säuberungsmaschinen noch ihre Tätigkeit ausführten, die Wohnhäuser in tadellosem Zustand gehalten wurden, die Atmosphäre durch künstliche Gewitter vom Staub gereinigt wurde, die chemischen Nahrungsfabriken und Speisehäuser noch immer Nahrung bereit hielten. Der Mond sollte offenbar das Refugium für den Fall einer dritten Katastrophe darstellen. Freilich waren seither zahllose Jahrtausende vergangen, dieser Notfall schien also nicht mehr eingetreten zu sein. Wollte man lebende Atlanter treffen, mußte man sie wohl auf dem Mars suchen. Warum aber kamen sie nicht mehr auf die Erde? Warum zeigten sich nirgends martische Raumschiffe? Waren die Atlanter vielleicht in einem neuen Krieg mit den Lotronen bis auf den letzten Mann untergegangen?

Der Film zeigte noch einmal die verlassenen Mondstädte, die aber nicht mechanisch tot waren, sondern jederzeit zu neuem Leben erweckt werden konnten. Waren die Erdenmenschen demnach als Eindringlinge gekommen, als Räuber einer Erbschaft, die nicht für sie bestimmt war? Das letzte Raumschiff der Slenu-Roi verließ den Mond und nahm seinen Flug zum Mars! Fast ergriff die irdischen Zuschauer ein wehmütiges Gefühl des Abschieds, als wäre es ihr eigenes Geschlecht, das da dem Mond, wahrscheinlich für immer, Lebewohl sagte. Und jetzt erschien das Bild der Energiezentrale des Mondes mit den beiden Wächtern, die freiwillig auf dem Mond zurückgeblieben waren, um darüber zu wachen, daß die automatischen Einrichtungen auch wirklich, wie geplant, ihre Arbeit fortsetzen könnten, für unbestimmte Zeiträume, bis in eine ferne Ungewisse Zukunft. Es waren die beiden

atlantischen Menschen, deren Leichname von den Erdbewohnern aufgefunden worden waren. Ihre Namen waren Ald-Ru und Bort. Sie hatten die letzten Aufnahmen des Films ausgeführt und ihn schließlich in verschiedenen Kopien in den Archiven mehrerer Mondstädte sicher hinterlegt für diejenigen, die da einst nach ihnen kommen würden: als ein unvergleichliches Dokument des Lebens und des Heldenkampfes eines Menschengeschlechtes in einer längst versunkenen Vergangenheit, in der menschliche Herzen ebenso tapfer und glaubensstark geschlagen hatten wie heute in einer Gegenwart, die damals noch unfassbar weit entfernte Zukunft bedeutete. Als sich dann Ald-Ru und Bort ihrem Ende nahe fühlten, hatten sie sich offenbar gemeinsam den Tod gegeben.

Der Film vom Atlan, von der Atlantis und den Atlantern war zu Ende!

19. Spuren in der Antarktis

Peter Brand konnte sich nicht erinnern, daß irgend etwas in seinem bisherigen Leben einen auch nur annähernd so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte wie das Filmdokument der in ihrer Tragik doch so menschlichen Geschichte des atlantischen Volkes. Alle, die es gesehen hatten, waren sich darüber einig, daß man es so bald wie möglich der irdischen Menschheit zugänglich machen müsse, als Warnung und um einen Weg zu vermeiden, den ihre Vorgänger gegangen waren. Ein tiefes Geheimnis bildete nur die weitere Geschichte jener kleinen antarktischen Kolonie der Atlanter, über die der Film nichts weiter hatte verlauten lassen und die wahrscheinlich auf der Erde verblieben war, ohne ihren Brüdern zum Mars zu folgen. Es war kaum anders denkbar, als daß Atlanter auf einem Punkt der Erde zurückgeblieben waren, bis der irdische Mensch entstanden war und sich zu einer solchen Kulturhöhe entwickelt hatte, daß er Sprache und Erinnerungsvermögen besaß, denn woher hätte sonst die irdische Sage vom Untergang des atlantischen Reiches und das Wissen um dessen Namen kommen sollen? Und deutete nicht die nahe Verwandtschaft der atlantischen und der griechischen Schriftzeichen gleichfalls auf eine solche Beziehung hin? Keller hatte einmal einen Scherz über den Feuerwagen gemacht, in dem der Prophet Elias zum Himmel entrückt wurde, wie die Bibel erzählt. War es wirklich so abwegig, hier an die Möglichkeit zu denken, daß solche Feuerwagen atlantische Weltraumschiffe oder mindestens Raketenschiffe gewesen seien? Peter Brand empfand das dringende Bedürfnis, sich über diese Dinge mit Vorgeschichtsforschern auszusprechen. Man mußte auch den Biologen Gelegenheit geben, zu der noch immer abenteuerlich erscheinenden Hypothese der Abstammung des Menschengeschlechtes vom Atlantopithecus Stellung zu nehmen, obgleich hier bestimmt mit heftigstem Widerstand vieler Gelehrter zu rechnen war.

An einem der folgenden Abende erörterten die fünf Männer, die den atlantischen Raumbildfunk gesehen hatten, alle diese damit zusammenhängenden Fragen. Sie waren übereinstimmend der Meinung, daß man in dem im Film deutlich angegebenen Gebiet der Antarktis nach Spuren der verschollenen Atlanter suchen müsse, die später wahrscheinlich durch die Vereisung des antarktischen Kontinents vertrieben worden waren. Sicherlich wären manche Stellen des Films noch besser verständlich gewesen, wenn man die Sprache der Atlanter beherrscht hätte. Und welche wertvolle Ergänzungen waren zu erwarten, wenn einmal auch die Schrift der Atlanter völlig erforscht sein würde! Soviel bis jetzt bekannt war, wiesen nicht alle ihre Schriftzeichen Ähnlichkeit mit griechischen Buchstaben auf, wenngleich man die meisten mit einiger Phantasie als deren Grundlage deuten konnte.

Das Gespräch wandte sich dann auch dem atlantischen Großraumschiff „Helon“ zu, dessen Zweck nunmehr bekannt war. Durch den Film hatte man einigen Einblick in seine Konstruktion gewonnen. Es war aber noch nicht bekannt, welcher Mechanismus es

gegebenenfalls ermöglichte, von außen in dieses Raumschiff einzudringen, ohne es zu beschädigen. Soviel man wußte, bestand seine Hülle aus einer Legierung des Zentauriums mit Leichtmetallen, die sich durch ganz besondere Härte und sehr hohen Schmelzpunkt auszeichnete. Man konnte ihr also mit irdischen Hilfsmitteln zweifellos nur unter Anwendung der Atomenergie beikommen. Von einer solchen gewaltsamen Erzwingung des Eintrittes wollte aber Brand nichts wissen, der hoffte, daß man das Raumschiff noch in betriebsfähigem Zustand antreffen werde. Sobald einmal die Geheimnisse der atlantischen Technik und ihrer Atomphysik näher erforscht sein würden, sei zu hoffen, daß den Erdenmenschen damit auch das Geheimnis der Lenkbarkeit dieses Schiffes sich offenbaren werde.

Ein weiterer Punkt der Auseinandersetzung der kleinen Versammlung war die Frage, ob sich auf dem Mars noch Atlanter befänden, und wenn ja, ob diese von der Existenz der Erdenmenschen wüßten. Letzteres war fast mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, wenn anders die Atlanter wirklich auf der Erde noch mit Erdenmenschen in Berührung gekommen waren. Warum aber hatten sie in der geschichtlichen Zeit der Menschheit sorgfältig eine Berührung mit dieser vermieden? Warum fuhren ihre Raumschiffe nicht auch jetzt noch durch das All? Waren vielleicht die Marskanäle, die die gegenwärtige irdische Astrophysik als nicht wirklich vorhanden betrachtet, sondern auf eine optische Täuschung in kleineren Fernrohren zurückführen zu können glaubt, dennoch Reste technischer Anlagen der Marsbewohner aus einer Zeit, in der der Planet Mars noch große Mengen von Wasser besessen hatte? Wie würden sich die Marsbewohner einem Besuch der Erdenmenschen gegenüber verhalten? Nach all dem, was die Astrophysik vom Mars und seinen physischen Bedingungen weiß, könnte seine Oberfläche zwar vielleicht technisch höchstentwickelten Bewohnern eine kärgliche Lebensmöglichkeit bieten; aber war es denn nicht wahrscheinlich oder sogar notwendig, daß sich auch auf dem Mars die dortige Menschheit schließlich überwiegend unter die Planetenoberfläche zurückgezogen hatte, vor allem wegen des gegenwärtigen Sauerstoffmangels?

Das unheimlichste Kapitel unter den Problemen, die sich der raumfahrenden Erdenmenschheit in der Zukunft darboten, war aber zweifellos der Jupitermond Ganymed oder, wie er in der Sprache seiner Bewohner hieß, der Lotron. Seit der Zerstörung des Atlan waren die Lotronen aus der Geschichte der Atlanter verschwunden. Lebten sie gegenwärtig noch auf ihrem Stern? Wohl hatte der Lotron in dem Krieg der beiden Planeten gleichfalls an seiner Oberfläche aufs schwerste gelitten. Für Jahrtausende war diese durch die Atlanter verwüstet und unfruchtbar gemacht worden. Aber erstens konnte inzwischen dieser Schaden ohne Hinterlassung der geringsten Spuren seit vielen Jahrmillionen wieder gutgemacht worden sein, und zweitens war es schließlich denkbar, daß die Lotronen auf den zweiten, fast ebenso großen Jupitermond Kallisto oder „IV“ ausgewandert sein mochten, falls dieser ähnliche Daseinsbedingungen bot wie der Mond Ganymed. Es war durchaus nicht unwahrscheinlich, daß jener im Jupitersystem eine ähnliche Stellung einnehmende Weltkörper ganz gleichartig beschaffen war wie sein Bruder, der von den Lotronen bewohnte Mond. Vorsichtig deutete Brand den Gedanken an, sobald die Technik des atlantischen Raumbildfunks erforscht sei, ein Kundschafterschiff zum Lotron zu entsenden, ihn zu photographieren und vielleicht sogar zu versuchen, mit den Lotronen in Raumbildfunkverbindung zu treten. Man müßte dabei aber sogleich von vornherein den Lotronen mitteilen, daß das Schiff eine Botschaft nicht von den Atlantern, sondern von der Erde, und zwar von einem Menschengeschlecht bringe, dessen Stellung zu dem vergangenen Planetenkrieg zwangsläufig völlig neutral sei, da es zu jener Zeit ja noch gar nicht existiert habe. Ob allerdings die Menschen dadurch von den Lotronen nicht sofort als minderwertige Rasse eingeschätzt würden, war wohl eine andere Frage.

Ein großer Fragenkomplex war mit all dem aufgeworfen und eine lebhafte Auseinandersetzung begann. Man entschied sich schließlich dafür, daß die dringlichsten Punkte die nächstliegenden Aufgaben seien, nämlich die Erforschung der Sprache, Schrift und Literatur der Atlanter, ebenso aber parallel dazu die Enthüllung ihrer Technik, insbesondere der in der Mondenergiezentrale angewendeten Atomkernreaktion.

Es lag Brand und Keller sehr daran, keine wichtige Phase in der Entwicklung der Mondkolonie und der Erforschung der atlantischen Hinterlassenschaft zu versäumen. Sie bestanden also darauf, selbst bei der Fertigstellung der Baupläne für die notwendig gewordene Außenstation mitzuwirken und außerdem eine Expedition zu dem früheren irdischen Siedlungsgebiet der Atlanter zu unternehmen. Diesen zweiten Programmpunkt wollte man sofort in Angriff nehmen. Die „Selene“ flog mit Brand, Keller und Kallvind am nächsten Tag zur Erde.

Schon zwei Tage später steuerte ein norwegisches Flugschiff mit ausgewählter Mannschaft die betreffende Stelle an, die jetzt nahe dem Erdsüdpol lag. Da die Landmarken unter dem Inlandeis nicht mehr erkennbar waren, mußte das Gesteinsrelief unterhalb der Eisdecke mittels Reflexionsseismik festgestellt werden, also nach dem Prinzip des Echolots, wie dies Alfred Wegener auf Grönland ausgeführt hatte. Durch Ermittlung der Isohypsen konnte die Küstenlinie klargestellt werden. Die Stadt sollte an einer großen Bucht gelegen gewesen sein. Mit Präzisionsgravimetern wurden drei schwache Minima entdeckt, die gegebenenfalls durch die unterirdischen Hohlräume der Stadt, aber auch durch Kohlen- oder Salzlager hervorgerufen sein konnten. Elektrische Induktionsmessungen ergaben auf einem der Minima das Vorhandensein einer schwachen, leitenden Schicht. Als solche stellten sich normalerweise lineare und isolierte Metallkörper in den für flächenhafte Weiten aufgestellten Annäherungsverfahren dar. Die sechste Bohrung ergab in den Bohrkernen Kunstprodukte, nämlich Beton und Kupferdraht. Ku-Rone war entdeckt!

Unmittelbar darauf wurden auf einem Gebiet von zehntausend Quadratkilometern Atomminen, die sich der d-d-Reaktion bedienen, gelegt. Den Atlantern war es ja gelungen, die Temperatur in kondensierten Funkenentladungen auf einige Millionen Grad zu treiben, so daß sie in einem kleinen Volumen die d-d-Reaktion verwirklichen konnten. Die Techniker der Erde hatten solche Zündkerzen mit hochkondensierten Funken nachkonstruiert und konnten so den Kettenprozeß im Deuterium anregen.

Die so eingesetzten Atomminen waren imstande, während einer Zeitdauer von mindestens zwei Wochen gewaltige Wärmemengen zu entwickeln, die das antarktische Inlandeis auf diesem Gebiete schmelzen und verdampfen sollten. Brand und Keller leiteten selbst zwei Arbeitsgruppen, die die Minen legten, deren Einschaltung auf dem Funkweg erfolgen sollte. Diese Arbeit war nach zehn Tagen beendet und der kritische Augenblick herangekommen. Der technische Leiter der Expedition, Ing. Nygaard, betätigte die Fernzündung und schon nach wenigen Minuten begannen allenthalben über dem großen Flächenareal Dampf Wolken aufzusteigen. Wohl fiel anfangs der Dampf in kondensierter Form wieder als Schnee herab, aber die Erwärmung des Eises fraß sich weiter und weiter, die Atomminen sanken in den entstehenden Seen tiefer und tiefer, das heiße Wasser zehrte allseitig an den umgebenden Eismassen, der aus der Atmosphäre niedersinkende Schnee löste sich in dem beinahe kochenden Wasser sofort wieder auf. Nach einigen Tagen geriet das Wasser tatsächlich ins Sieden, schwere Wolken von Wasserdampf legten sich über den antarktischen Kontinent. Immer tiefer fraß sich das Wasser abwärts und nagte an den umgebenden Eisrändern, so daß eine riesige muldenförmige Einbettung entstand, in die von allen Seiten Schmelzwasser einströmte, das aus dem brodelnden Kessel zum Himmel verdampfte. Am Ende der zweiten Woche war das Eis bis zum Boden des Festlandes weggeschmolzen, aber noch immer rann

das Wasser von den erwärmten Randeismassen in den Kessel hinab und verdampfte dort. Es währte noch fast eine dritte Woche, bis die Dampfbildung so stark nachgelassen hatte, daß man daran gehen konnte, von der „Wega“ aus, wie das nur für den Flugverkehr über der Antarktis bestimmte Flugschiff hieß, mit Hilfe von Ultrarotaufnahmen festzustellen, wie tief der Wasserspiegel gesunken sei. Es ergab sich, daß in großen Abständen voneinander noch einige zusätzliche Atomminen eingesetzt werden mußten. Gleichzeitig zeigten die Aufnahmen aber, daß ein großes Gebiet von vielen Quadratkilometern unter dem Wasser merkwürdige Formen erkennen ließ, die künstlich geschaffen worden zu sein schienen. Das verdächtige Gebiet wurde natürlich nicht mit Atomminen belegt, die durch ihre furchtbare Hitzeentwicklung imstande gewesen wären, an künstlichen Objekten einen nicht wieder gutzumachenden Schaden anzurichten. Die zusätzlichen Minen verwandelten in der Tat das letzte Wasser in Dampf, und schließlich war nach einigen weiteren Tagen der Augenblick gekommen, da der ganze Riesenkessel frei lag und nur noch Wasserlachen in verschiedenen Mulden zurückgeblieben waren, die im Begriffe standen, wieder zuzufrieren.

Die gelandeten Menschen waren wegen der radioaktiven Zerfallsprodukte gezwungen, in Schutzanzügen zu arbeiten, allerdings nur für wenige Tage, da die Atomzerfallsreaktion jetzt schon so geleitet werden konnte, daß nur noch kurzlebige Zerfallsprodukte entstanden, die zu diesem Zeitpunkt schon fast abgestorben waren. Die Hauptsache war aber, daß auf einer Fläche, wie sie einer modernen europäischen oder amerikanischen Großstadt entsprach, wirkliche Mauer- und Gebäudereste erkennbar wurden. Allerdings hatte das furchtbare Gewicht des darüber lastenden Eises alles zerstört, und man konnte nicht viel mehr als einige schattenhafte Umrisse der einstigen Gebäude wahrnehmen, die durch zerquetschte Mauertrümmer bezeichnet waren. Es lag also die Bestätigung für das vor, was der atlantische Raumbildfilm gezeigt hatte: Hier hatte wirklich die Stadt der überlebenden Atlanter gelegen, die dem Untergang ihres Kontinents entronnen waren. Brand ließ den Untergrund in weitem Umkreis um die Stadt mit Schwere-, Echolot- und Ultraschallmessungen sowie geoelektrisch untersuchen, und bald stellte sich heraus, daß etwas abseits von dem Areal der zerstörten Stadt unter dem Boden ein Großhohlraum lag, dessen Eingangsschächte von der oberirdischen Stadt ausgingen. Durch Sprengungen wurden diese freigelegt, doch erwiesen sie sich zum großen Teil als mit Gesteinstrümmern verschüttet. Sie führten schräg abwärts, und es bedurfte mühevoller und langwieriger Arbeit mit herbeigeschafften Spezialmaschinen, um die Gänge so weit freizulegen, daß Menschen ohne die Gefahr, verschüttet zu werden, in sie eindringen konnten.

Die Forscher krochen angeseilt über die Schachtwände, die einen Winkel von dreißig Grad gegen die Waagrechte einschlossen. Es wurde dabei zunehmend wärmer, doch blieb die Temperatur erträglich, da die darüber liegenden Felsmassen durch Jahrhunderttausende oder länger währende Berührung mit den Eismassen mehrere Kilometer tief ausgekühlt waren. Dies war ein Glück, denn wie sich später herausstellte, waren die Kühlvorrichtungen und Ventilationseinrichtungen der Kavernen längst nicht mehr in Tätigkeit, so daß nach der durchschnittlichen geothermischen Tiefenstufe in der Tiefe von drei Kilometern, bis zu der man vordringen mußte, eine Temperatur von rund hundert Grad Celsius hätte herrschen müssen. Die pechschwarze Finsternis mußten die Forscher mit elektrischen Laternen erhellen. Schließlich langten sie auf dem Grund an. Sie befanden sich in einer stockfinsternen Höhle, in der sie seitwärts vordrangen, nachdem von oben herab elektrische Leitungen gelegt worden waren, mit deren Hilfe Scheinwerfer und Bogenlampen betrieben werden konnten. Da stellte sich heraus, daß eine Großkaverne von ähnlicher Erstreckung vorlag, wie man dies von den Mondstädten nunmehr schon gewohnt war. Verhältnismäßig wenig beschädigt stand hier noch Haus an Haus. Lichtleitungen wurden allenthalben angebracht und nach einer Woche war die verlorene atlantische Stadt in einem Ausmaß erhellt wie eine gewöhnliche europäische Stadt in den Abend- und Nachtstunden.

Brand hatte das internationale Forschungskomitee um die Entsendung von Archäologen gebeten. Diese wurden vom Flugschiff „Kreuz des Südens“ aus Deutschland, England, Frankreich, Griechenland, Italien, Rußland, Schweden, Spanien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeholt und über Otto-Hahn-Land zur neu entdeckten atlantischen Höhlenstadt gebracht. Man hatte den Forschern zunächst nicht mitgeteilt, wer die Bewohner dieser Stadt gewesen waren, die eine Zivilisation besessen hatten, die die gegenwärtige irdische weitaus übertroffen hatte. Die Forscher gerieten in höchste Aufregung, ahnten aber bald den Zusammenhang.

Die Abgeschlossenheit von der Außenluft hatte sehr viel dazu beigetragen, die Stadt in einem recht guten Erhaltungszustand zu bewahren, doch hatte die eingedrungene Bergfeuchtigkeit bereits seit langem mit ihrem Zerstörungswerk begonnen. Für den Augenblick schien das Alter der Stadt schwer abschätzbar, wenngleich von allergrößtem Interesse, denn es ließ Anhaltspunkte darüber erwarten, wie lange die Atlanter noch auf der Erde gewilt hatten. Vielleicht konnte man hier den Beweis finden, daß sie doch noch mit der historischen oder wenigstens mit der prähistorischen Menschheit in Berührung gekommen waren.

Es handelte sich also buchstäblich um eine Menschheitsfrage. Brand und diejenigen seiner Mitarbeiter, die die Mondstädte kannten, bemerkten bald, daß hier eine Technik benützt worden war, die sich wesentlich über die auf dem Mond vorgefundene hinaus entwickelt hatte. Vor allem aber mußte man für eine bessere Beleuchtung sorgen. Dies geschah mit Hilfe von kaltem Licht. Dadurch wurden alle Arbeiten sehr erleichtert. Es war klar, daß die eingehende Erforschung dieser Stadt Monate, ja wohl Jahre erfordern würde. Brand wollte sich vorläufig nur einen ganz oberflächlichen Überblick verschaffen und benutzte dazu die beiden nächsten Wochen. Die Haushalteinrichtungen wiesen einen bewunderungswürdigen Höchststand der Technik auf. Die öffentlichen Verkehrsmittel für den Schnellverkehr innerhalb der Stadt waren in den Grundzügen noch vorhanden, aber nicht mehr betriebsfähig. Ein verwickeltes System pneumatischer Fernleitungen kleinerer und größerer Reisekabinen lag in einer weiteren Ebene noch unterhalb der Stadt. Dem Nahverkehr in den Straßen hatten Gleitbahnen gedient, auf denen die „Fußgänger“, wenn man von solchen sprechen konnte, auf einer Art von zusammenlegbaren und überall frei verfügbaren Motorkleinfahrzeugen dahingeeilt waren. Schwebebahnen besorgten den Großverkehr oberhalb der flachen Hausdächer. Eine Schutzdecke aus unzerbrechlichem und unverbrennlichem Kunstglas zog sich über die ganze Stadt hin und schützte sie gegen Steinfall und Bergfeuchtigkeit von oben her. Die Fluoreszenzbeleuchtungskörper, die aber nicht mehr gebrauchsfähig waren, befanden sich oberhalb dieser Glasdecke. Diese mußte das von oben her einfallende Licht so gestreut haben, daß der Eindruck eines ständig blauen, strahlenden Himmels erweckt worden war, wie sich aus der Bestimmung ihrer optischen Eigenschaften ergab. Brand ließ die von seinen Leuten neu angebrachten Fluoreszenzleuchtkörper durch weitere oben an der Felsdecke verstärken, die Glasdecke mit Kehrmaschinen gründlich säubern und — siehe da, in der Tat glaubten die Menschen, unter einem leuchtend blauen Himmel zu weilen! Öffentliche Bäder mit Heizeinrichtungen von riesigen Ausmaßen hatten Seen ersetzt und an ihren Ufern mußten Bäume von tropischer Vegetationspracht gestanden haben, wie aus den Pflanzenresten erschlossen werden konnte. Sogar einen kleinen Berghügel hatten die Atlanter in dem an die dreihundert Meter hohen Gewölbe erstehen lassen, der mit seinen waldigen Hängen, über denen die blau leuchtende Glasdecke entsprechend höher als über der übrigen Stadt lag, den Bewohnern der Höhlenstadt Gelegenheit zu hübschen Ausflügen geboten hatte. Dies war der erste Eindruck, den die Stadt Ku-Rone — denn um sie handelte es sich ja — bot. Man mußte hoffen, daß die Funde in den Häusern und Fabriken nicht nur ein Bild über den Hochstand der Kultur und vor allem über das Alter der Stadt, sondern auch Kenntnis von der zerstörten

oberirdischen Stadt geben würden. Diese Arbeit wollten Brand und Keller den Technikern und Gelehrten überlassen.

Nach ihrer Rückkehr zur Station Forellensee und der norwegischen unterirdischen antarktischen Stadt besprachen sie mit dem Raumschiffkapitän Ing. Torp auf das eingehendste die endgültige Fertigstellung der Pläne zum Bau der Außenstation. Torp selbst sollte die „Gää“ kommandieren und in die Kreisbahn einsteuern, in der das Raumschiff mit 3,07 Kilometer Sekundengeschwindigkeit in einer mittleren Entfernung von 42 200 Kilometern vom Mittelpunkt die Erde in genau vierundzwanzig Stunden umkreisen würde. Mit anderen Worten, die Außenstation würde dauernd über einem Punkt des Erdäquators „stillstehen“, der über dem Pazifischen Ozean gewählt worden war. Mit Hilfe weiterer Raumschiffe sollte dann Baumaterial zur „Gää“ transportiert werden. Um den Insassen der Außenstation einen zeitweisen Ersatz für die Schwerkraft zu bieten, wollte man eine geräumige Kammer durch ein mehrere Kilometer langes Drahtseil mit der „Gää“ verbinden, entlang dessen sich die Leute an einer Führung im Raumanzug von der Station in die Kammer und zurück begeben könnten. Die Kammer würde an dem Drahtseil um die Station herum kreisen und so eine zentrifugale Beschleunigung erhalten, die die Wirkung der Schwerkraft auf den menschlichen Organismus ersetzen könnte.

Der Hauptzweck der Außenstation war der, daß später große Raumschiffe mit einem außerordentlich kleineren Energieaufwand zu fremden Weltkörpern abzufliegen imstande sein sollten, da sie nur ein viertel Kilometer Sekundengeschwindigkeit zu der genannten Außenstation hinzuerlangen müßten, um die parabolische Geschwindigkeit zu erzielen, die zur dauernden Loslösung aus dem Schwerefeld der Erde notwendig ist. Diese Pläne waren schon vor Jahrzehnten erstmalig von dem siebenbürgischen Professor Hermann Oberth und dem Ingenieur Guido v. Pirquet aus Wien entwickelt worden.

Die Außenstation war ferner zum Träger vieltausendfach vergrößernder Fernrohre bestimmt, da die fehlende Schwerkraft hier die Konstruktion solcher Instrumente unabhängig vom Eigengewicht ihrer Bestandteile erlaubte. In dieser Hinsicht mußte die Außenstation als Sternwarte auch der Mondsternwarte überlegen sein.

Die Nachforschungen in der Atlanter-Stadt Ku-Rone gingen gut voran. Aus den Ausgrabungen der Mauerreste und Trümmer der oberirdischen Stadt hatte man schließen können, daß auch dort während einer unvorstellbar langen Zeit reges Leben geherrscht hatte, vermutlich sogar bis zum Anbruch der Vereisung des Gebietes, da die höchstgelegenen Gebäudereste nicht unter Erdschichten begraben lagen. Sie waren ohne Zweifel erst durch das Eis zerstört worden. Das wichtigste aber war die Entdeckung eines vollständig erhaltenen Archivs in der unterirdischen Stadt, enthaltend Bücher, Phonogramme und Raumbildfilme. Die Auswertung dieser vielen Filme hatte bereits begonnen und bei den Archäologen ungeheures Aufsehen hervorgerufen. Brand und Keller verbrachten einige Tage mit dem Studium der wichtigsten dieser Dokumente. Für viele bisherige Vermutungen ergab sich nun in der Tat die Bestätigung, und es war Brand und Keller sehr erwünscht, daß sie in internationalen Wissenschaftlern von Rang völlig einwandfreie Zeugen besaßen, die der Welt für die Echtheit der aufgefundenen Dokumente bürgten.

Glücklicherweise bildete einer der Filme geradezu eine Fortsetzung jenes auf dem Mond aufgefundenen Filmes, der das weitere Schicksal der antarktischen Kolonie nur vermuten hatte lassen. Deren Bevölkerungsziffer hatte sich, nachdem sie auf fünfzigtausend Seelen gesunken war, nur sehr langsam wieder vergrößert und war nie mehr höher als auf siebenzig- bis achtzigtausend gestiegen. Die Bewohner von Ku-Rone hatten in ihrer Mehrzahl infolge des gesunden Klimas bald wirkliche Immunität gegen die irdischen Mikroorganismen erlangt, und

da sie auch seit unzähligen Generationen an die Erdschwere angepaßt waren, stellten sie eine wirkliche Menschenkolonie in diesem isolierten Erdteil dar, der sich unmerklich langsam immer mehr von Australien entfernte und seiner heutigen Lage auf dem Erdglobus näherte, ohne daß jedoch der Rotationspol sich schon in dieser Gegend befand. Erst im Lauf vieler Jahrmillionen rückte er näher. Die Atlant-Roi, wie sich diese Menschen ja noch immer nannten, wurden Zeugen der weiteren tierischen und pflanzlichen Entwicklung auf der Erde und verfolgten die siegreiche Ausbreitung der Säugetiere auf diesem Planeten. Ihre Flugreisen führten sie auf alle Kontinente, doch ließen sie sich nirgends dauernd nieder. In packenden Bildern erlebten die erdenmenschlichen Betrachter des Filmes die Entwicklung ihres eigenen Planeten und sahen, wie sich die Kontinente immer mehr ihrer heutigen Lage genähert hatten. Nie hätten die Geologen und Paläontologen hoffen können, einmal einen derartig aufschlußreichen, beweiskräftigen Originaltatsachenbericht einstiger Zeugen zu erhalten, die wirklich lebend dabei gewesen waren. In vielem würden die Geologen umlernen müssen!

Am erregendsten wirkten die Bilder, die die allmähliche Weiterentwicklung des Atlantopithecus zeigten. Immer menschenähnlicher wurde er und schließlich entstanden in der Tat verschiedene Menschenaffenrassen, deren eine die Stammform des Erdenmenschen wurde. Die abenteuerliche Gestalt des Urmenschen geisterte im Raumbild vor den Augen der tief bewegten Zuseher. Diese begleiteten ihn im Film auf seinen Jagden und Kämpfen mit wilden Tieren, und langsam, langsam legte er sein Haarkleid ab und stieg von den Waldbäumen auf die Erde hinab. Unmerklich langsam erfolgte diese Fortentwicklung, vom Film natürlich in Ausschnitten gezeigt, die anfangs manchmal Jahrhunderttausende, später noch immer Jahrzehntausende und Jahrtausende übersprangen. Es war offenkundig, daß die Atlanter ihrem allmählich Mensch werdenden Vetter nichts zuleide getan, sondern seine Fortentwicklung mit interessiertem Wohlwollen betrachtet hatten. Sie selbst hatten die Raumschiffahrt stark eingeschränkt und standen nur über große Zeitspannen hinweg mit ihren Brüdern auf dem Mars in körperlicher Verbindung, wenngleich ein Raumbildfunkverkehr regelmäßig aufrechterhalten wurde.

Die atlantische Menschheit erlebte auf dem Mars ihre dritte Blüte. Sie errichtete auf diesem Stern nochmals das Gebäude ihrer stolzen Kultur und erbaute, als das Klima des Planeten sich allmählich verschlechterte und seine Oberfläche zur Ausbildung von Wüsten zu neigen begann, das großartige Bewässerungssystem der Marskanäle. Photographische Aufnahmen des Mars von der Erde aus zeigten mit voller Deutlichkeit das Kanalnetz. Im Lauf der Jahrmillionen ließ sich jedoch die Wüstenbildung auf dem Planeten nicht weiter hintanhaltend. Immer mehr versiegte das Wasser, die Marsmeere trockneten beinahe aus, die Atmosphäre verarmte außerordentlich an Sauerstoff, der durch die Oxydation der Gesteine verbraucht wurde. Die atlantischen Marsbewohner sahen sich gezwungen, aus der Not eine Tugend zu machen und die Kavernenstädte, die sie, ihrer alten Gewohnheit folgend, vorsichtshalber angelegt hatten, immer mehr auszubauen und sich in das Planeteninnere zurückzuziehen. Die Kanäle verfielen zusehends und schließlich blieben nur einzelne versumpfte Flecke in größeren Abständen übrig, deren Verbindungslinien den alten Verlauf der Kanäle andeuteten und die noch heute von der Erde aus wahrnehmbar sind. Das Fernrohrbild des Mars gewann schrittweise sein jetziges Aussehen. Der Mars wurde der rote Planet mit der von eisenoxydhaltigem Wüstenstaub bedeckten Landoberfläche, während der Boden der alten Meere sich in eine Sumpflandschaft verwandelte und die vereisten Polarkappen infolge des Wasser- und Niederschlagsmangels immer dünner wurden. Mit dieser Vergreisung des Planeten ging nun auch eine Vergreisung der auf ihm lebenden Bewohner einher, die sich immer weiter von der Menschenähnlichkeit fort entwickelten und lemurenhafte Gestalten wurden von blaßweißer Hautfarbe, haarlos, mit ausdruckslosen Gesichtszügen und sterbender geistiger Regsamkeit. Von dieser Rasse konnte nicht mehr erwartet werden, daß sie abermals von dem Planeten auswanderte und auf einem anderen

Stern zu nochmaliger Blüte gelangte. Ihre Tage waren gezählt, ihr ferneres Schicksal ein langsames Hindämmern dem Artentod entgegen.

Gelegentliche Besuche auf der Venus hatten ergeben, daß dieser Planet noch auf lange hinaus auf seiner Oberfläche keine Besiedlungsmöglichkeit bot.

Mit Schrecken nahmen die Atlant-Roi die fortschreitende Degeneration der martischen Brüder wahr. Sie selbst waren die letzten Sprossen des einst so stolzen atlantischen Menschengeschlechts, die sich als Einzelindividuen noch in unveränderter körperlicher und geistiger Frische bewahrt hatten. Aber die Fruchtbarkeit ihrer Rasse war gebrochen. Sie konnten nicht mehr hoffen, einem großen Planeten eine viele Millionen starke Bevölkerung zu schenken, und empfanden auch keinen Wunsch danach. Sie waren weise geworden und hatten sich zu der Anschauung bekehrt, daß nicht die Zahl allein die Größe und Würde eines Geschlechts von Intelligenzwesen ausmache, sondern die Höhe seiner Kultur. Diese hatte bei ihnen zu einem Höchststand der Technik geführt, den zu überbieten kein Bedürfnis mehr bestand, und wandte sich daher einer immer stärkeren Vergeistigung zu. Nochmals nahm die Philosophie einen kaum je dagewesenen Aufschwung. Auf viele Jahrmillionen der Herrschaft der Naturwissenschaften folgten nun noch einige Jahrmillionen der Geisteswissenschaften. Die Atlanter blieben nicht länger Akteure, sondern waren interessierte Zuschauer des Geschehens im Weltall geworden. Sie erkannten, daß sich auf der Erde allmählich ein neues Menschengeschlecht heranbildete, das seinen Ursprung vom Atlantopithecus herleitete und das von den Atlantern daher in gutmütigem Wohlwollen als Vetterngeschlecht betrachtet wurde. Sie wünschten diese Entwicklung nicht zu stören oder gar abzubrechen. Ihre Philosophie leitete sie an, darin eine Regeneration der Planetenbevölkerung in Gestalt einer verwandten Rasse zu erblicken, die vom Universum dazu bestimmt sei, ihre ersten Schritte selbständig zu tun und ihren eigenen Prometheus zu zeugen. Zu gegebener Zeit würde dieser neuen Rasse die Erbschaft der atlantischen Zivilisation zu Recht in den Schoß fallen, falls sie dazu berufen sein würde. Vielleicht vermöchte dann einst dieser junge Stamm aus demselben Blute die kostbare Erbschaft gut auszunutzen und die atlantische Kultur nochmals vorwärtszutreiben, zu welchem Schritt den Begründern dieser Kultur schon die seelische Energie fehlte.

Die Eiszeit der Nordhalbkugel der Erde kam heran und trieb den Urmenschen in Höhlen, gerade so wie es seinem hochentwickelten atlantischen Vetter aus ganz anderen Gründen schon lange vordem geschehen war. Die Not zwang diesen jungen Urmenschen, sein Gehirn zu benutzen, Schutzmittel gegen die Kälte zu finden, Werkzeuge und Jagdgeräte zu ersinnen, und lehrte ihn den Gebrauch des Feuers. Auch in der nunmehr polnahen Antarktis hatte die Vereisung schon längst mit Macht eingesetzt. Noch hielten die Atlanter die Umgebung ihrer Stadt mit künstlichen Mitteln eisfrei. Ringsum entstand das Inlandeis in immer größerer Dicke, türmte sich zu Bergen. Die Bewohner der Stadt lehnten es aber ab, sich eine neue Heimstätte auf der Erde in einer wärmeren Gegend zu suchen. Sie sahen ihre Rolle auf dem Erdplaneten als beendet an. Dem seinerzeitigen physischen Ende der Atlantis folgte nun ein seelischer Untergang.

Als nach dem Ende der letzten Eiszeit die ersten Kulturen der Erdmenschentämme und -Völker entstanden, fanden es die Atlanter an der Zeit, diesen Vettern manchmal ein wenig hilfreich unter die Arme zu greifen. Von Zeit zu Zeit holten sie die höchstentwickelten Menschen und Besten der Völker zu sich in die Antarktis und unterwiesen sie in einfachen Dingen, eigneten sich sorgfältig ihre Sprache an und lehrten sie, was ihnen in diesem Stadium von Nutzen sein konnte. Keller dachte hier an die Sagen vom irdischen Paradies. Sicherlich hatten den primitiven barbarischen Erdenmenschen die Atlanter als übergeordnete Wesen, als Engel, Halbgötter oder Götter erscheinen müssen, und wenn sie die wundervolle atlantische

Stadt nach einiger Zeit wieder verlassen mußten, empfanden sie dies als Ausstoßung aus einem Land der Verheißung und des überirdischen Glücks. Diese „Ausstoßung“ erlitten demnach immer diejenigen, die in der atlantischen Siedlung vom Baum der Erkenntnis genossen hatten. Es mangelte den Atlantern selbstredend nicht an Scharfblick, welche Stämme zu Besonderem bestimmt und zu Führern der kommenden Menschheit berufen sein würden. So wählten sie aus den Vorläufern der alten Hellenen die Tüchtigsten und Besten aus und unterwies sie in ihrer eigenen Schrift. Damit klärte sich endlich das Rätsel der nahen Beziehung der atlantischen Runen- und der griechischen Schriftzeichen auf, ebenso die sprachliche Verwandtschaft der Namen des Erdmondes und des Planeten Mars, aber auch des Wortes für das Sonnensystem ja sogar für die Sonne selbst im Atlantischen und im Altgriechischen.

Die Atlanter zeigten den Erdenmenschen auch im Raumbildfilm die Tiere der Vorzeit der Erde. So kam es, daß in der Tat menschliche Augen scheinbar lebende Bilder der ausgestorbenen Sauriergeschlechter erblickten und sich die Erinnerung daran in den Drachensagen und den Beschreibungen dieser schrecklichen Tiere erhielt. Auch viele Sagen von Tiernischen und ähnlichen Fabelwesen fanden vielleicht ihre Erklärung darin, daß den irdischen Menschen die Stammväter ihres Geschlechtes im Film vorgeführt worden waren. Es war ja sehr fraglich, ob sie überhaupt verstanden hatten, daß diese Raumbildfilme keine lebendige Wirklichkeit, sondern eben nur bewegliche Bilder darstellten. Wahrscheinlich hielten sie die dort gesehenen Ereignisse für wirklich oder für Zauberei. Wenn sie dann zu ihren Stammesgenossen zurückgekehrt waren, berichteten sie ihnen von Göttern. Sie hatten mit diesen Göttern selbst gesprochen, sie gesehen, gefühlt, und deshalb trugen ihre Götter menschliche Charakterzüge. Daß Zeus über den Blitz herrschte, war nun verständlich, denn die Atlanter konnten noch ganz andere Dinge bewirken, als Blitze schleudern. Auch daß die Götter in einem unzugänglichen Land über den Wolken wohnten, fand auf diese Weise ungezwungen seine Erklärung, da man zu ihnen ja nur im Himmelschiff gelangen konnte.

Es war für die erdenmenschlichen Betrachter ein merkwürdiges Gefühl, wirkliche vorgeschichtliche Menschen, also die eigenen Stammväter, im Raumbildfilm zu sehen.

Auch mit den indianischen Urvölkern Amerikas waren die Atlanter in Beziehung getreten und von ihnen für weiße Götter gehalten worden. Im Innern von Afrika hatte eine Zeitlang eine atlantische Expedition gesiedelt, um naturwissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Bei den Eingeborenen erhielten sich seither die Berichte von einer Stadt weißer Menschen.

Die klimatische Verschlechterung in der Polarzone und die ständige Abnahme der Bevölkerungszahl stellte die Atlanter aber schließlich doch vor die Frage nach dem endgültigen Schicksal ihrer Rasse auf der Erde. Die letzten Zwölftausend an der Zahl faßten mit großer Mehrheit den Entschluß, zu ihren Stammesbrüdern auf den Mars auszuwandern, denen sie in diesem Zeitpunkt bereits hoch überlegen waren. Vielleicht konnten sie der dortigen Degeneration noch für eine Zeitlang Einhalt gebieten. Es war auch der Vorschlag einer Blutauffrischung durch Erdenmenschen laut geworden. Diesbezüglich angestellte biologische Versuche ergaben aber, daß eine Mischung zwischen den Atlantern und ihren irdischen, vom Atlantopithecus abstammenden Vettern nicht möglich war. Die beiden Rassen erwiesen sich gegenseitig als unfruchtbar. Viel zu weit standen sie im Entwicklungsstammbaum voneinander ab. Eine Anzahl der Atlanter lehnte eine Auswanderung ab: Einige hundert wollten in der atlantischen Stadt bleiben und sich dort fortpflanzen, bis ihre Rasse vollkommen aussterben würde; ein paar hundert andere hatten noch so viel Abenteuerlust in sich, daß sie zu den höchstentwickelten Erdenvölkern zogen und dort als vom Himmel gekommene Götter und Könige für den Rest ihres Lebens oder sogar noch in einigen folgenden Generationen die Stelle von Stammesfürsten und

Volksführern, manchmal auch von Hohepriestern einnahmen. Daher stammte auch die Gewohnheit etwa der Pharaonengeschlechter, Geschwisterehen zu schließen. So manches Herrschergeschlecht leitete seit damals seinen Ursprung von den Göttern selbst ab. Die übrigen rund elftausend Atlanter nahmen von der Erde Abschied für immer und ließen sich nacheinander in Raumschiffen zur „Helon“ befördern. Von dort nahmen sie den Weg zum Mars. Über ihr weiteres Schicksal brachte der Film keine Kunde mehr.

Die letzten Atlanter lebten in der antarktischen Stadt, die immer mehr vom Eis eingeschlossen wurde, bis etwa zum Jahre 5 000 v. Chr. und setzten getreulich den Bildbericht fort. Die letzten hundertzwanzig verzichteten schließlich freiwillig auf eine weitere Fortpflanzung und erwarteten das Auslöschen ihrer Rasse. Mehrere von ihnen starteten mit ein paar Flugschiffen zu Entdeckungs- und Besuchsreisen in ferne Erdteile und kehrten nicht mehr zurück. Über ihr Schicksal wurde nichts bekannt. Vielleicht gaben einige davon zur Entstehung der Sage von Dädalos und Ikaros Anlaß. Wenn die Atlanter in der subantarktischen Stadt nur noch wenige Jahrtausende ausgehalten hätten, wären sie noch mit der gegenwärtigen Kulturmenschheit in Berührung gekommen.

Atlantis war nunmehr endgültig, für immer, untergegangen.

Die Beweiskette für die vorausgegangenen Ahnungen und Vermutungen hatte sich so geschlossen. An der Stammesverwandtschaft der Atlan-, Mond-, Mars- und Erdbewohner war nicht mehr zu zweifeln. Lediglich die Lotronen waren Intelligenzwesen des Sonnensystems von anderem Ursprung und daher auch anderer Gestalt. Von ihnen wußte man fast nichts, und es bestand auch kaum Hoffnung, daß sich dies ändern werde.

Vom Mond war Meldung gekommen, daß die Filmtechniker und die Physiker das Problem des atlantischen Raumbildfunks endlich völlig gelöst hatten und in der Lage waren, gleichwertige Kopien und Projektionsapparate herzustellen. Brand ließ einigen Fachleuten den Auftrag übermitteln, baldmöglichst zur Erde zu kommen, um das außerordentliche Filmdokument, das ihm und seinen Mitarbeitern soeben vorgeführt worden war, zu vervielfachen. Die Menschheit mußte in möglichst kurzer Frist in Kenntnis der gesamten atlantischen Geschichte gesetzt und das historische Material den Forschern aller Länder zugänglich gemacht werden.

Auf dem Mond mußten dann Brand und Keller selbst über die Entdeckung der Stadt Kurone berichten.

Auch Dr. Bernd Westermann hatte den Zurückgekehrten eine große Neuigkeit mitzuteilen: Es war den Kernphysikern und Technikern endlich gelungen, das Geheimnis der Energiezentrale voll aufzuklären und sie wieder in Gang zu bringen. Das war in der Tat ein großes Ereignis. Brand und Keller konnten ihre Erregung nicht unterdrücken, als sie davon vernahmen. Es bedeutete dies einen sehr großen Fortschritt in der Entwicklung und dem Aufbau des Mondreiches, noch mehr aber für die künftige Raumschiffahrt, die nun auf eine ganz neue Grundlage des Atom-Strahlantriebs gestellt werden konnte. Viele Gedanken schossen den beiden durch den Kopf, zahlreiche Möglichkeiten lagen offen vor ihnen.

Das war aber noch nicht alles. Westermann berichtete ferner über die Auffindung großer Lager von langlebigem metallischem Zentaurium, das die Mondbewohner sowohl rein als mit anderen Metallen legiert für zahlreiche Zwecke verwendet hatten. Das war ein weiterer Vorteil. Brand äußerte dann den Wunsch, in den nächsten Wochen die Mondstadt Kilot-Ne aufzusuchen und nach dem Denkmal des ersten atlantischen Weltraumfahrers Kilot zu forschen, der den Grundstein zur Beherrschung des Weltraumes durch die Atlanter gelegt

hatte. Aus den Raumbildfilmen wußte man ja, welche der Mondstädte die Stadt Kilot-Ne war. Sie war als eine der nächsten Mondstädte, die erschlossen werden sollten, auf dem Besuchsprogramm gestanden.

Noch eine ernste Mitteilung machte Dr. Westermann: Man hatte nun endlich auch die Abschiedsbotschaft der beiden in der Energiezentrale aufgefundenen letzten Mondatlanter übersetzen können. Sie lautete in freier Übersetzung etwa so:

„Unser Geschlecht hat den Mond der Erde verlassen. Wir beide, Ald-Ru und Bort, sind freiwillig auf ihm zurückgeblieben, um hundert Erdenjahre hindurch die Arbeitsfähigkeit der Energie- und mechanischen Anlagen zu überwachen. Niemand kann wissen, ob der Slen nicht in ferner Zukunft vielleicht von neuem Atlanter oder andere Planetenbewohner aufnehmen wird müssen, die sich in Bedrängnis befinden. Sie sollen das, was wir Slenu-Roi geschaffen haben, in bester Ordnung vorfinden.

Unsere selbstgestellte Aufgabe ist nunmehr beendet. Wir scheiden daher freiwillig. Unseren Gruß und Segenswunsch denen, die uns einst in ewigem Schläfe finden werden!“

Als Westermann dies den Kameraden mitgeteilt hatte, verstummten alle in betroffenem Schweigen. Ein ehrfurchterweckender Hauch Jahrmillionenalter Vergangenheit hatte sie berührt.

Schon in den nächsten Tagen begannen die Techniker, die Fernbahnlinie nach Kilot-Ne instandzusetzen. Vorerst gingen einige Lastkraftwagen durch den Tunnel ab und untersuchten ihn auf seinen Erhaltungszustand. Dieser erwies sich als vortrefflich. Die Gegenstation in Kilot-Ne wurde instandgesetzt und dann begann der erste Strahlantriebswagen seine Eilfahrt nach Kilot-Ne. Brand und Keller machten die Reise mit. Kilot-Ne war eine ziemlich große Mondstadt, in der Anlage ganz ähnlich wie die anderen schon bekannten Städte.

Von der Bahnstation fuhren die Menschen in einem irdischen Fahrzeug zum Zentralplatz der Stadt. In dessen Mitte erhob sich die Statue des Raumschiffführers in mehrfacher Lebensgröße. Ihr Material war Zentauriummetall. Kilot war am Kommandostand seines Schiffes dargestellt, den Blick auf ein Periskopbild der Erde gerichtet. Auf dem Sockel befanden sich Reliefs, die den Start des ersten atlantischen Raumschiffes und seine Landung auf dem Mond der Erde darstellten. Die Gesichtszüge dieses Pioniers der Weltraumfahrt zeigten strenges Ebenmaß, reifes Alter und kluge Besonnenheit. Lange standen die Erdbewohner in ernste Betrachtung versunken. Niemand sprach, jeder verspürte die Feierlichkeit, die darin lag, daß späte Nachfolger von einem anderen Stern das Bild eines Mannes schauten, dem ihre zeitlich vorangegangenen Verwandten so viel verdankten und der ihren eigenen Stern in grauester Vorzeit betreten hatte. Immer lebendiger wurde in den Menschen das Gefühl, daß die Geschichte der Atlanter auch ihre eigene Anteilnahme verdiente, da ja die Geschichte der Erdenmenschheit ohne Einfluß der atlantischen Menschen wohl nicht Wirklichkeit geworden wäre.

Wieder nach Atlanta zurückgekehrt, bat Brand die internationalen Sprach- und Geschichtsforscher zu einer gemeinsamen Tagung zusammen. Die Gelehrten boten ihm den Ehrenvorsitz an. Brand gab einen Überblick über das, was die Menschen bisher aus den hinterlassenen Filmen der Atlanter über deren Geschichte und Kultur wußten, und lud hierauf die Gelehrten ein, ihre Fachvorträge zu beginnen. Für die Vorträge waren zwei volle Wochen vorgesehen. Die Gelehrten hatten in den wenigen Monaten ihrer Forschung in den Archiven der bis jetzt erschlossenen Mondstädte bewundernswerte Arbeit geleistet. Durch Bildung besonderer Arbeitsgruppen hatten sich die engeren Fachleute zur Gemeinschaftsarbeit

zusammengefunden und es in der Tat zustandegebracht, daß die gesamte atlantische Schrift und ein großer Teil der atlantischen Hochsprache bereits bekannt waren. Dies war allerdings besonders darauf zurückzuführen, daß an mehreren Stellen vollständige Sprachlehrgänge aufgefunden worden waren, die die Atlanter hinterlassen hatten und in denen sie durch Gegenüberstellung des geschriebenen und des gesprochenen Wortes sowie des Gegenstandes oder der Tätigkeit jede nur überhaupt auf diese Weise erzielbare Kenntnis einer späteren Nachwelt vermittelten. Abstrakte Begriffe wurden jeweils durch mehrere kleine Filmszenen erläutert, die hinsichtlich des Gemeinsamen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließen. Viel hatte schließlich der Scharfsinn der Gelehrten beigetragen, so daß zu hoffen stand, daß man über kurz oder lang die atlantische Sprache vollständig rekonstruiert haben würde. Erleichtert wurde dies ferner dadurch, daß es sich um eine Sprache handelte, die durch ihren viele Jahrmillionen währenden Gebrauch außerordentlich vereinfacht und abgeschliffen worden war. Sie enthielt nur noch ein-, zwei- und ganz wenige dreisilbige Wörter. Eine besondere Kommission war im Begriffe, einen vorläufigen Lehrgang der atlantischen Sprache zu verfassen. Binnen kurzem sollten Sprachkurse der „lages atlante“, zu deutsch der atlantischen Sprache, errichtet werden, wofür sich schon jetzt größtes Interesse kundgab.

Eine zweite Kommission war eben dabei, die Facharbeitsgruppen einzurichten, deren Aufgabe es war, sich auf Grund der bisherigen Kenntnis der atlantischen Sprache eingehend mit dem hinterlassenen Schrifttum, zu dem man ja auch die Phonogrammbibliothek rechnen mußte, zu befassen. Die größte Arbeit hatte natürlich die Kommission für den Raumbildfunk geleistet. Auch bei diesen Forschungen kam das nunmehrige Verständnis der atlantischen Sprache sehr zustatten. Eine Übersicht über die bisher untersuchten Filme historischen und naturwissenschaftlichen Inhalts zeigte, daß keine gehegte Erwartung zu kühn gewesen war. Man stand vor einem einzigartigen Schatz.

Der Menschheit blieb zum Teil die Arbeit von kommenden Jahrmillionen erspart; ja, es war sicher, daß die Menschen Jahrzehnte oder noch viel länger benötigen würden, um überhaupt alles verstehen zu können, was die Atlanter hinterlassen hatten. In manchen Dingen standen sie der atlantischen Technik und Wissenschaft vergleichsweise wie ein irdischer wilder Eingeborener der Zivilisation der weißen Rasse gegenüber. Auf vielen Gebieten war zweifellos ein allmähliches Durcharbeiten der historischen Entwicklung der betreffenden Spezialwissenschaft erforderlich, um den zuletzt erreichten Stand erfassen zu können. Das galt insbesondere für die Biologie, die Chemie und die Physik. Bei den technischen Erfindungen lag die Sache insofern einfacher, als ja dort die Modelle und aufgefundenen Apparate, Maschinen und Einrichtungen ein beredtes Zeugnis gaben.

Gegen Ende der Tagung erhob sich Brand nochmals und wies darauf hin, daß die Atlanter, nachdem sie den Mond verlassen hatten, noch weitere rund fünfzig bis sechzig Millionen Jahre auf der Erde selbst in der antarktischen Stadt gelebt hatten und daß bei Erforschung der dortigen Archive sicherlich noch unvorstellbar wertvolles Material zutage kommen werde. Ganz gewiß habe auch die atlantische Sprache, nicht nur auf der Erde, sondern auch auf dem Mars weitere Entwicklungen mitgemacht und weiche vermutlich von derjenigen Form ab, die noch auf dem Atlan und später auf dem Mond gesprochen worden war. Außerdem erhoffe er sich von dem geplanten Besuch des Planeten Mars weitere Kenntnisse, sofern etwa dort noch lebende Atlanter oder deren Nachkommen den Erdenmenschen nicht feindselig gegenübertraten würden. Man dürfe wohl als sicher annehmen, daß die Marssprache, die antarktische Sprache und die atlantische Ursprache ganz wesentliche Unterschiede aufwiesen.

Brands Ausführungen wurden mit großem Interesse aufgenommen, und dann schlug der Präsident der Internationalen Mondforschungsgesellschaft vor, Unterkommissionen der verschiedenen Sparten zu wählen, die parallele Forschungen in der Erdstadt Ku-Rone

betreiben sollten. Bald danach brachten die Raumschiffe „Selene“ und „Luna“ die angemeldeten Teilnehmer der Besichtigungsreise nach Otto-Hahn-Land. Die Stadt Ku-Rone hatte ihren großen Tag.

20. Das Weltraumschiff „Helon“

Als die ersten Nachrichten über die Geschichte der Atlanter auf der Erde bekanntgegeben wurden, schlugen sie dort wie eine Bombe ein. Nichtsdestoweniger regte sich mancher Zweifel an der Authentizität dieser Berichte. Bald aber erfolgten Mitteilungen über die Technik des atlantischen Raumbildfilmes und kurz darauf wurden die ersten Vorführungsapparate in einigen Hauptstädten der Erde aufgestellt. Die Filme wurden zunächst den Mitgliedern der Regierungen, den Wissenschaftlern und Technikern gezeigt. Dann hörte man öffentliche Erklärungen international bekannter Techniker und Filmleute, die auf dem Mond mit der Untersuchung der Archive befaßt waren. Ihr Wort hatte Geltung. Als nun die Filme für die Öffentlichkeit freigegeben wurden, war das Aufsehen ungeheuer. Wieder stürmten die Menschen die Kinotheater, die mit diesem neuartigen Gerät eingerichtet waren und die Atlanterfilme brachten. In allen Staaten bildeten sich Gesellschaften, die Lizenzen auf die Weltpatente des Raumbildfilmes und -funks nahmen. Eine neue Industrie entstand, die Hunderttausende von Menschen beschäftigte. Der Raumbildfilm trat seinen Siegeszug auf der Erde an.

Aber auch die psychologische Wirkung auf die Menschheit war ungeheuer, öffentliche Redner traten auf, die den Menschen Reue und Buße predigten, indem sie auf die schreckliche Gefahr aus dem Weltraum verwiesen. Sie taten so, als würden die Lotronen schon in der allernächsten Zeit die Erde überfallen, da die Erdbewohner die Raumschiffahrt erfunden hätten und infolgedessen dieselbe Gefahr für die Lotronen darstellten wie seinerzeit die Atlanter. Es kam sogar zu Zwischenfällen und zu Angriffen gegen die Weltraumfahrt überhaupt.

Brand hatte wohl erwartet, daß die Freigabe des Films große Auswirkungen haben und seine Pläne zur Schaffung eines planetarischen Weltbundes gegen einen etwaigen außerirdischen Feind sehr fördern werde. Die einsetzende Reaktion übertraf aber alle seine Erwartungen. Schon wurden in der Presse Vorschläge laut, die seinen Absichten entgegenkamen. In der Tat war es bald so weit, daß vorsichtige diplomatische Fühler ausgestreckt zu werden begannen. Das Mondreich und Norwegen verfügten bisher als einzige Staaten über Weltraumschiffe. Die übrigen Staaten waren also im Hintertreffen und mußten bei kommenden Vereinbarungen naturgemäß den beiden raumfahrenden Nationen die Führung überlassen. Inzwischen arbeiteten die Raumschiffwerften Norwegens und des Mondes fieberhaft, und immer mehr wagemutige und abenteuerlustige junge Menschen wurden zu Raumschiffpiloten und -kapitänen ausgebildet.

In diesem Zeitpunkt gab das Mondreich auch Einwanderungsquoten für die einzelnen Nationen der Erde frei. Diese Quoten waren so bemessen, daß für das erste Jahr eine Gesamteinwanderungsziffer von einer halben Million Menschen festgesetzt wurde. Brand war im Zweifel, ob diese Höchstziffer erreicht werden, ja ob sie nicht vielmehr weit unterschritten bleiben würde. Er hatte sich getäuscht, die Einwanderungsämter in den einzelnen Staaten der Erde wurden gestürmt. Die Zahl der Bewerber betrug ein Mehrfaches der vorgesehenen Zahl. Sie wurden einer strengen gesundheitlichen und fachlichen Siebung unterzogen; das Mondreich konnte nur die besten Menschen brauchen. Jeder Einwanderer erhielt in einer der schon erschlossenen Mondstädte eine leerstehende Wohnung und samt seiner Familie für das erste Jahr den gesamten Lebensunterhalt umsonst, wozu auch kulturelle Bedürfnisse

gerechnet wurden. Für die im Dienste der Gemeinschaft geleistete Arbeit wurde er außerdem bezahlt, und zwar gut bezahlt. Im Falle der Nichtbewährung des Einwanderers konnte ihn jedoch die Mondregierung nach einem Jahr fristlos wieder heimsenden. Für die Jugend und diejenigen, die sich weiterbilden wollten, wurden durchschnittlich in jeder dritten Stadt Universitäten und technische Hochschulen gegründet, die auch alle anderen Arten der auf der Erde üblichen hohen Schulen mit einschlossen. Die besten Gelehrten aller Nationen waren gerade gut genug, um an diesen Hochschulen zu lehren und zu forschen.

Wollte die von der Erde stammende Bevölkerung des Mondes nicht sehr bald dem Schicksal der atlantischen Mondbewohner verfallen, also in Energielosigkeit und Selbstaufgabe versinken, dann mußten von vornherein die besten und energischsten Menschen der Erde den Mond besiedeln. Da die Behausungen der ausgestorbenen atlantischen Mondbewohner nach irdischen Begriffen außerordentlich groß waren, glaubte Brand, daß es leicht möglich sein werde, die vierfache Zahl von Menschen wie einst in der atlantischen Zeit auf dem Mond unterzubringen. Er rechnete mit zwanzig Millionen als Höchstziffer. An eine Anlegung neuer Mondstädte war für die nächsten Jahrzehnte nicht gedacht. Ob eine solche Notwendigkeit in der fernen Zukunft eintreten würde, konnte man vorläufig ruhig dahingestellt sein lassen.

Die Kenntnis der atlantischen Sprache machte in weiten Kreisen immer schnellere Fortschritte und ermöglichte eine Auswertung der aufgefundenen Buch- und Phonogrammliteratur. Die Historiker hatten ein Arbeitsfeld für voraussichtlich fünfzig Jahre vor sich. An den Hochschulen der Erde blühte das Studium der Geschichte auf. Die atlantische Geschichte wurde Lehrfach an den irdischen Universitäten, und auch die Lehrpläne der mittleren Schulen befaßten sich mit ihr. Bald gab es auch die ersten Lehrstühle für atlantische Sprache. Vieles, was man aus den Raumbildfilmen infolge der Unkenntnis der Sprache nicht klar genug erkannt hatte, wurde nun verständlich, Irrtümer wurden bereinigt.

Schon machten sich auch die ersten Auswirkungen der atlantischen Technik geltend. Die fortschrittlichsten Erdenstädte führten atlantische Beleuchtung, Verkehrsmittel, chemische Küche und vieles andere ein. Ja sogar die ersten Musterstädte nach atlantischem Vorbild wurden gebaut, und zwar sowohl *über* der Erde als auch allmählich — tastend, zögernd, aber doch ernsthaft — *unter* der Erdoberfläche! Das Atomzeitalter begann seine Tyrannis auszuüben und nun auch die Erdbewohner unter die Erde zu zwingen. Die antarktische Polstadt war ja die erste Siedlung dieser Art gewesen, bevor noch die Menschheit Kunde von der atlantischen Bautechnik bekommen hatte.

Da Norwegen den Besuch der Stadt Ku-Rone freigab, stellten Reisebüros und Weltverkehrsunternehmen, allen voran das Büro Thos. Cook & Son, Sammelreisen nach dem Südpolargebiet der Erde zusammen. Die Teilnehmer wurden in norwegischen, nach dem Muster des Schiffes „Kreuz des Südens“ gebauten, jedoch weit größeren Stratosphärenraketen hin und zurück befördert.

Vergnügungsreisen zum Mond erlaubte die Mondregierung aber noch nicht. Dafür gewährte sie der internationalen Presse weitgehend Zutritt, und die illustrierten Zeitschriften aller Sprachen und Länder waren voll mit Bildern vom Mond.

Die verschiedenen Religionsbekenntnisse der Erde entsandten ihre Vertreter auf den Mond und richteten Gotteshäuser ein. Diesbezüglich gewährte das Mondreich volle Freizügigkeit. Es ließ „jeden nach seiner Fassung selig werden“.

Ein Teil der Objekte, die in den Museen der einzelnen Mondstädte aufgefunden worden waren, wurde von der Mondregierung an irdische Museen verkauft und erbrachte glänzende Einnahmen. Andererseits versagte sich die Mondregierung aber nicht, einzelnen Museen, deren Staaten nicht über die nötigen Mittel zum Erwerb von Mondobjekten verfügten, wertvolle Auswahlsammlungen zum Geschenk zu machen, so daß bald jedes irdische naturwissenschaftliche Museum seine eigene Mondabteilung einrichten konnte.

Eines Tages im Juli erhielt Brand eine besonders wichtige Nachricht. Man war im Archiv von Atlanta auf eingehende Mitteilungen über das Riesenweltraumschiff „Helon“ gestoßen und konnte nun dessen Einrichtungen und Funktionsweise aufs eingehendste studieren. Zu den wichtigsten Erkenntnissen gehörte die, daß die „Helon“ von außen zugänglich war, wenn eine bestimmte Stelle der Außenfläche mit Gammastrahlung bestimmter Energie und gleichzeitig an einem bestimmten anderen Punkt mit schnellen Neutronen bestrahlt wurde. Dadurch wurde ein Mechanismus betätigt, der ein großes, mehrfaches Schleusentor im äußeren Schiffskörper öffnete. Wenn dieser Mechanismus noch betriebsfähig war, durfte man hoffen, in das Schiff Eintritt zu erlangen, ohne es beschädigen zu müssen. Dann hätten sich das lange Warten und die bewiesene Geduld doch gelohnt. Brand und Keller hielten eine Besprechung unter vier Augen ab und beschlossen an diesem Abend die baldige Fahrt mit dem Weltraumschiff „Urania“ zur „Helon“.

Anfang August startete das Großraumschiff „Urania“ mit Brand, Keller, den beiden Astronomen Gritelius und Guibrand, sowie mehreren Technikern, Physikern und Sprachforschern, die sich sämtlich Sprache und Schrift der Atlanter weitgehend angeeignet hatten, vom Mond zur „Helon“. Dieses Schiff hatte eine Umlaufszeit um die Sonne von ein wenig mehr als vier Erdjahren. Bei der Berechnung der Bahn der „Urania“ war eine Hyperbel zugrunde gelegt worden, die vom gegenwärtigen Ort der Erde nahe ihrem Aphel tangierend die „Helon“ erreichen sollte, die längst die Erde überholt hatte. Die Geschwindigkeit der „Urania“ sollte auf fünfzig Sekundenkilometer gesteigert werden. Die „Helon“ würde dabei nach einem Flug der „Urania“ von rund vierhundertfünfzig Millionen Kilometern in ihrer Bahn um die Sonne eingeholt werden. Es waren dafür rund vier Monate Fahrzeit erforderlich.

Zum erstenmal trat nun ein mit irdischen Menschen bemanntes Weltraumschiff in Gebiete des Sonnensystems ein, deren Entfernung den Abstand des Mondes von der Erde, auf den sich die bisherige Raumfahrt erstreckt hatte, auf eine winzige Spanne zusammenschrumpfen ließ. Trotzdem zeigten die Sternbilder keine Änderung ihrer Gestalt, da auch die Dimensionen innerhalb des Sonnensystems im Verhältnis zu den außerordentlich großen Abständen der Fixsterne verschwindend klein sind. Während beispielsweise der von der Erde aus noch gar nicht entdeckte transplutonische Planet elf Milliarden Kilometer von der Sonne entfernt ist, ist das nächste Fixsternsystem, das Tripelsternsystem Alpha-Centauri—Proxima-Centauri, etwa vierzig Billionen Kilometer, also dreitausendsechshundertmal so weit entfernt als der Transpluto von der Sonne. Die Entfernung Sonne—Erde beträgt aber im Mittel wiederum nur etwa ein Vierundsiebzigtstel derjenigen des Transpluto von der Sonne.

Den größeren Teil seiner Geschwindigkeit um die Sonne erhielt das Raumschiff bereits vom Mond, der gemeinsam mit der Erde mit dreißig Sekundenkilometern sich um das Zentralgestirn bewegt. Trotzdem war die Beschleunigungszeit für die Bemannung beschwerlich; es waren nur Leute mit vollkommen gesundem Herzen ausgesucht worden.

Rasch und immer rascher wich der Mond auf dem Projektionsschirmbild zurück. In etwas mehr als zwei Stunden war bereits der nunmehrige Abstand der „Urania“ vom Mond dem Abstand der Erde vom Mond gleich, das heißt, der Mond erschien nur mehr unter gleichem Winkel wie von der Erde aus. Die Erde selbst schien im Durchmesser noch

doppelt so groß wie der Mond. Dann wurde dessen Scheibe immer kleiner und kleiner, und auch die Erde schrumpfte zusammen. Nach zwei Tagen erschienen beide dem unbewaffneten Auge nur noch als hell glänzende Sterne. Von der „Helon“ war auch im Teleskop längst noch nichts wahrzunehmen. Bald hatte sich das Auge an das im Periskop sichtbare Bild des Fixsternhimmels gewöhnt, der keinen anderen Anblick bot, als ihn die Menschen von den Mondreisen her schon gewöhnt waren. In der Tat waren sie, die schon viele Raumfahrten mitgemacht hatten, gegen diese Eindrücke bereits weitgehend abgestumpft.

Bald aber begann die grenzenlose, unveränderliche Einsamkeit auf das Gemüt jedes einzelnen zu drücken; immer schrecklicher wurde dieses Gefühl, steigerte sich beinahe zur Unerträglichkeit. Brand und Keller, die der bisher nicht gekannten Raumhysterie selbst zu unterliegen drohten, bemühten sich verzweifelt, die Fahrtgenossen in „täglichen“ Gesprächen und durch improvisierte heitere Veranstaltungen aufzumuntern. Immer kläglicher jedoch endeten diese Versuche, die durch die Unnatürlichkeit des schwerelosen Zustandes etwas grausam Groteskes an sich hatten. Lediglich der Schlaf in den dienstfreien Stunden bot den gequälten Seelen der Raumfahrer zeitweise Erlösung. Ihm gaben sich auch bald während des endlosen Fluges alle Insassen der „Urania“ hin, wann immer sich dazu Gelegenheit bot.

Zu Beginn des fünften Monats endlich konnte man mit Hilfe des Teleskops, das die gewünschte Himmelsgegend mittels eines beliebig verstellbaren Cölostatedoppelspiegels einfing, den Körper der „Helon“ wahrnehmen. Langsam, unendlich langsam vergrößerte sich das Bild. Schon hatten die Bremsmanöver begonnen. In wenigen Stunden sollte die „Urania“ an der „Helon“ anlegen. Die Stunden dehnten sich zu Ewigkeiten. Endlich konnte man die „Helon“ bereits im Raumbildfunk körperlich erkennen. Die „Urania“ war erstmalig mit einer Raumbildfernkamera ausgerüstet worden. So sahen die Männer den Körper der „Helon“ heranschweben, immer näher kommen und schließlich schon beim Anblick mit dem freien Auge über alle Maßen groß werden. Das Schiff war sicherlich mehr als ein Kilometer lang.

Die weitere Annäherung erfolgte nur noch meterweise. Die „Urania“ flog zur „Helon“ parallel durch den Sternenraum. Als der Abstand schließlich nur zweihundert Meter betrug, ließen sich Brand, Keller und einige andere Männer aus der „Urania“ in Raumanzügen ausschleusen und feuerten sich selbst mit Rückstoßpatronen gegen die „Helon“, auf die sie schließlich einer nach dem anderen mehr oder minder sanft aufprallten. Nun begann ein vorsichtiges Klettern am silberglänzenden Rumpf des Riesenschiffes entlang, was außerordentlich schwierig war, denn jede Bewegung verursachte wieder ein Abschweben von der Schiffswand. Keller fand eine neue Methode, indem er sich mit Hilfe der Rückstoßpistole längs der Wand in der gewünschten Richtung hinwegschob. Dabei kam er an einer durch ein schwarzes Kreuz bezeichneten Stelle vorbei, wo die Neutronenbestrahlung vorgenommen werden mußte. Er hatte den Neutronengenerator selbst bei sich. Als er nun in einigen Metern Abstand ziemlich rasch an dem schwarzen Kreuz vorüberschwebte, gab er sofort mit der Pistole Gegenfeuer, war aber schon zu weit vorbeigeraten. Nun schoß er die Pistole in der Richtung vom Schiffskörper weg ab und stieß infolgedessen etwas unsanft an die Schiffswand. Glücklicherweise hatte er sich die Richtung, in der das schwarze Kreuz lag, ziemlich genau gemerkt und begann nun darauf los zu kriechen. Im nächsten Augenblick schwebte er aber bereits wieder von dem unerreichbar gewordenen Schiffskörper ab, allerdings in der Richtung auf das Kreuz hin. Die Rückstoßpistole verfeuerte Geschosse verschiedener Masse und Geschwindigkeit, so daß einigermaßen die gewünschte Eigengeschwindigkeit reguliert werden konnte: Als sich Keller, der mit einem mehrere hundert Meter langen elektrischen Kabel mit der „Urania“ verbunden war, fast über dem Zeichen befand, feuerte er einen Schuß vom Schiff ab und landete wirklich zwei Meter von dem schwarzen Kreuz entfernt. Dann drehte er sich mit ungeheurer Vorsicht auf den Bauch und verband sich mit der an seinem Raumanzug befindlichen Klebescheibe mit dem

Schiffskörper. Diese Klebescheibe hing mit dem Raumanzug mittels einer ausziehbaren und verdrehbaren Spirale zusammen. Dann drehte Keller seine Füße dem schwarzen Kreuz zu und befestigte sich an einem Fuß mit einer anderen Haftscheibe. Loslösen der ersten Klebescheibe von seinem Bauch und Drehung um die am Fuß befindliche Scheibe brachte ihn endlich in die richtige Lage.

Inzwischen war Brand mittels ähnlicher Manöver einer in der Nähe befindlichen, durch einen schwarzen Kreis bezeichneten Stelle nahe gekommen und landete schließlich nach einigem Kampf an diesem Ort. Brand führte den selektiven Gammastrahler mit sich. Auf ein vereinbartes optisches Signal betätigten beide ihre Apparate und nach etwa einer halben Minute sprang zwischen ihnen ein gewaltiges Tor in der Schiffsflanke auf. Die ungeheure Spannung war gebrochen, der Mechanismus funktionierte tatsächlich noch! Mit einer Leuchtrakete gab Brand das vereinbarte Zeichen für die übrigen Gelehrten, die sich jetzt alle aus dem Weltraum in das Schleusentor hineinschossen. Als auch Brand und Keller drinnen waren, lösten sie die Kabelverbindung Kellers mit der „Urania“ und Brand bestrahlte getreu der aufgefundenen Vorschrift mit einer anderen Wellenlänge ein Quadrat von ungefähr siebenzig Zentimeter Seitenlänge. In diesem Augenblick schloß sich das Außentor langsam. Einige Augenblicke lang waren die Menschen in der Schleusenkammer gefangen, die aber durch Fluoreszenzlicht erhellt war. Dann schob sich die Innenwand langsam beiseite. Noch einmal mußte der Vorgang wiederholt werden, dann gab die letzte Wand den Weg in eine geräumige Kajüte frei, die mit gepolsterten Wänden ausgekleidet war, an denen sich Halteschlingen befanden, sonst aber nichts. Keller entdeckte jedoch einen rot umrandeten Kreis aus anderem Material. Auf diesen kroch nun Brand zu und stellte eine dritte Wellenlänge ein, worauf sich das innere Tor schloß. Nun wurde ein Streichholz entzündet: Es brannte ruhig ab. Ein mitgeführter Behälter, der thermostatisch geheizt war und einige Meerschweinchen beherbergte, wurde geöffnet. Aufgeregt tummelten sich die Tiere umher und kugelten infolge der äußerst geringen Schwere durcheinander und übereinander. Sie verkrochen sich schließlich verschreckt in einem Klumpen in eine Ecke und atmeten wie gewöhnlich. Keller entfernte nun seinen Helm und stellte fest, daß der Raum gut atembare Luft enthielt. Sie wurde offenbar noch immer automatisch an Sauerstoff angereichert, da sich dieser allmählich durch Oxydationsverbrauch verringern mußte. Darauf folgten die übrigen Kellers Beispiel.

Mit Hilfe ihrer in den Raumanzügen eingebauten Radiotelephoniesender und -empfänger verbanden sich die Menschen mit der „Urania“ und meldeten dorthin ihr erfolgreiches Eindringen in das Schiffsinne.

An Hand des mitgebrachten Schiffsplanes, der aus den Mondarchiven stammte, orientierten sie sich und legten nun einen Begehungsplan fest. An den gepolsterten Wänden befanden sich faustgroße, pilzhutförmige Knöpfe, deren Oberfläche gleichfalls gepolstert war. Ein Druck auf einen solchen Knopf brachte in einer Seitenwand eine Rollltüre zur Öffnung. Es handelte sich um einen Vorratsraum für verschiedene metallische Halbfabrikate; sie befanden sich an die Wände verschraubten, außen gepolsterten Kisten. Auf Grund des Schiffsplanes drangen sie möglichst rasch nach dem Herzen des Schiffes vor und kamen dabei durch eine Unzahl der verschiedenartigsten und den mannigfachsten Zwecken dienenden Räume hindurch, die einigermaßen an das Innere eines irdischen Ozeanriesen erinnerten. Sie trafen auch auf zahlreiche Wohnkabinen, mit wannenartig in die Wand eingelassenen Ruhelagern, auf denen sich die Benutzer festschnallen hatten können. Man wußte, daß die „Helon“ gegen zehntausend Leute an Besatzung beziehungsweise Passagieren aufnehmen konnte, wenn es sein mußte. Zahlreiche Werkstätten, chemische Küchen, Baderäume, sanitäre Anlagen mit Preßluft- und Saugluftkanalisation, Lüfterneuerungs- und -absorptionsräume, Laboratorien, Kranken- und Operationsräume, Spielzimmer, Bibliotheken, Musikzimmer,

Vorführungsräume für Raumbildfilme, Funkkabinen, zwei Sternwarten und noch vieles andere fanden sich vor.

Zur ersten, nur ganz flüchtigen Durchsicht benötigten Brand und seine Gefährten zwei volle Tage. Sie benutzten zum Ausruhen einen der zahlreichen Schlafräume. In dem Schiffskörper herrschte eine praktisch nicht meßbare Schwerebeschleunigung zum Schiffsschwerpunkt, doch hatten sich die Menschen sehr bald an die Bewegung unter Benutzung der Halteschlingen gewöhnt, die ihnen ja aus den eigenen Weltraumschiffen wohlvertraut war. Am Beginn des dritten Tages gelangten sie in den mittleren Steuerraum. Das Schiff verfügte in jedem Drittel seines Körpers über einen solchen Steuerraum, von dem aus es selbständig gelenkt werden konnte. Überhaupt war die „Helon“ so eingerichtet, daß bei einer Zerstörung von zwei Dritteln des ganzen Schiffes das luftdicht abgeschlossene restliche Drittel, das selbständig über alle notwendigen Einrichtungen verfügte, einen rettenden Planeten hätte ansteuern und im äußersten Notfall die Insassen teils mit Rettungsflugzeugen, teils mit Fallschirmen hätte absetzen können.

An Bord der „Urania“ war nur die notwendige Besatzung zurückgeblieben, die für den Fall eines unvorhergesehenen Ereignisses dieses Schiff wieder zurück zum Mond hätte steuern können. Noch mehrere Tage benötigten die ersten Menschen, die die „Helon“ betreten hatten, zur Durchforschung dieses Wunderschiffes. Es war beschlossen worden, anschließend die zurückgebliebene Besatzung der „Urania“ an Seilen herüberzuschleusen, während der größte Teil der ersten Besucher mit Brand und Keller wieder an Bord der „Urania“ zurückkehren sollte.

Der Astronom Dr. Guibrand und einige andere waren bereit, mehr als ein Jahr in der „Helon“ zu verbringen, um deren Geheimnisse möglichst weitgehend aufzuklären. Dann sollten sie von der „Atlantis“, dem auf dem Monde neubauten Schwesterschiff der „Urania“, abgeholt werden. Man hatte jedoch vor, die „Helon“ auch später ständig mit einer Wachmannschaft besetzt zu halten, die nötigenfalls ausreichen würde, um das Schiff zu führen, sobald man mit dem Steuerungsmechanismus völlig vertraut geworden wäre. Die drei Atomenergieanlagen waren noch in Tätigkeit, wie sich aus der Arbeitsfähigkeit der verschiedenen bisher kennengelernten Schiffsmechanismen ergab. Auch die Sendeanlage der „Helon“ ließ sich ohne besondere Schwierigkeit wieder in Betrieb setzen, doch vermied man Sendungen, um nicht die Aufmerksamkeit etwaiger Mars-Atlantier auf sich zu ziehen. Es gelang schließlich nach vieler Mühe sogar durch einen glücklichen Zufall, aus den vorhandenen Aufzeichnungen den Weg zu finden, um mit den Marsbewohnern in Funkverkehr treten zu können. Man wollte aber aus dem erwähnten Grunde erst vom Erdmond aus diesen Verständigungsversuch unternehmen.

Eine der interessantesten Entdeckungen war die Auffindung eines größeren Magazins atlantischer Kleidungsstücke aus Glasfasern und anderen anorganischen Geweben, die, obwohl mindestens eine Reihe von Jahrtausenden alt, infolge Aufbewahrung im Vakuum unter konstanten Temperaturbedingungen doch vollständig unbeschädigt erhalten waren. Auch eine große Anzahl atlantischer Raumanzüge war entdeckt worden. Sowohl diese als auch die gewöhnlichen atlantischen Kleidungsstücke waren für die Erdenmenschen viel zu groß, da die Körpergröße der Atlantier ja bis 2,30 Meter betragen hatte.

Im Laufe des einmonatigen Aufenthaltes der Menschengruppe in der „Helon“ wurde auch die Zeitberechnung der letzten atlantischen Eintragung in das Logbuch des Weltraumschiffes ausgeführt. Ein aufs exakteste ausgeführtes, bewegtes Planetarium, das in der „Helon“ aufgefunden worden war, erlaubte eine Zeitbestimmung mit einer Genauigkeit von einigen Jahren. Die „Helon“ war danach seit einem Zeitpunkt, der auf die Jahre 3250 bis 3256 v. Chr.

hatte datiert werden können, von keinen Atlantern mehr besucht worden. Man mußte demnach annehmen, daß die Atlanter kein Interesse mehr an der „Helon“ hatten, oder aber nicht mehr lebten. Trotzdem wollten sich die Menschen nicht durch einen Funkverkehr verraten und etwa der Gefahr eines Angriffes von Seiten vielleicht doch noch existierender Atlanter aussetzen. Die geplante Mars Expedition sollte Klarheit schaffen, ob es dort noch Atlanter gebe.

Es ergab sich ferner, daß der Sauerstoffpartialdruck der Innenatmosphäre der „Helon“ automatisch bis auf wenige Zehntelmillimeter konstant gehalten wurde. Der im Laufe der Äonen für Oxydationsvorgänge verbrauchte Sauerstoff wurde stets auf chemischem Wege regeneriert. Um die Metalle vor Oxydation zu schützen, waren sie mit einer dünnen Schicht von Rhodium überzogen.

Endlich schlug die Stunde des Abschieds. Brand, Keller, Gritelius und alle übrigen, die zum Erdmond zurückreisen sollten, besprachen mit Guibrand und seinen Leuten, die in der „Helon“ zurückblieben, noch ein letztes Mal alles Erforderliche. Dann schleusten sich die Rückkehrer in die „Urania“ ein. Das Raumschiff nahm zum Erdmond seinen Weg zurück, der diesmal mit besonders starkem Energie- und Ausstoßmaterialverbrauch verbunden war, da die Rückfahrt in einer Hyperbelbahn entgegengesetzt zur Fortbewegung der „Helon“ um die Sonne erfolgte. Im anderen Fall wären Jahre vergangen, bis die „Urania“ wieder auf dem Mond angelegt hätte.

Kallvind hatte inzwischen im Archiv von Atlanta eine Abhandlung aufgefunden, die sich mit dem Problem auseinandersetzte, ob bestimmte Formen von Lebewesen, die seit langen Jahrmillionen unverändert geblieben, aber auch nicht ausgestorben waren, in ihrem Keimplasma noch über genügende Entwicklungsmöglichkeiten zu neuen Mutationen verfügten, um bei durchgreifender Änderung der äußeren Lebensbedingungen ihre unterbrochene Weiterentwicklung wieder aufnehmen und fortsetzen zu können. Diese Frage wurde grundsätzlich bejaht und mit Experimenten gestützt. Aus diesen wurde die Schlußfolgerung gezogen, daß auch der Atlantopithecus noch die Möglichkeit einer Weiterentwicklung zu einer menschenähnlichen, intelligenten Form in sich trage, und es wurde in der Tat der Vorschlag daran geknüpft, ihn auf die Erde zu verpflanzen, also auf einen jungen Planeten, dessen Tierwelt noch der Krönung durch die Ausbildung einer sie alle beherrschenden intelligenten Form ermangelte. Wie die Menschen wußten, war dieser Vorschlag in die Wirklichkeit umgesetzt worden, und die ihm zugrunde liegende Annahme hatte volle Bestätigung erfahren. Die Erdenmenschheit war also das Ergebnis eines wissenschaftlichen Experimentes!

Leider hatte die Raumschiffahrt in diesen Tagen ihren ersten ernstesten Unglücksfall zu verzeichnen. Das auf seiner Jungfernfahrt von der Erde zum Mond befindliche neue Raumschiff „Nordstern“ hatte einen Zusammenstoß mit einem großen Meteoriten erlitten, wie es mit Fernspruch meldete. Es war schwer havariert worden, konnte aber seinen Weg zum Mond noch mit eigener Kraft fortsetzen. Nichtsdestoweniger eilte ihm sofort die „Selene“ zu Hilfe und übernahm noch im Weltraum den größten Teil der Besatzung und alle Fahrgäste des „Nordstern“. An Bord des letzteren blieben nur vier Mann zurück, um das Schiff auf dem Mond zu landen, — und die Toten! Drei Matrosen des Raumschiffes hatten sich im Bug befunden, der von dem seitlich entgegeneilenden Meteoriten vollkommen zerstört worden war. Die im vorderen Schiffsteil untergebrachte Steuerungszentrale war unbrauchbar geworden. Hier hatte sich die neuerdings eingeführte Konstruktion, die Schiffe mit zwei Steuerungsanlagen auszurüsten, erstmalig voll bewährt. Der beschädigte „Nordstern“ konnte tatsächlich mit eigenen Mitteln, ohne weiteren Schaden zu nehmen, landen. Sicherheitshalber war er mit langen, dicken Metalltrossen mit der „Selene“ verbunden worden, die erst nach

dem „Nordstern“ landete, ohne jedoch eingreifen zu müssen. Das luftdichte Schottensystem hatte sich gleichfalls ausgezeichnet bewährt. Die drei Matrosen waren unmittelbar durch den Meteoriten, der das Vorderschiff glatt durchschlagen hatte, getötet worden. Nach mehr als eineinhalb Jahren irdischer Weltraumschiffahrt waren sie als erste Opfer gefallen. Ihre Särge wurden in der Hauptstadt Atlanta mit der norwegischen Flagge bedeckt, da der „Nordstern“ ein norwegisches Schiff war, und Brand hielt die Leichenrede. Wer immer die Möglichkeit dazu hatte, nahm an der Leichenfeier teil. Auch das diplomatische Korps war vollständig erschienen. Die „Selene“ brachte hierauf die Särge zur Erde nach der Station Forellensee.

21. Die Mars Expedition

Auf der Erde und dem Mond hatte schreckliche Sorge um das Schicksal der „Urania“ und ihrer Besatzung geherrscht. Obwohl man sich sagte, daß eine Reise in solche Fernen des Raumes und die Rückkehr nicht in kürzerer Zeit verwirklicht werden könne als etwa in einem Jahre, und obwohl die Unterlassung des Funk- und Bildverkehrs mit der Expedition aus zwingenden Gründen vereinbart worden war, blieb doch das marternde Gefühl der Ungewißheit bestehen. Auch die Teilnehmer der Fernfahrt hatten sich oft Gedanken über die Geschehnisse in der Heimat gemacht. Es war daher begreiflich, daß die Heimkehr der Expedition allenthalben auf Erde und Mond mit ungeheurer Erleichterung und Freude aufgenommen wurde; diese steigerte sich noch, als die Ergebnisse dieser Fahrt der Öffentlichkeit bekanntgegeben worden waren.

Am Abend nach der Rückkehr der „Urania“ auf den Mond äußerte Keller in der besinnlichen Stunde nach dem gemeinsamen Abendessen mit Brand und Gritelius einen seiner berühmten phantastischen Gedanken. Er sprach über die mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit, daß die seinerzeit auf der Erde lebenden Atlanter bei ihrem Brauch, besonders begabten Vorfahren der heutigen Erdenmenschheit ihre Raumbildfilme vorzuführen, ihnen einmal auch Bilder von der „Helon“ gezeigt haben könnten. Vorfahren der Germanen hätten dann wohl die „Helon“ als die himmlische Heimat der Götter betrachtet, so daß Wotans Walhalla vielleicht nichts anderes als das atlantische Weltraumschiff „Helon“ gewesen sei, wofür sogar die zweite und dritte Silbe von „Walhalla“ sprächen. Brand strafte Keller mit einem vernichtenden Blick, gleichwohl verfolgte ihn der Gedanke trotz seiner anscheinenden Absurdität noch einige Zeit nachher in weit höherem Maße, als er sich selbst eingestehen wollte. Waren die Schlachtrosse der Walküren vielleicht die Kleinraumschiffe gewesen, mit denen die Atlanter zur „Helon“ gefahren waren? Hatten die Atlanter etwa die Körper gestorbener oder getöteter Menschen zum Zweck anatomischer Untersuchungen an sich genommen? Sicherlich mußten sie dies von Zeit zu Zeit getan haben. Und konnten sie dabei nicht den Menschen zur Begründung dieses absonderlichen Tuns erzählt haben, daß sie die Toten an einem fernen Ort wieder zum Leben erweckten? Brand riß sich gewaltsam zusammen und schalt sich selbst einen Toren, der Hirngespinnsten nachjage. Es galt Wichtigeres: Die Reise zum Mars mußte unternommen werden!

Auf dem Mond wurde nun die stärkste Sendestation, die sich nach wie vor in der Nähe der Felsstation befand, vergrößert und für den Verkehr mit dem Mars ausgebaut. Dieser Planet stand vor dem Zeitpunkt seiner Opposition zur Sonne, also auch seiner Erdnähe. Sie sollte eine der besonders günstigen sein und der Abstand des Mars von der Erde nur fünfundfünfzig Millionen Kilometer betragen. Die Sternwarten der Erde rüsteten sich bereits, um vielleicht diesmal neue Fortschritte in der Enträtselung der Geheimnisse des roten Planeten zu erzielen. Als die Opposition dann eintrat, begann die Mondsendsstation in atlantischer Sprache — zum ersten Mal seit 60 Jahrmillionen wieder! — ununterbrochen ihren Spruch zu senden: „Atlantis plera da Ara! Atlantis plera da Ara!“ („Atlantis ruft den Mars! Atlantis ruft den Mars!“) Diese

Sendung, im Zeitpunkt der Marsopposition begonnen, währte genau einen Marssterntag lang, also nach irdischer Zeitrechnung $24^h 37^m 22,65^s$. Dann schwieg der Mondsender. Keine Antwort war bis jetzt gekommen. Schon zweifelte man an einem Erfolg. Da kam plötzlich, genau vierundzwanzig irdische Sternzeitstunden nach Beendigung der Sendung, also nach einer vollen Erdumdrehung gegenüber dem Sternenhimmel, aus dem Weltall die Antwort: „Ara ka-kloro da Atlantis! Ara ka-kloro da Atlantis!“ („Mars hört die Atlantis! Mars hört die Atlantis!“) Dieser Ruf wiederholte sich genau vierundzwanzig Stunden irdischer Sternzeit lang.

Brand ließ nun den zehnten Teil eines Marssterntages verstreichen und dann die Antwort senden: „Wir hören euch! Hier spricht der Erdmond Slen, den ihr vor sechzig Millionen irdischer Jahre verlassen habt.“ Diesen Ruf sandte die Mondstation während des zehnten Teiles eines Marssterntages aus.

Pünktlich kam die Antwort nach einem Zehntteil eines irdischen Sterntages: „Mars hört und versteht Slen. Sendet rascher und wiederholt nur zehnmal! Wer seid ihr?“ Zehnmal wiederholte sich dieser Ruf.

Brand ließ alsbald gleichfalls mit zehnmaliger Wiederholung antworten: „Wir sind die Bewohner der Erde, euch ähnlich an Gestalt, Abkömmlinge eines Wesens vom Atlan, das eure Vorfahren auf die Erde verpflanzt haben. Habt ihr uns verstanden?“

Die Antwort vom Mars war: „Wir verstehen euch gut und grüßen euch als Brüder im All. Wieso kennt ihr unsere Sprache?“

Der Mondsender funkte zurück: „Wir haben auf dem Slen die Städte der Slenu-Roi und auf dem Südpol der Erde die atlantische Stadt Ku-Rone entdeckt. Aus ihren Archiven und ihrer Hinterlassenschaft haben wir eure Sprache erlernt. Wir wünschen mit euch in Verbindung zu treten und ein Raumschiff auf den Mars zu senden. Bewohner des Bruderplaneten, wollt ihr uns empfangen?“

Der Mars antwortete: „Kommt mit einem Raumschiff. Wir werden euch willkommen heißen und euch den Ort der Landung angeben. Wie nennt ihr euch in eurer Sprache?“

Jetzt war Brand in einiger Verlegenheit. Glaubten die Marsbewohner am Ende, die Erdbewohner hätten nur eine einzige Sprache? Vielleicht war es gefährlich, ihnen die Wahrheit bekanntzugeben. Schließlich machte Keller den Vorschlag, das lateinische Wort für „Mensch“ anzugeben.

Brand funkte also: „Unsere Art heißt ‚homo‘.“ Hier stockte er.

Der Zusatz „sapiens“ („weise“) wollte ihm nicht über die Zunge. Nach kurzem Zögern fuhr er fort:

„Wir wissen aus euren Raumbildfunkarchiven, wie ihr aussieht. Seid ihr die letzten Auswanderer von der Erde oder die Kinder der schon ursprünglich auf den Mars eingewanderten Atlanter?“

Unverzüglich kam der Bescheid: „Wir stammen von den letzten Atlantern ab, die euren Planeten vor siebentausend Jahren verlassen haben, und kennen daher euer Geschlecht.“ Hier konnte sich Keller nicht verhalten zu murmeln: „Die werden sich aber wundern!“

Die Stimme vom Mars fuhr fort: „Seither waren wir nicht mehr auf der Erde. Wir sind erstaunt, daß ihr in so kurzer Zeit in eurer Zivilisation so weit fortgeschritten seid.“

„Aha, er merkt etwas“, brummte Keller.

Der Martier fragte weiter: „Sprecht ihr Ägyptisch oder Sanskrit? Diese Sprachen sind bei uns bekannt, ebenso Chinesisch.“

Die Erdmenschten staunten zunächst, dann erst verstanden sie allmählich, denn der Martier hatte die Bezeichnungen dieser Sprachen natürlich in den betreffenden Idiomen selbst genannt.

Brand antwortete: „Unsere Menschheit ist schnellebiger als die eure. Ägyptisch und Sanskrit sind auf der Erde längst ausgestorbene Sprachen. Chinesisch versteht keiner der hier im Augenblick Versammelten. Es sind bei uns in der Zwischenzeit einige neue Völker mit anderen Sprachen entstanden.“

Keller war platt. Daß man sich mit den Marsbewohnern in alt-chinesischer Sprache unterhalten konnte, war das letzte, was er erwartet hatte. Der Chinese Li-Tai-Ming mußte sofort herbei!

Wieder kam die Frage vom Mars: „Haben eure Völker ihre Wissenschaft und Technik von unseren zurückgebliebenen Brüdern gelernt?“

Die Erdbewohner fühlten sich in ihrem Stolz etwas verletzt und erwiderten: „Wir haben unsere ganze Entwicklung selbständig durchgemacht. Von euren Vorfahren sind bei den lebenden Völkern der Erde keine Spuren erhalten geblieben. Wir wissen von ihnen erst seit ganz kurzer Zeit. Wir möchten aber jetzt auf Raumbildfunk umschalten. Gebt uns die nötigen Einstelldaten!“

Vom Mars kamen in der Tat die erforderlichen Angaben und die Mondsendsstation schaltete um. Kurz darauf antwortete der Mars: „Wir sehen euch und senden auch unsererseits Raumbildfunk.“ Es dauerte nicht lange, bis vor den Menschen plötzlich das Raumbild einer kleinen Schar von Atlantern stand. Keiner der Erdbewohner konnte seine Bewegung unterdrücken, waren es doch die ersten außerirdischen Sternbewohner, die *gegenwärtig* lebten und die man da scheinbar körperlich vor sich sah! Die Menschen gewahrten vor sich eine hohe Gestalt in anscheinend noch jugendlichem Alter mit männlichem Ernst, aber freundlichen Zügen, glattem mattweißem Haar und schwarzen Augen. Umgeben war dieser Mann von einigen anderen männlichen und weiblichen Atlantern, die sich in der Kleidung nicht nach dem Geschlecht unterschieden. Die Gewandung war noch immer ähnlich derjenigen, die die Menschen schon kannten: einfach, aber zweckmäßig und ziemlich farbenfreudig. Der Sprecher war in dunkles Rot gekleidet, die anderen in hellblaue oder sattgelbe Gewänder. Würde und aufrichtige Freude strahlten von dem Manne aus. Seine Kopfform und die seiner Gefährten war die der spätatlantischen Rasse, deren Bild den Menschen bereits aus den in Ku-Rone gemachten Funden bekannt war. Unter einem mächtigen Gehirnschädel lag eine im Verhältnis dazu sehr schmale Kieferpartie, die Ohrmuscheln waren klein und flach.

Unwillkürlich machte Brand eine Bewegung, die Hand des großen Martiers zu ergreifen, wurde sich aber im selben Augenblick bewußt, daß er nur ein Trugbild vor sich hatte.

Man merkte, daß auch die Atlanter sich des großen Augenblicks bewußt waren. Die Menschen sahen einander unwillkürlich an: Sie selbst vertraten ja die Erde. Vertraten sie

diese würdig? Was dachten die Atlanter über sie? Die Erdenmenschen waren lauter Männer, alle in der nach ihren Begriffen kleidsamen Uniform des Raumfahrtkorps des Mondreiches, doch barhäuptig wie die Martier. Für die beiden Gruppen war aber die Situation nicht die gleiche. Die Martier wußten seit undenklicher Vorzeit von der Existenz der Erdenmenschen und ihre Vorfahren hatten die Barbarenvölker der Erde noch unmittelbar gekannt. Die Erdenmenschen jedoch wußten erst seit ganz, ganz kurzer Zeit mit Sicherheit, daß sie Vettern im All gehabt hatten, und erst seit einem Tag, daß diese Vettern noch lebten.

Nun spielte sich ein längeres Zwiegespräch ab, in das auf beiden Seiten auch andere Teilnehmer eingriffen, bei den Erdbewohnern vor allem der chinesische Spezialist für Photogrammetrie Li-Tai-Ming. Brand erkundigte sich vorsichtig nach den Beziehungen zwischen den unterirdisch lebenden ersten Ansiedlern auf dem Mars und den viel später eingetroffenen Abkömmlingen der erdgeborenen Atlanter, mit welcher letzteren man es hier zu tun hatte. Die Martier wichen aber diesem Thema merklich aus. Anscheinend hatte Brand hier einen heiklen Punkt berührt. Umgekehrt waren aber auch den Erdbewohnern einige Fragen der Martier recht peinlich, die sich auf bestimmte Punkte der irdischen Kultur bezogen und vor allem die Einzahl oder Vielzahl der jetzt auf der Erde lebenden Völker zum Gegenstand hatten. Brand mußte schließlich zugeben, daß nicht wie auf dem Atlan ein herrschendes Einheitsvolk entstanden war, sondern daß noch immer eine Anzahl selbständiger Völker auf der Erde lebte. Er stellte die Sache aber in unbestimmter Weise so dar, als wären diese untereinander eines Sinnes und in einer die Erde umspannenden übernationalen Organisation lose vereinigt. Glücklicherweise ließen die Martier von diesem unangenehmen Gegenstand bald wieder ab, worauf Brand die Frage nach den Lotronen stellte. In diesem Augenblick verhielten sich alle Martier so, als hätte jemand auf der Erde in Gegenwart einer Dame eine grob ungehörige Bemerkung gemacht. Sie schwiegen sämtlich mit eisigen Gesichtern. Brand gab aber trotzdem nicht nach und wiederholte die Frage. Auf der Miene des Sprechers der Martier spiegelte sich mühsam unterdrücktes Widerstreben und Abscheu, dann überwand er sich und sagte: „Wir wissen nichts mehr von ihnen seit jenem Tag.“ Die Menschen ahnten, daß diese Ausdrucksweise eine atlantische Redewendung bedeute, um das Unglück ihres Stammplaneten nicht in Worten erwähnen zu müssen, und unterließen nunmehr weitere darauf abzielende Fragen. Immerhin, wenn die Antwort des Martiers auf Wahrheit beruhte, dann schien keine unmittelbare Gefahr eines Wiederauflebens des alten Streites mit den Lotronen oder gar die eines Eintretens der Erdbewohner in das unglückselige Erbe der Atlanter zu bestehen. Keller studierte inzwischen besonders die Gesichter der atlantischen Frauen, die ihm an sich zwar nicht übel gefielen, die jedoch für den Geschmack der Erdenmenschen als Riesinnen wohl viel zu groß gewesen wären, was allerdings mangels eines vergleichbaren Maßstabes im Raumbild nicht zutage trat. Was Keller in den Augen und beherrschten Mienen der Atlanterinnen lesen zu können glaubte, schien aber zu seinem Leidwesen nicht sehr schmeichelhaft für die Menschen und es wurde ihm mit Unmut bewußt, daß die Menschen der Erde für die Atlanter schließlich ja doch nur die geduldeten gewesen — eher hätte man sagen können, die gezüchteten — Abkömmlinge eines ihrer Haustiere sein mußten.

Noch eine weitere Frage stellte Brand, die ihn wahrscheinlich bei den Martiern nicht sehr beliebt machte, nämlich die, warum die Martier in den vergangenen Jahrtausenden und Jahrhunderten nicht auf die Erde zu Besuch gekommen seien. Man sah, wie der martische Sprecher kurz zögerte und dann stolz erwiderte:

„Wir wollten euch den Vortritt lassen!“

Hierauf ging er, um über das ihm vielleicht unangenehme Thema nicht weiter sprechen zu müssen, sofort darauf über, seine Einladung an die Erd- und Mondbewohner zu einem Besuch

auf dem Mars zu wiederholen, wobei er jedoch nochmals ausdrücklich von *einem* Raumschiff sprach. Die Menschen hatten dafür Verständnis. Andererseits glaubten sie nicht, daß ihnen von Seiten der Martier Gefahr oder Verrat drohe, zum mindesten nicht von der Rasse, die ihnen hier raumbildlich gegenüberstand. Die Erdbewohner, die in ihren Gesprächen mit den Martiern geflissentlich die Erwähnung des atlantischen Raumschiffes „Helon“ vermieden hatten, nahmen die Einladung mit aufrichtiger Freude und höflichem Dank an und vereinbarten einen Termin in vier Erdwochen, also Ende Oktober. Als Landungsort wurde ihnen jene Gegend angegeben, die auf den irdischen Marskarten als „Thule I“ bezeichnet ist. Der Sprecher der Martier sagte zu, rechtzeitig vor dem Antritt der Reise eine gute Marskarte „hinüberzufunkn“, und beide Teile vereinbarten für die nächste Zeit Fortsetzungen der Gespräche nach jeweils zwei Marstagen. Dann nahm der Martier Abschied mit dem Wunsche, die Sonne möge der Erde und ihrem Monde warm leuchten. Dies schien eine bei ihnen übliche Abschiedsformel zu sein; sie war nicht ganz unbegreiflich in Anbetracht des kalten Klimas, das auf ihrem Planeten herrschen mußte. Brand wollte nicht weniger höflich erscheinen und wünschte den Martiern viel Wasser auf ihrem Planeten. Er hatte dabei kein ganz gutes Gewissen und fürchtete, die Martier könnten seinen improvisierten Wunsch als Ironie auffassen. Es schien aber vielmehr, als wüßten sie seine Höflichkeit zu schätzen, eine Höflichkeit, die man dem Barbaren von der Erde wohl kaum zugetraut hatte.

Brand und Keller schritten nunmehr fieberhaft an die Vorbereitungen zur Marsreise der „Urania“. Die Astronomen und ihre Rechner arbeiteten beschleunigt die Fahrtdaten des Raumschiffes aus. Es waren jetzt noch mehr als drei Wochen bis zum Antritt der Reise übrig. Inzwischen entfernte sich der Mars immer mehr von der Erde. Die „Urania“ mußte den Mars in einer Hyperbelbahn fast senkrecht zur Erdbewegung um die Sonne zu erreichen trachten und daher zweckmäßig eine doppelt so große Geschwindigkeit annehmen, wie seinerzeit bei der Reise zur „Helon“. Das bedeutete aber verlängerte Strapazen für die Besatzung und riesigen Energie- und Wasserstoffverbrauch. Einschließlich der Landungsmanöver war eine Reisedauer von ungefähr acht Tagen vorgesehen. Am 27. Oktober erfolgte der Start. Brand, Keller, Kallvind und Gritelius waren die Leiter der Expedition. Wie vorausgesehen, verursachte die Reise in der Tat eine außergewöhnliche Anstrengung für die Besatzung der „Urania“, die sich auf dreißig Mitglieder belief. Während des ganzen Flugs stand das Schiff mit der Marsstation in Verbindung. Die Martier verfolgten ihrerseits gespannt den Flug der „Urania“, des ersten irdischen Raumschiffes, das sie kennenlernen sollten.

Anfangs erschien der gelbrote Planet im Teleskop der „Urania“ als Scheibe ohne viele Einzelheiten, da seine Oberfläche teilweise durch Dunst verschleiert war. Nur der eine Polareisfleck, der gerade Winter hatte, war ganz deutlich zu erkennen. Dann traten jedoch immer mehr Einzelheiten auf der Planetenscheibe hervor, die Gliederungen der „Meere“ und „Küsten“ wurden schärfer und schließlich löste sich das Fernrohrbild in eine Reihe verschiedenfarbiger Flecke auf, die vom dunklen Blaugrün bis zum leuchtenden Gelbrot der Wüstengebiete und dem schneeigen Weiß der Polarzone wechselten. Zusehends, täglich merkbarer, kam der Planet näher; voll Spannung klopften die Herzen der Menschen.

Als sich die „Urania“ dem Mars bis auf fünf Millionen Kilometer genähert hatte, kündigte die Marsstation an, daß zwei Raumboote der Martier das irdische Raumschiff einholen und ihm das Ehrengelächte zum Landungspunkt geben würden. Brand und Keller sahen einander an. Also beherrschten die Martier doch noch den Raumflug! Warum sandte man ihnen dann kein großes Schiff entgegen? Verfügten die Martier über keine solchen mehr? Regungen eines leichten Mißtrauens unterdrückten sie aber schnell. Schließlich hätte es ja auch irdischer Höflichkeit entsprochen, ein Fernraumschiff von einem fremden Stern feierlich mit eigenen Schiffen zu empfangen. Sie funkten also ihr Einverständnis zum Mars und auch den Dank für den Willkomm. Bald schon zeigte die Fernsehkamera die beiden heraneilenden Raumboote,

die wohl auch zum Verkehr in der Planetenatmosphäre bestimmt waren und daher tropfenförmige Gestalt besaßen. Am hinteren Rumpfende trugen sie kurze Schwanzflossen. Sie kamen augenscheinlich mit gewaltiger Geschwindigkeit heran und nach zwei Stunden fand die Begegnung statt. Die martischen Raumschiffe umkreisten die „Urania“ einmal vollständig und schlugen dann einen zu ihr parallelen Kurs ein. Aus den Lautsprechern tönten Worte des Willkommens und Grußes, die Brand herzlichst in atlantischer Sprache erwiderte. Die beiden martischen Schiffsführer waren in Raumschiffkleidung, so daß man bei der Raumbildfunkübertragung ihre Züge nicht erkennen konnte. Sie unterstrichen ihre Begrüßungsworte dadurch, daß sie die rechte Hand auf die Gegend des Herzens legten. Offenbar hatte sich diese den Menschen bisher an den Atlantern unbekannteste Geste auf dem Mars als Grußform herausgebildet. Brand wollte nicht weniger höflich sein und vollzog dieselbe Geste in der Hoffnung, damit nicht etwa nach martischer Etikette einen groben Fehler zu begehen.

Die „Urania“ war dem Planeten, dessen Oberfläche nun reiche Schattierung durch Flecken aller Art aufwies, bereits so nahe, daß seine Kugelgestalt fast schon nicht mehr erkennbar war. Sie tauchte in die Marsatmosphäre tangential ein und bremste damit ihre Geschwindigkeit ab. Mehrmals durchfuhr sie so die Luftschichten des Planeten, bis sie sich langsam in mehr als zwanzig Kilometer Höhe dem Gebiet von „Thule I“ näherte. Ständig war sie von den beiden martischen Raumbooten geleitet, die gegen das riesige Schiff der Erdbewohner wie winzige Zwerge erschienen. Das Raumschiff senkte sich nunmehr langsam auf die Landungsstelle hinab. Im Fernrohr konnte man einen hellblauen Kreis erkennen, in dem sich ein ebenso gefärbtes Kreuz befand. Der Mittelpunkt des Kreuzes war der Landungsplatz. Ihn visierte die „Urania“ an und näherte sich ihm ganz sachte. Noch fünftausend Meter betrug die Entfernung, bald nur noch dreitausend. Schon konnte man mit freiem Auge im Periskopbild Gruppen von Marsbewohnern gut erkennen, die gespannt der Landung des Schiffes entgegen sahen, das von einem fremden Planeten herkam und die erste leibliche Begegnung verwandter Intelligenzen des Sonnensystems bringen sollte. Riesengroß lastete die Spannung auf den Erdenmenschen. Brand hatte nach Möglichkeit seine Auswahl unter überdurchschnittlich großen, gutgewachsenen jungen Männern getroffen. Er wollte mit seiner Schar ja doch einen möglichst günstigen Eindruck bewirken! Die Martier hatten ein großes ringförmiges Auffanggerüst in Stellung gebracht, auf das die „Urania“ aufsetzen sollte. Nur noch zwanzig Meter war das Schiff davon entfernt, noch fünfzehn, zehn, fünf Meter... und jetzt berührte es mit einem auffallend leisen Geräusch den Ring. Die dünne Marsluft verursachte einen viel leiseren Schall, als dies auf der Erde der Fall gewesen wäre. Die „Urania“ war auf dem Planeten Mars gelandet!

Das Raumschiff öffnete seine Ausstiegluken, eine breite Leiter für den Abstieg wurde hinabgelassen, und dann kamen Brand und Keller in ihren Raumanzügen als erste zum Vorschein. Die Raumanzüge für den Aufenthalt auf dem Mars waren von leichterer Konstruktion, da die Schwerkraft auf dem Mars immerhin noch ein Drittel der auf der Erde herrschenden Schwere betrug und daher ein normaler Raumanzug von mehr als zweihundert Kilogramm Gewicht auch auf dem Mars siebzig Kilogramm gewogen hätte. Mit diesen leichten, vor allem — da die kosmische Strahlung durch die Marsatmosphäre sowieso absorbiert wurde — nicht mit Blei gefütterten Raumanzügen hatten die Menschen zusammen mit ihrem eigenen Körpergewicht ungefähr dasselbe Gewicht wie ohne Raumanzüge auf der Erde. Sie konnten sich daher in gewohnter Weise fortbewegen. Die beiden Führer der Expedition stiegen vorsichtig auf den Boden des Mars hinab und standen vor einer Gruppe hochgewachsener Atlanter, die grüßend ihre rechte Hand zur linken Brustseite führten. Brand und Keller wiederholten diese Geste. Keller ertappte sich dabei, als er zu einer förmlichen Verbeugung ansetzen wollte. Gerade noch rechtzeitig unterdrückte er diese auf dem Mars jedenfalls gänzlich unbekannteste und wahrscheinlich lächerlich wirkende Bewegung. Die

Raumanzüge waren mit Hörgeräten und Lautsprechern versehen, damit ihre Träger sowohl die in der Marsluft gesprochenen Worte von außen aufnehmen und verstehen, als auch sich untereinander verständlich machen konnten.

Nun folgten einige Begrüßungsworte des Führers der Marsdeputation, die Brand seinerseits mit dem Ausdruck der außergewöhnlichen Freude erwiderte, nunmehr zum erstenmal in Wirklichkeit Vertreter des berühmten Atlantergeschlechtes vor sich zu sehen, von dem die Erdenmenschen schon aus dessen Hinterlassenschaft so viel Großartiges wußten. Auf den Zügen der Martier, unter denen sich auch einige Frauen befanden, erschien bei diesen Worten die Andeutung eines freundlichen Lächelns. Der martische Sprecher antwortete, die Martier freuten sich außerordentlich darüber, daß ihre Brüder vom Planeten Erde, auf dem ja die Vorväter der hier versammelten Martier geboren worden seien, nunmehr als Vertreter einer Hochkultur bei ihnen erschienen seien und daß in deren Person der Bruderplanet Erde den Gegenbesuch abstatte. Er erwähnte dann mit ernster Miene den Stammplaneten beider Rassen, den Atlan, dem diese ihr Dasein verdankten, so daß der Begriff „Atlanter“ die Menschen vom Mars und die Menschen von der Erde vereinige. Brand und Keller sowie die übrigen inzwischen nachgekommenen Erdenmenschen ahnten, welche außergewöhnliche Ehrung der Führer der Marsabordnung damit ausdrückte, daß er die Erdenmenschen als Atlanter anerkannte.

Zehn von den Erdbewohnern blieben vorläufig in der „Urania“ zurück, während die anderen zwanzig den Martiern zu einem propellerlosen, gedungen aussehenden, kurzflügeligen Luftfahrzeug folgten, das einen Fassungsraum für mehr als hundert Personen hatte und sich rasch in die Luft erhob. Kaum fünfzehn Minuten währte der Flug, dann landete die Maschine schon im Zentrum einer ausgedehnten Stadt mit niedrigen Häusern, die alle flache Dächer besaßen und mit ihrer rotgelben Farbe gut zur umgebenden Wüste paßten. In einiger Ferne ging das Rotgelb des Sandes in dunkles Blaugrün über. Dort begann offenbar eine Vegetationszone. Mit dem Fernglas konnte man eine Art niedrigen Waldes oder Busches erkennen. Die Erdbewohner wurden in ein großes, wenngleich nur zweistöckiges Haus gebracht, das von einem Garten umgeben war. Den Boden bedeckte eine Art von Moos, zwischen dem kleine, aber sehr zarte, bunte Blumen hervorleuchteten. Blühende Büsche erfüllten den Garten in gefälliger Anordnung.

Das Tor des Hauses erwies sich als ein Schleusentor. Als die Erdenmenschen und die Martier die zweite Türe passiert hatten, merkten sie, wie ihre bisher so schwach vernehmbaren Stimmen plötzlich voll klangen, fast wie auf der Erde. Die Martier forderten sie auf, nun ihre Helme und Raumanzüge abzulegen, da die Zusammensetzung der hier vorhandenen Innenluft ähnlich derjenigen auf der Erde sei. Die Menschen folgten der Einladung und stellten fest, daß der hier herrschende Luftdruck etwa dem Druck auf hohen irdischen Bergen entspreche. Wohl bereitete ihnen der rasche Wechsel Schwierigkeiten; Ohrensausen und Kurzatmigkeit stellten sich ein, doch besserte sich diese Erscheinung durch die Gewöhnung allmählich. Die Marsbewohner litten sichtlich schwer unter der — für ihre Begriffe — viel zu dichten und sauerstoffreichen Luft. Was sie den Erdenmenschen über die Marsatmosphäre berichteten, überzeugte diese, daß erdgeborene Menschen und Tiere in der dünnen, sauerstoffarmen Marsluft nicht leben konnten. Druck und Zusammensetzung der Innenluft dieses Hauses waren von den Martiern, die noch von den Berichten ihrer Vorfahren her über die Verhältnisse auf der Erde Bescheid wußten, eigens für das Wohlbefinden der irdischen Gäste entsprechend geändert worden. Einer der Martier, der den Erdenmenschen als persönlicher Betreuer zugeteilt wurde, um nach Möglichkeit ihre Wünsche zu erfüllen und für sie zu sorgen, teilte ihnen mit, daß in einer Anzahl von Zimmern nebenan für sie Erfrischungen bereit ständen und jeder anschließend Gelegenheit haben werde, sich in seinem Schlafzimmer von den Anstrengungen der Reise auszuruhen. Die Erdenmenschen wußten,

daß es bei den Atlantern Sitte war, allein zu speisen, niemals jedoch in großen Tischgesellschaften, eine Sitte, die den Erdenbewohnern vom Standpunkt einer höheren Kultur aus durchaus vernünftig und sympathisch erschien. Sie folgten also der freundlichen Einladung und begaben sich einzeln in ihre Speisezimmer, wo alsbald, aus verborgenen Wandfächern hervorgezaubert, appetitlich duftende Speisen und wasserklare Getränke erschienen. Die Speisen wurden mit den atlantischen Eßstäbchen und Löffeln eingenommen. Die Getränke befanden sich in breitrandigen Pokalen, wie sie den Menschen schon aus dem erstentdeckten „Mondrestaurant“ in Atlanta bekannt waren. Die klare Flüssigkeit war jedoch nicht reines Wasser, sondern eine Art wahrscheinlich chemisch hergestellten Fruchtsaftes von sehr belebender Wirkung. Die Speisen schienen alle aus einer chemischen Küche zu stammen, mundeten aber ausgezeichnet und wiesen zweifellos einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den chemischen Erzeugnissen der Mondküche auf, obwohl schon diese das Wohlgefallen der Erdbewohner gefunden hatten.

Nachdem die Männer sich gestärkt hatten, wurden sie in ihre Einzelschlafräume geleitet. Diese enthielten nur wenig, aber geschmackvolles Mobiliar aus Leichtmetall. Holz war nirgends zu sehen. Wahrscheinlich gab es auf dem Mars keine Bäume mehr, oder sie waren sehr selten geworden. Die Ruhebetten waren verdeckt angebracht und im Fußboden versenkbar und bestanden gleichfalls aus Leichtmetall mit weichen Einlagen aus einem weißen porösen Kunststoff, aus dem auch die Bettüberzüge und Decken hergestellt waren. Das Tageslicht, das auf dem Mars viel schwächer und milder als auf der Erde war, konnte durch Rollfensterläden abgeschirmt werden. Die Fenster selbst waren luftdicht verschlossen, doch wurde die Innenluft durch ein ausgezeichnetes Ventilationssystem ständig erneuert. Bald schlummerten die Menschen, die alles Mißtrauen abgelegt hatten, friedlich und hatten ihre ersten Träume auf dem Mars.

Als Brand erwachte, fiel sein Blick auf eine Wanduhr, die sich dem Bett gerade gegenüber befand. Sie zeigte 8^h 76^m. Da Brand die atlantische Zeiteinteilung in zehn Tagesstunden zu je hundert Minuten zu je hundert Sekunden kannte, wobei der Tag von Mittag ab gezählt wurde, war anzunehmen, daß auch auf dem Mars eine analoge Zeiteinteilung bestand. Demnach wäre es nach irdischer Zeiteinteilung jetzt 9^h 01^m früh gewesen. Es war also längst Zeit zum Aufstehen. Seitwärts vom Kopfende seines Bettes war eine Art Hausteleskop angebracht. Brand stellte auf einer quadratischen Wahltafel die Zimmernummer seines Freundes Bertram ein und war alsogleich auch schon mit ihm verbunden. Er brauchte bloß zu sprechen und zu hören. Richtig vernahm er alsbald die fluchende Stimme Bertrams:

„Potz Mars und Lotron! Welcher kosmische Raumteufel stört mich hier mitten in der Nacht?“

Während Bertram sprach, erschienen seine Worte in atlantischer Schrift gedruckt auf einer mit dem Telefon verbundenen weißen Tafel, so daß ein etwaiger Hörfehler sogleich zu entdecken war.

„Steh auf, Teuerster!“ rief Brand. „In den nächsten Minuten serviert eine hübsche Marsmaid im Frühstücksraum den Morgenkaffee!“

„Kaffee ist gut! Zur ‚Helon‘ mit der Marsmaid! Die sind mir alle viel zu groß, ich schwärme nicht für Riesenweiber“, gröhlte Bertrams Stimme, die den Raum zu erfüllen schien, ohne daß man hätte angeben können, von woher sie kam. „Aber, weil du’s bist: Ich komme in einer halben Stunde zum Frühstück. Hoffentlich bestellst du mir inzwischen etwas Feines!“

Peter suchte das an den Schlafrum anschließende Badezimmer auf, das eine prächtige flache Wanne aus rotgelben Steinen enthielt. Wegen ihrer für die Erdenmenschen passenden Größe vermutete er, daß man eigens ihretwegen martische Kinderbadewannen angebracht habe. Bald hatte er den Mechanismus entdeckt, mit dessen Hilfe in die Wanne milchiges Wasser von lauer Temperatur einströmte. Als er einen anderen Griff betätigte, wurde das Wasser schnell wärmer. Es enthielt eine Emulsion, die die Stelle der irdischen Seife vertrat, jedoch keinerlei Geschmack aufwies und nicht wie das Seifenwasser in den Augen brannte. Ein Druck auf einen Wandknopf brachte einen Spiegel vor sein Gesicht, ein zweiter Knopfdruck einen metallischen Arm, an dessen weich schmiegsamem, kautschukartigem Ende sich ein Schlitz befand. Als Brand diesen anschmiegsamen Schlitz auf seine Hand brachte, fühlte er eine ganz sanfte Massage der Haut, und als er hinblickte, waren an der berührten Stelle alle Haare verschwunden. Es handelte sich also um einen idealen Rasierapparat. Allsogleich machte Brand die Probe: Es war wirklich so, wie er gedacht hatte. Binnen zwei Minuten war er tadellos rasiert, kein feinstes Härchen war übriggeblieben. Dabei war die Rasur mit einem angenehm prickelnden Gefühl verbunden. Es schien sich um eine Art elektrischer Massage mit gleichzeitiger Wirkung feinsten Messerchen zu handeln, die die Barthaare dicht an der Haut abschnitten. Brand beschloß, um jeden Preis einen solchen martischen Rasierapparat zu erwerben. Später erfuhr er, daß bei den Martiern, wenigstens bei dem Typ, den sie hier kennenlernten, beide Geschlechter jeden Körperhaarwuchs mit Ausnahme der Haare auf dem Haupte verloren hatten und der Rasierapparat nur für den Fall von Operationen Verwendung fand. Er war in diesem Haus eigens für die Erdbewohner angebracht worden.

Ein Knopfdruck brachte eine Brause zum Vorschein. Als Brand die Wanne verließ, senkte sich der Wasserspiegel rasch, und aus vorher verborgenen Öffnungen floß von allen Seiten Spülwasser nach, während automatische Bürsten, die an beweglichen Armhaltern aus der Wand oberhalb der Wanne austraten, das Innere gründlich schrubbten. Warme Luftströme aus selbsttätig zum Vorschein kommenden Rohrmündungen trockneten rasch die Bürsten, die Wände und den Boden der Wanne und binnen wenigen Minuten war die Wanne so sauber wie vor ihrer Benutzung. Als Peter sich umblickte, waren aus verborgenen Fächern der Zimmerwand weiche Handtücher erschienen. Zwei davon befanden sich an zwei Armhaltern mit Gelenken. In der Mitte darunter war eine poröse, fliesenartige, quadratische Platte zu sehen, auf die Brand probeweise stieg. In diesem Augenblick begannen die Handtücher sich ihm zu nähern, bis sie ihn erreicht hatten, und dann trockneten sie ihn automatisch unter gründlichem Frottieren ab.

Peter Brand mußte über die seltsame Bedienung herzlich lachen. Er erfuhr später, daß das richtige Abtasten der Körperkonturen von lichtelektrischen Zellen gesteuert wurde. Wie staunte er aber, als in dem Augenblick, wo er die Fliesenplatte verließ, sich drei Wandschränke öffneten, von denen der eine bequeme breite Schuhe und Strümpfe, der andere Unterwäsche und der dritte einen vollständigen martischen Anzug darbot. Die Auslösung des Mechanismus erfolgte in diesem Falle mittels kombinierter Erregung einer chemischen Zelle, die auf die unendlich feinen Duftstoffe reagierte, die die frisch gewaschene menschliche Haut abgab, und einer Thermozelle, die auf die Temperaturerhöhung der frottierten Körperoberfläche ansprach. Ohne daß Brand es wußte, war eine ganz sanfte Bestrahlung durch einen Elektronenstrom erfolgt, die die rein mechanische Massagewirkung der Frottiertücher verstärkt hatte. Unklar war ihm nur, woher die Martier seine Körpermaße wußten, denn alles paßte tadellos. Daß ihn unsichtbare Aufnahmeapparate in der Wanne von allen Seiten fotografiert und seine Körpermaße in eine mechanische Schneiderei-anstalt gemeldet hatten, wo im Handumdrehen die nötigen Bekleidungsstücke automatisch hergestellt wurden, konnte er freilich nicht wissen. Nach martischen Begriffen hätten sie ja allerdings der Kleidergröße halbwüchsiger Jugendlicher entsprochen. In dem mehrteiligen

Spiegel bewunderte sich Brand in seiner martischen Kleidung. Als Draufgabe spendete der Spiegel wohlgelungene kopierte Filme von Brand aus den verschiedensten Blickrichtungen. Er fand, daß er in der Martierkleidung gut und flott aussehe. Wohlgelaunt begab er sich in sein Frühstückszimmer.

Keller befand sich noch nicht im Nachbarraum, doch mußte Brand dort nicht lange warten, bis sich die Türe selbsttätig öffnete — und ein kleines Wägelchen, eher ein fahrbarer Stuhl, Keller hereinbrachte. Dies sah so urkomisch aus, daß Brand in schallendes Gelächter ausbrach und atemlos vor Lachen Keller fragte, welche Kinderfrau ihn in dieses Wägelchen für martische Babies gesetzt habe. Keller war ein wenig verlegen und gestand, daß er voll Neugier verschiedene Knöpfe in seinem Schlafzimmer ausprobiert habe. Einer hatte eine Seitenwand des Zimmers zum öffnen veranlaßt und den Eingang zu einem Lift freigegeben, den er aber nicht benutzte. Ein anderer habe plötzlich den von Brand belächelten „Kinderwagen“ aus dem Erdboden aufsteigen lassen und, als er sich hineinsetzte, sei das Teufelsgefährt mit ihm auch schon schnurstracks in das Frühstückszimmer losgefahren. Als beide nun das Vehikel näher untersuchten, sahen sie auf einer Armlehne des fahrbaren Stuhles eine Tastatur. Zufällig hatte Keller gerade den richtigen Knopf berührt.

„Stell dir vor“, brüllte Brand unter atemlosen Lachen, „wenn du auf einen falschen Knopf gedrückt und wo anders eine unfreiwillige Morgenvisite abgestattet hättest, wo du vielleicht nicht willkommen gewesen wärest oder man deinen unangemeldeten Besuch falsch ausgelegt hätte!“

Keller saß anfangs erschüttert, als ihm nachträglich sein Glück im Unglück faßlich wurde. Um ein Haar war er vielleicht einer furchtbaren Bloßstellung vor den Marsbewohnern entgangen. Dann aber faßte er sich wieder und gab der Vermutung Ausdruck, daß dieses Haus derzeit sicherlich ja nur von den Erdenmenschen bewohnt sei, zumal sich die Martier in der ungewohnt dichten Luft sehr unbehaglich fühlen müßten. Außerdem zweifelte er kaum daran, daß die martische technische Genialität auch Schicklichkeitsverletzungen mit Hilfe von Photo- und Thermozellen und Elektronengeräten zu verhindern wisse. Übrigens trügen die Marsbewohner selbst Schuld, wenn die Menschen einen Fauxpas begingen, da überall die Gebrauchsanweisungen oder Aufschriften für die mechanischen Vorrichtungen fehlten.

„Das kann ich dir erklären“, grinste Brand: „Die Martier würden es als beleidigende Geringschätzung unserer Intelligenz ansehen, wenn sie diese durch das Anbringen von Aufschriften offenkundig anzweifelten. Man sieht, du wirst noch viel lernen müssen, um die außerordentliche seelische Höhe der Marskultur zu erfassen und auf dem Mars als feiner Mann zu gelten.“

Das Frühstück wurde von der Chemie des Mars bestritten und war reichhaltiger, als die beiden Freunde es vertrugen. Sie aßen jeder nur wenig und hofften, die Martier dadurch nicht zu beleidigen. Keller wagte es nicht, sich nochmals dem „Zimmerautomobil“ anzuvertrauen, und ging mit Brand lieber zu Fuß in dessen Schlafzimmer, wo er mit dem Fernsprecher das tags zuvor vereinbarte Signal gab. Als bald ertönte die Stimme ihres martischen Führers, der die Freunde einlud, ihn im Bibliotheksraum zu erwarten, dessen Lage er ihnen angab. Bevor sie dort hingingen, rief Brand hintereinander seine achtzehn Gefährten an, von denen die meisten noch im Schlaf lagen, einige andere aber gleich ihm bereits gebadet und gefrühstückt hatten. Er bat sie alle, sich zurechtzumachen und auf Abruf bereit zu halten.

Der Bibliotheksraum war wundervoll ausgestaltet. An einer Wand befanden sich gedruckte, an einer anderen Wand phonographische Bücher, wie sie die Menschen schon aus den Mondarchiven kannten. An der dritten Wand standen in Regalen Kassetten mit

Raumbildfilmen. Die vierte Wand hatte drei große, luftdichte Fenster, die bis an die Decke reichten. Die Bibliothek hatte die Größe eines kleinen Saales und enthielt mehrere geschlossene schalldichte Kabinen mit der Sitz- und Lesevorrichtung für die phonographischen Bücher, außerdem konnten dort auch Raumbildfilme betrachtet werden. So war es möglich, daß bis zu fünf Besucher gleichzeitig, ohne einander zu behindern, Phonogramme oder Raumbildfilme studierten. Im übrigen Bibliotheksraum gab es eine Anzahl Lesestühle von ähnlicher Konstruktion, wie man sie schon auf dem Monde vorgefunden hatte. In der Nähe der Fenster standen rollbare Leichtmetallstühle, die mit weichen Geweben ausgepolstert und nach Höhe und Breite verstellbar waren. Brand und Keller waren froh, unbeobachtet ihre Stühle ihrer eigenen Körpergröße anpassen zu können.

Bald darauf erschien ihr Mentor, der sie in martischer Weise mit der Handbewegung zum Herzen begrüßte. Auffallenderweise fragte er nicht, wie sie geruht hätten. Wahrscheinlich zählte Schlafen gleich dem Essen auf dem Mars zu den animalischen Verrichtungen des menschlichen Individuums und wurde daher mit Diskretion behandelt. Vielmehr wünschte er ihnen, daß ihnen der neue Tag zu Nutz und Freude sein und ihr Wohlbefinden vermehren möge. Die Menschen kannten die martischen Höflichkeitsformen noch nicht und begnügten sich daher damit, sich für die bisherige ausgezeichnete Aufnahme wärmstens zu bedanken und zu versichern, daß ihnen alles, was sie bis jetzt auf dem Mars gesehen hätten, überaus Wohlgefallen habe. Der Martier lächelte nachsichtig, wie es schien, und meinte, die Menschen würden noch manches von ihm erfahren, das ihnen vermutlich nicht so gut gefallen werde. Die Art, in der er dies sagte, war aber so, daß darin nicht etwa eine versteckte Drohung, sondern eher ein gewisses Bedauern über Unzulänglichkeiten des eigenen Planeten zu liegen schien. Dann bat er sie, ihre Reisegeossen herbeirufen zu dürfen. Als diese nach einer irdischen Stunde alle in der Bibliothek versammelt waren, erschien ein Martier, der anscheinend die Aufgabe eines Bedienten oder Aufwärters versah, dem man aber an seiner stolzen Haltung nichts davon hätte anmerken können. Wahrscheinlich war seine Tätigkeit auf dem Mars jeder anderen gleichgeachtet, wie Brand im stillen überlegte. Dieser Martier bat die Anwesenden um die Erlaubnis, ihre Stühle vor dem Führer der Martier aufstellen zu dürfen, wobei er sie rasch erdenmenschlichen Körpermaßen anpaßte, und verschwand darauf lautlos, wie er gekommen war.

Zwar hatte der Martierführer am vorhergehenden Tag beim Empfang seinen Namen genannt, doch hatten die Menschen ihn nicht im Gedächtnis behalten. Er stellte sich, dies wohl vermutend, heute nochmals vor. Er hieß Gro-Te und war Rektor der martischen Großuniversität, wie Brand die Bezeichnung dieser Lehranstalt übersetzte. Von nun an nannte er den schlanken Martier mit dem schmalen, kühnen Gesicht bei sich einfach „Professor Grote“. Anschließend stellte Brand seine Mitarbeiter und Reisekameraden der Reihe nach dem Martier vor, was dieser jedesmal mit einer freundlich anmutenden Handbewegung aufnahm. Als diese gegenseitige Vorstellung beendet war, setzten sich alle Anwesenden, und der Martier begann zu sprechen.

22. Auf dem Mars

Gro-Te, den man nach irdischem Maßstab auf etwa fünfundvierzig Jahre geschätzt hätte, war nicht nur der Rektor der martischen Großuniversität, an der er Astronomie lehrte, sondern gleichzeitig Staatsminister für das Sonnensystem. Die Martier stammten von einem Geschlecht, das nacheinander verschiedene Planeten bevölkert und die Weltraumfahrt so betrieben hatte wie die Erdbewohner die Ozeanschiffahrt. Daher benötigte die Marsregierung auch ein Ministerium, das sich die Beziehungen zu anderen Sternen angelegen sein ließ. Allerdings hatten sich in den letzten Jahrtausenden diese Beziehungen fast auf Null

vermindert. Man vermied Besuche auf der Erde und dem Mond, weil eine alte Überlieferung besagte, es sei der Wille der Vorväter gewesen, die Erdenmenschheit unbeeinflusst von ihren älteren Brüdern ihre eigene Entwicklung nehmen zu lassen. Eine Verbindung mit den irdischen Menschen sollte erst wieder aufgenommen werden, wenn sie durch die Erdbewohner selbst hergestellt werde, nicht eher. Die Martier waren sich darüber klar, daß eine frühere Einmischung in die Geschichte der Menschheit diese über kurz oder lang unweigerlich zu einer minderwertigen Sklavenrasse hinabdrücken müsse und vielleicht sogar zu Feindseligkeiten führen würde. Interplanetarische Kämpfe sollten aber in Hinkunft unter allen Umständen vermieden werden. Wenn die Martier warteten, bis die Erdenmenschen reif genug geworden wären, um von sich aus die Verbindung mit anderen Sternen zu suchen, würde eine gemeinsame Ebene der Verständigungsmöglichkeit gegeben sein. In diesem Falle könne man auf eine Aufnahme friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen mit den jüngeren Vettern rechnen. Gro-Te gab nun allerdings seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß sich diese Entwicklung der irdischen Menschheit so außerordentlich schnell vollzogen habe. Er erinnerte dabei an die vielen Jahrtausende, während deren die atlantische Menschheit ein von Technik und Naturwissenschaften kaum berührtes Dasein geführt habe. Die Atlanter waren gewöhnt, in Jahrtausenden und Jahrtausenden zu rechnen. Sie hatten nicht geglaubt, daß die Erdenmenschen vor einer halben bis ganzen Jahrtausend auf dem Mars erscheinen würden. Um so erfreuter waren sie, daß bereits ihre gegenwärtige Generation mit den nachgeborenen Brüdern in Verbindung treten konnte.

Im übrigen war, wie er erzählte, bei den Martiern inzwischen das Interesse an der Raumfahrt weitgehend erlahmt. Nur gelegentliche Besuche auf der Venus fanden noch statt. Zum erstenmal wurde jetzt von Gro-Te das Raumschiff „Helon“ erwähnt. Brand kämpfte mit sich und entschloß sich endlich, Gro-Te mitzuteilen, daß die Erdbewohner aus den atlantischen Archiven von der „Helon“ Kenntnis gewonnen und sie besucht hatten. Er gab sogar zu, daß sich gerade jetzt eine Studienkommission dort befinde. Wider Erwarten machte dies auf den Martier nicht den befürchteten Eindruck. Er blieb gleichmäßig freundlich und schien das Interesse der Menschen für das atlantische Schiff ganz natürlich zu finden. Ja, es war sogar zu erkennen, daß ihn Stolz über diese großartige Leistung seines Geschlechtes erfüllte und daß er als sicher annahm, daß auch die Menschen die gleiche Bewunderung dafür hegten.

Brand war darüber sehr froh und sprach zu Gro-Te davon, welch ehrfürchtiges Staunen die Menschen bei der Erforschung der „Helon“, jenes für viele Jahrtausende berechneten technischen Kunstwerkes der alten Atlanter, erfaßt hatte. Damit glitt das Gespräch von diesem Thema wieder hinweg. Gro-Te versicherte, daß die Martier über große Raumschiffe verfügten, diese aber nur für Lehrzwecke zur Anlernung ihrer Piloten verwendeten und im übrigen für unvorhergesehene Notfälle bereithielten. Was er unter solchen unvorhergesehenen Notfällen verstand, darüber machte er keinerlei Andeutung. Auf dem Mars waren Vergnügungsreisen zu den beiden kleinen Monden Phobos und Deimos eine ganz gewöhnliche Sache. Der erstere umkreist den Mars in durchschnittlich 6200 Kilometer, der andere in 20 000 Kilometer Abstand. Ihre Durchmesser betragen 10 und 8 Kilometer. Es handelt sich um Miniaturweltkörper, die keinerlei Atmosphäre und Leben tragen. Zu ihrem Besuch wurden kleine Schiffe von der Art benutzt, wie sie die „Urania“ vor ihrer Landung auf dem Mars empfangen hatten.

Sämtliche anwesenden Erdenmenschen trugen martische Kleidung. Dies hatte seinen guten Grund. Das Empfangshaus für die Erdenmenschen war nämlich vor ihrem Besuch vollständig sterilisiert worden. Auch die Badeflüssigkeit hatte desinfizierend gewirkt, ebenso wie die Innenluft ein Desinfizens enthielt. In der Zwischenzeit wurden auch die Kleider der Menschen, in denen sie auf den Mars gekommen waren, desinfiziert. Die „Urania“ war von

außen gleichfalls durch Ultraschall- und Ultraviolettbestrahlung keimfrei gemacht worden. Die darin verbliebenen Mitglieder der Besatzung waren gebeten worden, sich im Falle des Verlassens des Schiffes ebenfalls denselben Sicherheitsmaßnahmen zu unterziehen wie die schon außerhalb des Schiffes befindlichen Menschen. Die medizinische Wissenschaft des Mars hatte inzwischen Mittel entdeckt, deren Injektion die Menschen immun gegen sämtliche Marsmikroben machen würde. Gro-Te sprach den Wunsch aus, daß sich alle auf dem Mars gelandeten Menschen in ihrem eigenen Interesse dieser Schutzimpfung unterziehen sollten. Brand sagte dies bereitwilligst zu und schlug nach einer kurzen Besprechung mit Keller, Kallvind und Gritelius vor, auch die gegenwärtige Besatzung der „Urania“ herbeiholen zu lassen.

Gro-Te verstand diese Vertrauensgeste sehr wohl und dankte Brand dafür. Dieser hatte den Martier während des Gespräches näher studiert. Der Astronom war weit über zwei Meter groß, schlank, feingliedrig, hochstirnig und wie alle Martier weißhaarig. Die Stimme Gro-Tes klang tief und voll. Sein ganzes Wesen übte suggestive Wirkung aus. Wenn er sprach, wußte man, daß dies ein Mann war, dessen Wort Geltung hatte. Die Martier unterstützten ihre Rede durch keinerlei Gesten mit den Händen. Solche galten bei ihnen als unfein. Als Brand dies bemerkte, tat er sich großen Zwang an, seine Worte nicht mit Handbewegungen zu begleiten, denn er wollte alles vermeiden, was ihn überflüssigerweise in den Augen der Martier zum schlecht erzogenen Barbaren stempeln konnte. Es blieb noch immer genug übrig, worin die Erdenmenschen den Martiern unterlegen waren.

Gro-Te bat die Menschen, ihm einiges über den Stand der Astronomie auf der Erde mitzuteilen. Gritelius übernahm diese Aufgabe. Gro-Te hörte ihm aufmerksam zu und ging dann auf verschiedene Punkte näher ein, aus denen klar wurde, wie außerordentlich weit die Astronomie und insbesondere die Astrophysik der Martier gegenüber den entsprechenden Kenntnissen der Erdbewohner fortgeschritten war. Hatten die Martier doch viele Millionen Jahre Zeit zur Verfügung gehabt, um die Veränderungen im Weltall während dieser Zeiträume, das Aufblühen und Wiederverblasen „neuer Sterne“, die Schwankungen der Sonnenstrahlung, die räumlichen Bewegungen der Sternströme innerhalb des Milchstraßensystems, dessen Rotation, die scheinbaren Verlagerungen naher Dunkelwolken, die Rotverschiebung bei den extragalaktischen Spiralnebeln und vieles andere eingehend zu studieren. Vor allem die Schwankungen der kosmischen Weltraumstrahlung und ihr Einfluß auf die Mutationen der Lebewesen, die sich ja sogar auf das atlantische Menschengeschlecht selbst erstreckt hatten, waren Gegenstand gründlichster Untersuchung gewesen. Gro-Te versprach, den Menschen später eine martische Sternwarte zu zeigen.

Brand fragte dann, ob die Martier nicht mehr in unterirdischen Städten wohnten. Wieder ließ sich auf des Astronomen Antlitz jene Überwindung mehr ahnen als wahrnehmen, die schon der martische Sprecher hatte erkennen lassen, mit dem Brand vom Erdmond aus über den Weltraum hinweg gesprochen hatte und der, wie er jetzt erfuhr, einer der Männer des Dreierdirektoriums gewesen war, das auch die Spitze der martischen Republik bildete, wie dies auf dem Atlan selbst die längste Zeit der Fall gewesen war. Gro-Te sah aber wohl ein, daß er um diesen heiklen Punkt nicht herumkommen könne, und begann:

„Die Slenu-Roi, die Bewohner des Slen, brachten auf den Mars die Neigung mit, zu Schutzzwecken Kavernenstädte zu erbauen, wenngleich ihre Hauptsiedlungen auf der Marsoberfläche lagen. Im Laufe der Zeit jedoch verschlechterte sich das Marsklima zu einem ausgesprochenen Wüstenklima, und die Temperatur nahm immer mehr ab, so daß heute nur während der wärmsten Sommermonate der Planetenhälften die Temperaturen in den Mittagsstunden zehn Grad über Null nach eurer irdischen Zählung betragen. Allmählich suchte also auch die Marsmenschheit das Innere ihres immer kälter werdenden Planeten auf,

und so kam es, allerdings erst um viele Jahrmillionen später, zu einem Schicksal, dem die atlantische Menschheit seinerzeit auf dem Erdmond hatte entgehen wollen. Sie degenerierte unter der Oberfläche ihres Sternes, vergreiste und war im Laufe der Zeit nicht mehr imstande, die unterirdischen Städte weiterhin voll zu bevölkern und ihre Einrichtungen zu erhalten. Ihr körperliches und geistiges Vermögen nahm ab, ihre Zahl verminderte sich schnell. In dieses Stadium hinein kamen unsere unmittelbaren Vorfahren, die Atlant-Roi vom Südkontinent der Erde, die sich zur Auswanderung entschlossen hatten und die Hoffnung mitbrachten, noch einmal den Untergang der atlantischen Rasse aufhalten zu können. Dieser Plan gelang ihnen nur teilweise. Die auf dem Mars anbrechenden Vorwehen der Kältezeit zwangen sie zwar, im Kampf mit einer feindlichen Natur sich lebendig und frisch zu erhalten, und stählten sie körperlich. Zu spät war es jedoch, den Untergang der im Marsinneren lebenden Rasse, der Arot-Roi, die von den Slenu-Roi abstammten, aufzuhalten. Mit dem intellektuellen Niedergang der Arot-Roi bildete sich eine zunehmende Feindseligkeit gegen uns Atlant-Roi aus, deren körperliche und geistige Überlegenheit sie mit Neid zugeben mußten. Die Arot-Roi waren gerade noch imstande, die Maschinerien einiger ihrer unterirdischen Städte, in die sie sich zurückgezogen hatten, in Betrieb zu halten, und das nur mit großer Mühe. Die meisten Städte verfielen, verödeten, erstickten in Schmutz und Unrat und wurden von ihren Bewohnern zum größten Teil verlassen. Der verschwindende Rest der dort zurückgebliebenen Arot-Roi führte ein unmenschliches und unwürdiges Dasein. Wenn wir versuchten, diese Geschöpfe, die doch von denselben Vorvätern wie wir abstammten, zu retten und zu uns emporzuheben, griffen sie uns feindselig und heimtückisch an und töteten oft diejenigen unserer Brüder, die ihnen Hilfe bringen wollten. Auch zu den besseren Elementen der Arot-Roi, die in den wenigen zivilisiert gebliebenen Städten lebten, wurden unsere Beziehungen immer gespannter, und gegenwärtig darf sich kein Atlant-Roi mehr in eine dieser Kavernenstädte hinabwagen. Wir wären zwar wahrscheinlich imstande, unter ungeheurem Blutvergießen diese unseligen Geschöpfe zu besiegen und auszurotten, aber wozu sollen wir dies tun? Ihrer gelegentlichen Überfälle, wenn sie sich bisweilen an die Oberfläche begeben, um uns auszuspionieren, werden wir Herr, wenn es auch nicht immer ohne Opfer von unserer Seite abgeht. Doch würden diese Opfer bei einem organisierten Krieg gegen die Unterweltler viel zahlreicher sein. Es ist uns gelungen, uns der dünnen, sauerstoffarmen Marsatmosphäre anzupassen. Gegen die Kälte schützen wir uns in warmen Behausungen. Unsere Zahl ist nicht sehr groß, sie beträgt etwa einhundertdreißigtausend Atlant-Roi. Diese siedeln zu zwei Dritteln in der flächenhaft weit ausgedehnten Stadt Ra-Tapo, in der wir uns hier befinden. Zehntausend besorgen die Feldarbeit in einem Teil des Feuchtlandes, das an unser Land Timo-To angrenzt. Ihr nennt dieses, wie wir von euch gehört haben, die Insel ‚Thule I‘. Wir benötigen sehr wenig Naturfrüchte, weil sich unsere Nahrung fast ganz auf chemische Grundlage eingestellt hat. Etwas abseits von Ra-Tapo befindet sich eine unterirdische Stadt, die von den Arot-Roi halb freiwillig, halb unfreiwillig geräumt worden ist. In dieser leben fünfundzwanzigtausend von uns und stellen in den dortigen Fabriken alles her, was wir zu unserem Leben benötigen.“

In Brand brannte aber ein ungestümes Interesse: Er mußte um jeden Preis mit Gro-Te über die Lotronen sprechen. Vorsichtig hob er an: „Wir bitten euch, Freunde vom Mars, um Nachsicht, wenn wir nicht auf ein Thema verzichten, das euch wohl schmerzlich berühren muß, das für uns aber von lebenswichtiger Bedeutung ist.“

Gro-Tes Blick wurde starr. Unbeirrt fuhr Brand fort: „Verzeiht es uns, die wir eure Sitten und Gebräuche nur sehr unvollständig kennen, wenn wir damit wahrscheinlich eine große Unhöflichkeit begehen. Diese Absicht liegt uns aber vollständig fern. Lediglich die Sorge um die Sicherheit der Erde zwingt uns, euch damit zu belästigen. Wir meinen ‚die da draußen‘. Sagt uns, Staatsminister Gro-Te, ob ihr, und wenn ja, in welcher Form ihr uns darüber Bescheid geben wollt.“

Gro-Te musterte den Sprecher aufmerksam, sein Blick schien ihn zu durchdringen. Nach langem Schweigen erwiderte er: „Meine Freunde von der Erde, ich kann euch verstehen — und ich will euch antworten. Unter Martiern ist es in der Tat unschicklich, wenn mehr als zwei von ihnen über den Raumfeind sprechen. Verzeiht es mir daher, wenn ich euren Führer bitte, mir in jenes Nachbarzimmer zu folgen. Dort will ich ihm Antwort geben.“ Damit erhob er sich und bat Brand mit einem Wink, ihm zu folgen.

Als beide Platz genommen hatten, erzählte Gro-Te: „Ihr wißt, mein Freund Brand, daß dem Krieg mit dem Mond des Riesenplaneten Hek-Lo, den ihr Jupiter nennt, niemals ein Friedensschluß mit seinen Bewohnern gefolgt ist. Unsere Raumschiffe bewachten die alte Raumgrenze und der Raumfeind wahrte sein Bereich. Einige Male versuchten atlantische Raumschiffe, diese Grenze zu überschreiten, blieben aber für immer verschollen, eines nur wurde vom Raumfeind zurückgetrieben. Es fand auch kein Austausch von Nachrichten mehr statt, die Beziehungen waren in aller Form abgebrochen. Mit Elektronen-Fernrohren beobachteten unsere Raumschiffe andauernd den Feindstern und stellten fest, daß im Lauf einiger Jahrtausende seine Oberfläche wieder Pflanzenwuchs hervorbrachte und daß ein Verkehr zwischen dem Inneren des Mondes und seiner Oberfläche erfolgte. Noch immer gibt es Wolken und Regen, sind die Pole vereist, wiewgleich sich ihre Lage auf dem Weltkörper selbst geändert hat. Der Zentralplanet Hek-Lo hat außen an Eigenwärme abgenommen, seine vor nicht allzulanger Zeit noch glutflüssige Oberfläche hat sich, wie mit Ultrarotphotographien festgestellt worden ist, schon mit einer festen Kruste überzogen. Gleichwohl bedeckt noch immer eine außerordentlich hohe und dichte Atmosphäre den Hek-Lo. Er ist noch auf Jahrmillionen hinaus weit davon entfernt, Leben tragen zu können. Einigemal schien es uns in den letzten zwanzigtausend Jahren, als würde der Raumfeind unsichere Versuche machen, mit uns in Funkverbindung zu treten, doch schwiegen wir zunächst darauf, und dann erstarben diese Versuche jedesmal bald. Unsererseits besteht kein Wunsch, jemals noch in irgendwelche Beziehungen zum Raumfeind zu gelangen.“

Brand hatte sehr aufmerksam zugehört. Jetzt fragte er: „Wünschen die Martier auch in Zukunft nicht mehr, die Grenzen des Sonnensystems zu überschreiten? Wir Menschen von der Erde haben diesen Wunsch wohl, möchten aber nicht in feindlichen Zusammenstoß mit dem Mond des Hek-Lo geraten.“

Bedachtsam antwortete Gro-Te: „Wenn ihr es unternehmen wollt... vielleicht läßt *euch* der Raumfeind durch. Ihr müßtet von vornherein versuchen, in Raumbildfunkverbindung mit ihm zu treten und ihn zu überzeugen, daß ihr nicht unmittelbare Nachfolger der ihm verhaßten Atlanter, sondern eingeborene Kinder der Erde seid. Wäre ein solcher Versuch nach eurem Sinn?“

Schnell besonnen antwortete Brand: „Ja, wir wollen dies tun. Wir werden unser Schiff gut bewaffnen und ihm eine Geschwindigkeit erteilen, mit der noch kein irdisches Raumschiff je gefahren ist. Mit dieser Geschwindigkeit soll das Schiff die Hek-Lo-Bahn schneiden und dabei versuchen, mit den Lotronen Funkverbindung aufzunehmen.“

Gro-Te zuckte zusammen, hatte sich aber schnell wieder in der Gewalt. Erst jetzt wurde sich Brand bewußt, daß ihm unvorsichtigerweise der verpönte Name des Feindsternes der Atlanter in den Mund gekommen war. Der Fehler ließ sich aber nicht mehr gutmachen. Er fuhr daher schnell fort: „Habt ihr nicht in den alten Zeiten oder später versucht, die Bahn des Hek-Lo an einer Stelle zu kreuzen, deren Verbindungslinie mit dem Hek-Lo selbst durch die Sonne geht, die also dem Hek-Lo gegenüberliegt?“

Gro-Te entgegnete: „Die atlantischen Raumschiffe haben seinerzeit an verschiedenen Stellen versucht, in das äußere Sonnensystem vorzudringen, trafen aber überall über die ganze Kugelfläche, deren Radius gleich der großen Halbachse der Hek-Lo-Bahn war, verteilt die feindlichen Wachtschiffe an. Der Raumfeind ließ die Atlanter nirgends durch.“

Brand dankte Gro-Te für seine Auskunft und kehrte mit ihm wieder in den Gemeinschaftsraum der Bibliothek zu den übrigen Erdbewohnern zurück. Er bat Gro-Te, ihnen Bilder der Arot-Roi zu zeigen. Gro-Te gab einige Befehle mit dem Sprechapparat und bald darauf wurden in den Saal Raumbildfilmszenen geworfen, die Ausschnitte aus den unterirdischen Städten und Versuche der Atlant-Roi, in diese Schlupfwinkel der Arot-Roi vorzudringen, zeigten. Die letzteren waren von der Größe der irdischen Menschen, also nach atlantischen Begriffen außerordentlich klein, blaßweißgesichtige und völlig haarlose Geschöpfe. Ihre Augen waren farblos, nur die grauen Pupillen stachen als große Kreise daraus hervor. Ihre Züge waren maskenhaft leblos, die Hände und Füße sehr klein. Köpfe und Ohren waren im Verhältnis zu ihrem Körper wesentlich kleiner als bei den Erdenmenschen und den Atlant-Roi, die Stirnen erschienen niedrig. Gekleidet waren sie in Gewebe, die wie blankes Aluminium glänzten. Männer und Frauen unterschieden sich, wenigstens für erdenmenschliche Augen, äußerlich nicht voneinander. Zum mindesten versicherte Gro-Te, daß sich auch Frauen darunter befänden, obwohl die Erdbewohner lauter Männer oder vielmehr lauter geschlechtslose Wesen zu sehen vermeinten.

Im Laufe der weiteren Besprechungen erfuhren die Erdbewohner, daß die atlantische Sprache, die sie selbst im Verkehr mit den Marsbewohnern benutzten, auf dem Mars völlig veraltet war, also eine archaische Form darstellte, die gegenwärtig zwar von den Gebildeten noch verstanden, aber in der Umgangssprache wie auch in der modernen Schriftsprache längst nicht mehr verwendet wurde. Die Sprache war einsilbig geworden und hatte viel von ihrem Wortschatz eingebüßt.

Hierauf bat Gro-Te die Menschen, sich in ihre Speisekabinen zu begeben und zu stärken. Für den späten Nachmittag lud er sie ein, seine Gäste bei einer, wie die Menschen glaubten, Art von gesellschaftlicher Veranstaltung oder Zusammenkunft mit hervorragenden Vertretern der Martier zu sein.

Das Mittagessen ließ nichts zu wünschen übrig. Die mechanischen Kellner, wie Brand die Speiseautomaten nannte, lieferten eine Menge ausgezeichnete Dinge, und Keller bedauerte im stillen, nur eine kleine Auswahl davon genießen zu können. Hierauf fuhren die spaßhaften Zimmervehikel los und brachten die Menschen und Gro-Te, der voranfuhr, durch eine Flucht von Räumen in einen großen Saal. Im selben Augenblick kam von dem anderen Eingang her eine Anzahl anderer „Fahrstühle“ mit martischen Gästen, unter denen sich auch Martierinnen befanden. Die beiden Stuhlgeschwader blieben in Front gegeneinander stehen. Einige der Menschen von der Erde konnten ihr Lachen nur mit Mühe verbeißen, da ihnen diese Auffahrt unsäglich komisch erschien. Die Martier und Gro-Te erhoben sich, die Menschen taten desgleichen. Dann stellte einer der Martier seine Gefährten vor. Gro-Te tat dasselbe für die Menschen. Brand war ihm dafür dankbar, denn er kannte das martische Zeremoniell nicht. Hierauf nahmen die beiden Gruppen in zwanglosem Durcheinander in bereitstehenden Stühlen Platz, die glücklicherweise so niedrig eingestellt waren, daß die Füße der Erdenmenschen den Fußboden erreichten. Keller merkte mit Verwunderung, daß eine nach Erdenbegriffen bildhübsche Martierin, wahrscheinlich ein Atavismus, natürlich wie alle anderen in den martischen weiten und langen Einheitshosen, auf ihn zusteuerte, ihn gewinnend anlächelte und sich ihm zur Seite niederließ. Es wurde ihm leicht unbehaglich zu Mute, denn er selbst maß 1,78 m, die Martierin mindestens 2,10 m. Sie war also gut um einen Kopf größer als er selbst. Sonderbarerweise — ihm schien es sonderbar — fand die Martierin

sichtlich an ihm Gefallen, oder heuchelte sie bloß so? Sie verwickelte ihn in wirklich feiner und taktvoller Weise in ein Gespräch erst über das Mondreich und dann über die Lebensgewohnheiten der Erdenmenschen. Als zufällig das Gespräch auf das Fischen kam, konnte sich die Martierin nichts darunter vorstellen. Als ihr Keller dann mit begeisterten Worten die Schönheiten dieses Sportes schilderte, hörte sie belustigt zu und bemerkte bedauernd, daß man so etwas auf dem Mars nicht kenne. Das Feuchtland beherberge wohl kriechende und springende Tiere, die zum Teil auch giftig seien, aber niemand käme je auf den Gedanken, diese Tiere zum reinen Vergnügen zu verfolgen. Die giftigen Bestien betäube man mit einer Strahlenpistole, wenn man gezwungen sei, diese Gebiete zu betreten. Zu diesem Zwecke richte man einfach den Strahlenkegel der Pistole vor sich her auf den Boden und sei derart gegen Angriffe des Gewürms ziemlich sicher.

Keller schilderte dann eine Ferienreise mit Brand und kam dabei in Fahrt. Die Martierin lauschte ihm höflich und fand an seiner Begeisterung Gefallen. Ihr Interesse schien so echt, daß Keller schüchtern fragte, ob er sie vielleicht auf die Erde zum Fischen einladen dürfe, falls es ihr Vater oder ihr Gemahl erlaubten. Dabei war ihm nicht ganz wohl zu Mute. Die Martierin sah Keller höchlichst erstaunt an und sagte ihm dann, sie brauche dazu niemand um Erlaubnis fragen. Was er denn damit eigentlich gemeint habe? Keller wurde äußerst verlegen und bemühte sich umständlich, der schönen Martierin klarzumachen, daß ein junges Mädchen oder eine junge Frau auf der Erde gewisse Regeln des irdischen „Anstandes“ befolgen müsse. Als die Martierin verstanden hatte, lachte sie hell auf und sagte, sie erfahre zum erstenmal genauer, was ein Gemahl sei. In ferner Vorzeit solle es so etwas auch auf dem Atlan gegeben haben, und ihren Vater kenne sie kaum. Jetzt war das Staunen an Keller. Seine Verlegenheit wuchs noch viel mehr, als seine Nachbarin ihm mit unbekümmerter Offenheit erzählte, daß man bei den atlantischen Martiern längst keine Ehe mehr kenne. Es bestehe kein Bedarf nach Vermehrung der Zahl der Atlant-Roi. Vielmehr regle der Staat die Geburtenziffer so, daß sie annähernd gleichbleibe. Die Geschlechter verbänden sich frei, und die Fruchtbarkeit der martischen Frauen sei eine sehr geringe, ja bei vielen Frauen sei sie überhaupt ganz geschwunden. Durch Ärzte würden die zur Mutterschaft fähigen Mädchen ausgewählt, jedoch nicht dazu gezwungen. Die meisten von ihnen fügten sich aber dieser Pflicht willig. Als Männer geselle man ihnen die Gesündesten zu, die nach strengen Regeln der Eugenik ausgewählt würden, ohne daß dabei die Liebe eine Rolle spiele. Allerdings stünde den künftigen Müttern und Vätern die Partnerwahl innerhalb der zur Fortpflanzung vorgesehenen frei. In dieser Hinsicht werde keinerlei Zwang auf die Wahl der einzelnen ausgeübt. Die neugeborenen Kinder würden sofort in Säuglings- und später in Kinderheime gebracht und dort von Zeit zu Zeit von ihren Eltern besucht, die aber nur die Rolle älterer Freunde spielten. Die so erwählten Frauen unterzögen sich ihrer Aufgabe fünf- bis sechsmal. Die Kinder trügen dann die Namen beider Großväter. Wenn einmal unerwartet außerhalb der staatlichen Gebäranstalten ein Kind zur Welt komme, werde auch dieses in den Kindergarten gebracht und der staatlichen Fürsorge und Erziehung anvertraut.

Keller gefror bei diesen Erklärungen, die mit heiterer Selbstverständlichkeit vorgetragen wurden, fast das Blut in den Adern. Er war zwar Junggeselle, aber doch zu tief in den moralischen Anschauungen der Erde befangen, um hier ohne weiteres mitkommen zu können. Außerdem hatten in seinem der Wissenschaft gewidmeten Leben Frauen stets nur eine ganz untergeordnete Rolle gespielt. Prüfend blickte er seine neue Freundin an. Sie tat jedenfalls so, als wären sie schon lange befreundet. Hierauf fragte sie ihn, für wie alt er sie denn eigentlich halte. Keller gab es einen neuerlichen Ruck. Dann sah er tapfer das martische Mädchen abschätzend an und erwiderte: „Zwanzig Jahre.“ Er hatte aber Gewissensbisse, ob sie nicht vielleicht erst achtzehn Jahre alt sei und sich durch seine zu hohe Schätzung beleidigt fühlen könne.

Die Antwort war ein klingendes Lachen: „Ich bin vierzig Marsjahre alt. Unser durchschnittliches Lebensalter beträgt hundertfünfzig bis hundertsechzig Marsjahre.“

Keller erleichte. Da hatte er ja mit einer leibhaftigen „Großmutter“ geflirtet: Vierzig Marsjahre waren immerhin sechsundsiebzig Erdjahre. Dann aber überlegte er sich, daß vierzig Marsjahre erst ein Viertel des martischen Durchschnittsalters waren. Wenn man hundertsechzig Marsjahre gleich fünfundsechzig irdischen Lebensjahren setzte, dann entsprach ein vierzig Marsjahre altes Martiermädchen einem sechzehn- bis siebzehnjährigen irdischen Backfisch. Ihm wurde toll zu Mute!

Kellers hübsche neue Freundin hieß Ma-Run. Er wagte nicht zu fragen, was dieser Name, der vermutlich der vereinigte Name ihrer beiden Großväter war, bedeute. Er fand den Namen jedenfalls klangvoll und bildete sich ein, er passe zu ihr. Sie war eine kluge Frau und holte Keller in geschickter Weise über sein Leben aus. Allmählich brachte sie das Gespräch auf die Ereignisse, die ihm den Anlaß gegeben hatten, sich der Raumschiffahrt zuzuwenden. Als Keller ihr nun von den gemeinsamen Arbeiten mit seinem Freunde Brand erzählte, von den jahrelangen Forschungen, der vielen Nacharbeit, den mit Arbeit verbrachten Sonntagen, von dem Glück, bei der norwegischen Regierung für ihre kühnen Pläne Gehör zu finden, von der Sammlung eines ausgezeichneten und begeisterten Mitarbeiterkreises, von den Vorversuchen mit unbemannten Raketenschiffen und von der ersten Mondfahrt, auf der er selbst die „Luna“ geführt hatte, dann von dem Aufbau der Mondkolonie in der Felsstation, von seiner Ahnung, daß im Mond sich noch unerhörte Geheimnisse bergen könnten, und von dem schließlichen triumphalen Erfolg: da merkte er, wie die Martierin seine wachsende Begeisterung mitfühlte und Achtung vor dem kleinen Erdenmenschen an ihrer Seite bekam. Am Schluß seiner Ausführungen blickte sie ihn mit unverhohlener Hochachtung an und sagte: „Wundervoll — das vermöchte kein Martier mehr!“ Das war ein hohes Lob, und Keller ertappte sich, daß er sich darüber sehr freute, mehr, als wenn es Gro-Te oder ein anderer männlicher Martier ausgesprochen hätte. Er hatte die „Großmutter“ schon wieder vergessen und sah in Ma-Run wieder das junge Mädchen, das sie nach martischen Begriffen auch wirklich war. Keller wiederholte seine Einladung. In diesem Augenblick fiel ihm jedoch ein, daß die Martier sich wohl auf der Erde mit der dreifachen Schwerkraft des Mars nicht würden aufrecht erhalten können, und deutete dies vorsichtig an. Er war daher erfreut, von Ma-Run zu hören, daß die von der Erde ausgewanderten Atlant-Roi ihre Muskelkräfte während der vergangenen siebzigtausend Jahre weitgehend bewahrt hätten und daher ohne Zweifel imstande seien, sich auf der Erde zu bewegen, wenn auch nicht so leicht wie auf dem Mars.

An Brand hatte sich keine der Martierinnen herangewagt, obwohl sichtlich einige an ihm Interesse nahmen. Sie hegten aber vor ihm als dem Führer der irdischen Expedition, von der sich schon so viel auf dem Mars herumgesprochen hatte und der die Martier alle Achtung entgegenbrachten, zuviel Ehrerbietung, und Brand bekam daher einen martischen Raumschiffkapitän zum Gesellschafter. Im Verlauf des Gespräches stellte sich heraus, daß dieser eine Art Großadmiral der kleinen martischen Raumschiff-Flotte war. Bald waren die beiden in hochinteressante Gespräche über ihre Erfahrungen bei der Weltraumfahrt vertieft.

Während Brand und Keller mit ihren Gesprächspartnern so sehr beschäftigt waren, empfanden einige der übrigen Erdenmenschen doch allmählich den Mangel, der darin bestand, daß diese gesellige Unterhaltung mit keinerlei Festmahl oder Erfrischung verbunden war. Gro-Te, der sich zwar unmerklich, aber doch sehr aufmerksam um das Wohlbefinden seiner Gäste kümmerte, schien dies zu ahnen und ließ Teller mit einer Art Bonbons bringen und herumreichen. Die Bonbons erwiesen sich als außerordentlich wohlschmeckende, erfrischende und belebende Energiepillen. Auch dem „Whisky“, wie Keller die anschließend dargebotenen Getränke scherzhaft nannte, wohnte dieselbe Wirkung inne. Die Flüssigkeit

enthielt eine chemische Substanz, die in ihrer belebenden Wirkung nicht unähnlich dem Alkohol war und auch seinen Geschmack voll ersetzte, aber keine auf die Dauer ermüdenden oder berauschten Folgeerscheinungen zeitigte. Vielmehr verursachte sie eine Erhöhung des Wohlbefindens und der Laune. Keller wurde nachdenklich, ob er nicht diese martische Erfindung als neuen Stoff sowohl für Liebhaber geistiger Getränke als gleichzeitig für Alkoholgegner auf die Erde importieren sollte. Da seine Nachbarin Chemikerin war, wie sie ihm gesagt hatte, ließ er sich mit ihr in ein fachliches Gespräch über die Zusammensetzung des „martischen Whisky“ ein und erfuhr dabei vieles, was ihn interessierte.

Allmählich war die Stimmung sowohl bei den Martiern als auch bei den Menschen ausgezeichnet geworden. Beide Teile hatten einander näher kennengelernt und meist viel Gefallen aneinander gefunden. Als sich schließlich die Gastgeber verabschiedeten und die Erdbewohner sich sehr befriedigt und entzückt über die Martier in ihre Schlafräume zurückzogen, da schien es ihnen, als hätten auch die Martier einen günstigen Eindruck von den Erdenmenschen gewonnen.

Am nächsten Tag holte Gro-Te die Menschen zu einer Rundfahrt ab und brachte für sämtliche irdische Teilnehmer ganz leichte Schutzanzüge mit eingebauten Atemgeräten und Temperaturreglern mit. Die Anzüge schmiegt sich über einem dünnen Luftpolster gut der menschlichen Gestalt an und erlaubten so eine recht unbehinderte Bewegung unter Ausnutzung der geringen Schwerkraft des Mars. Es war durchaus ein Vergnügen, unter solchen Umständen in der martischen Landschaft zu wandern. Die Besichtigung der Marsstadt erfolgte zum Teil in offenen Kraftwagen, zum Teil zu Fuß, und bot stundenlang neuartige und interessante Eindrücke.

Die Stadt war auf einer großen Fläche aufgebaut und enthielt lauter niedrige Gebäude mit Gärten. Es handelte sich eher um eine Villenstadt, bei der die Technik äußerlich zurückgedrängt war und nicht aufdringlich wirkte, die aber doch bei näherem Zusehen alle Bequemlichkeiten des täglichen Lebens gewährte. Es war den Martiern gelungen, die Vorteile der Technisierung bis ins letzte auszunutzen und zu genießen, trotzdem aber nicht zu Sklaven der Technik zu werden. Ihr Leben und die technische Zivilisation ihrer Zeit standen in vollkommener Harmonie miteinander. Die Naturwissenschaft der Martier erstreckte sich hauptsächlich auf Grundlagenforschung; die Entwicklung der Technik war im wesentlichen abgeschlossen, wenngleich noch immer von Zeit zu Zeit auf Grund neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse neue Erfindungen gemacht wurden, die aber kaum jemals mehr umwälzend wirkten. So kam es, daß die Erdenmenschen über das hinaus, was sie vom Mond und von Kurone her kannten, fast nichts revolutionierend Neues zu sehen bekamen, dafür aber alles schon Bekannte in einer unerhört zweckmäßigen Anordnung und harmonischen Ausgeglichenheit. Die Kargheit der Natur und das unwirtliche Klima kamen in der Stadt gar nicht mehr zur Geltung. Die Pflanzen der Gärten waren lauter Gewächse, die an die kalte, sauerstoffarme Luft angepaßt waren. Von Interesse waren auch die Feuchtgebiete, die sich an die Wüste von Timo-To anschlossen. Es gediehen dort Nutzpflanzen, die wenig Ähnlichkeit mit irdischen besaßen, aber den Martiern die erwünschte natürliche Zusatznahrung zur hauptsächlich chemischen Kost gewährten. Die Aberntung erfolgte ausschließlich mit Hilfe von Erntemaschinen gigantischen Ausmaßes. Die zehntausend Martier, die für diesen landwirtschaftlichen Betrieb, der Staatseigentum war, eingesetzt waren, betreuten und hegten so ein ungeheuer großes Gebiet. Jetzt im Sommer der Südhalbkugel war das Feuchtgebiet ziemlich ausgedehnt. Auf der Oberfläche des Mars füllten sich große Sümpfe mit Salzwasser, worin auch eine gewisse, niedrige Tierwelt gedieh, die von der irdischen sehr stark abwich.

Lediglich die Landgebiete von Timo-To waren kultiviert. Die ganze übrige Marsoberfläche befand sich im Zustand einer ungepflügten Wildnis. Frühere Siedlungsstätten der

Marsbewohner und die einstigen Kanalanlagen waren völlig zerfallen. Nur an den Kreuzungspunkten der früheren Kanäle befanden sich noch größere Becken, die sich in der warmen Jahreszeit mit sumpfiger Vegetation füllten. Die Umgebung der Marspole verwandelte sich während des Sommers der betreffenden Marshälften gleichfalls in mehr oder minder zusammenhängende, versumpfte Vegetationsgebiete mit teilweise größeren Wasserflächen. Alles in allem war die Oberfläche des Mars eine sterbende Welt, der nur die technische Zivilisation der ehemaligen Atlanter die Existenzmöglichkeit abtrotzen konnte. Und das Innere des Mars, die Kavernenstädte der Arot-Roi, befand sich in einem noch viel todnäheren Zustand. Wie aber auf der Erde Volksstämme, die unter dürftigen Bedingungen leben, ihre Heimat lieben, so war dies auch bei den Atlanter-Roi der Fall. Sie dachten gar nicht ernsthaft daran, ihren Planeten zu verlassen. Ihrer Ansicht nach konnten noch viele Jahrtausende oder gar noch längere Zeiträume vergehen, bis sie gewillt oder gezwungen sein würden, sich im All um andere Wohnsitze umzusehen, falls die Lebenskraft ihres Geschlechtes bis dahin nicht schon erloschen sein würde.

Die Menschen verbrachten noch mehr als zwei Wochen auf dem Mars, um alle Einrichtungen der überlebenden martischen Hochkultur zu studieren. Dabei erschloß sich ihnen eine Welt abgeklärter Weisheit, zu der dieses Endstadium einer viele Jahrmillionen alten Kultur vorgedrungen war. Immerhin fanden die Martier die derzeitige Entwicklung des Erdplaneten und seiner viel jüngeren Menschenrasse so interessant, daß sie auf Brands Einladung hin beschlossen, eine Anzahl ihrer Gelehrten für einige irdische Monate oder länger auf die Erde zu senden. Auch einige Frauen befanden sich darunter, unter anderen Kellers neue Bekannte Ma-Run. Brand hegte einige Sorge über das ungeheure Aufsehen, das die Martier in den „zivilisierten“ Hauptstädten Europas verursachen würden. Wenn er die vornehme Art, in der die Erdbewohner in der Marsstadt empfangen worden waren, und das völlige Fehlen irgendwelcher Belästigung durch Neugierige damit verglich, so konnte er auch an diesem einen Beispiel den so großen Abstand der Marskultur von der „Kultur“ der weißen Erdenmenschheit ermessen.

Die Martier und die Erdbewohner vereinbarten, in ständiger Fühlungnahme mittels Raumbildfunks zu bleiben und insbesondere den Gedanken einer gemeinsamen Expedition in eine Gegend außerhalb des Sonnensystems zu erwägen.

Man rüstete ernsthaft zur Abreise. Die Martier wollten eines ihrer eigenen großen Raumschiffe benutzen. Es war zu Ehren der Erdbewohner „He“ („Erde“ neuatlantisch) getauft worden. Am zwanzigsten Tag nach der Ankunft der Erdbewohner auf dem Mars starteten die „Urania“ und die „He“, deren Größe zwar nicht die der „Urania“ erreichte, aber immerhin beachtlich war, zum Flug nach dem Mond, nachdem sich die Erdbewohner auf das herzlichste von ihren Gastgebern verabschiedet hatten. In kurzen Abständen flogen die beiden Schiffe nebeneinander durch das sternbesäte All zum Erdenmond. Zum erstenmal wieder seit vielen, vielen Jahrmillionen nahm ein atlantisches Raumschiff Kurs in Richtung zum Slen.

23. Martierbesuch auf der Erde

Längst hat der Raumbildfunk über die Verstärkerstation des Mondes die Geschehnisse auf dem Mars an die Empfängerstationen der Erde weitergegeben, von dort werden sie den zahlreichen Fernsehempfängern der irdischen Städte zugeleitet. Die Kulturmenschheit erlebt in fiebernder Spannung alles das mit, was sich zwischen den Menschen und den Vertretern der Marsrasse begeben hat, und so wächst stündlich die allgemeine Nervosität, mit der die Ankunft der Martier erwartet wird. Die Zeitungen sind überschwemmt mit kurzen und langen Abhandlungen über die Marsbewohner, ihre Naturgeschichte, ihre Kultur, und nicht alles

davon ist lauterste Wahrheit. Billige Broschüren, deren Außenseite den Mars zeigt, füllen die Straßenstände der Zeitungsverkäufer und verdrängen die seichten Magazine, eine neue Konjunktur für pseudowissenschaftliche Schriftsteller ist angebrochen. Man vergißt die internationalen, politischen und sozialen Spannungen, ja nicht einmal die Fußball-, Ringkampf- und übrigen Sportberichte können neben dem Mars bestehen. In den Kinos zeigt die Wochenschau das Fernbild der näherkommenden Raumschiffe des Mars und der Erde und bringt die regelmäßigen Positionsmeldungen der „Urania“.

In den Staatskanzleien des Planeten Erde herrscht fieberhafte Tätigkeit. Die einsichtigsten unter den Staatsmännern erkennen — sehr gegen ihren eigenen Willen —, in welcher Verlegenheit sie sich durch die Frage versetzt sehen, wo auf der Erde die Vertreter des Mars und von wem sie empfangen werden sollen. Die Regierungen und die Hauptstädte der Alten und der Neuen Welt nicht minder wie diejenigen Ostasiens und Australiens streiten um diese Ehre. Man erreicht keine Übereinstimmung. Sollte es wirklich unmöglich sein, dieses eine und einzige Mal eine einvernehmliche Repräsentation des Erdplaneten zu erzielen? Die Zeit drängt, immer näher kommen die Weltraumschiffe. Bloß eine kurze Fristverlängerung steht in Aussicht, da die Martier zuerst den Mond besuchen werden...

In der Mondhauptstadt Atlanta nehmen die Vorbereitungen zum Empfang der Gäste ihren sachlichen, ernsten, zielbewußten Verlauf. Nur noch zehn Millionen Kilometer sind die „Urania“ und die „He“ entfernt... Da erhebt sich vom Erdmond eine Flottille von zehn Raumschiffen und eilt den Ankömmlingen entgegen. Begrüßungssprüche werden mit der „He“ ausgetauscht, und sogar die ernsten, würdevollen Marsbewohner werden von äußerster Erwartung und feierlicher Stimmung ergriffen. Gro-Te lädt Peter Brand ein, sich zur „He“ herüberschleusen zu lassen und den Martiern die Freude zu bereiten, in ihrer Mitte die Landung auf dem Mond mitzumachen. Brand begreift sofort die große Ehrung, die ihm die Martier damit erweisen wollen, er versteht, daß sie ihn auf diese Weise als ihresgleichen anerkennen. Er nimmt die Einladung an und schießt sich mit der Rückstoßpistole, durch ein Leitseil mit der „Urania“ verbunden, zur „He“ hinüber.

Bertram Keller übernimmt das Kommando über die „Urania“, nicht ohne einen leisen Gedanken an seine martische Freundin Ma-Run. Wäre es nicht eigentlich nett gewesen, wenn man auch ihn mit eingeladen hätte, in die „He“ zu kommen? Als bald jedoch schilt er sich selbst unvernünftig. Einer von ihnen beiden *muß* im Raumschiff des Mondstaates zurückbleiben, und *er* kommandiert in diesem so historischen Augenblick die „Urania“! Unbewußt richtet er sich auf, die Anwandlung menschlicher Schwäche ist überwunden.

Längst hat die Abbremsung der rasenden Fahrt begonnen. Im dreidimensionalen Raster sind die herbeieilenden Mondschniffe erkennbar, die ablaufenden Trommeln der Kinegraphen verzeichnen als Strichkurven die Koordinaten und Ephemeriden der Ankömmlinge. Im Raumbild-Funkraum der „Urania“ schwebt das plastische Bild der Mondkugel, die zusehends an Größe gewinnt.

Kellers Aufmerksamkeit wird durch einen Fernspruch Brands unterbrochen, der in der „He“ eingelangt ist und seine Freunde in der „Urania“ davon in Kenntnis setzt. Die zehn Mondschniffe haben ihre Außenbeleuchtung und die gewaltigen Scheinwerfer eingeschaltet, deutlich sind sie auf den Projektionsschirmen des Navigationsraumes der „Urania“ sichtbar. Der Begrüßungsspruch des Flottillenchefs ertönt, in atlantischer Sprache gesprochen. Nun vernimmt man die Antwort Gro-Tes, der gleichfalls in atlantischer Sprache seine Freude ausdrückt, in den nächsten Stunden historischen Boden betreten zu dürfen, der einst den Ahnen seines Geschlechts Heimstätte gewesen ist. Keller greift es in diesem Augenblick an

Herz, er tadelt sich selbst ob seiner Weichheit und konzentriert sich wieder scharf auf die Steuerung des ihm anvertrauten Raumschiffes.

Die zehn Mondschiffe nehmen die „He“ in ihre Mitte, die „Urania“ fliegt als Führerschiff voran und leitet eine volle Umkreisung des Mondes in seiner Äquatorebene ein. In tausend Kilometer Entfernung umfliegen die zwölf Weltraumschiffe antriebsfrei in einer Kreisbahn den Erdmond.

Die Raumschiff-Flotte ist auf der Mondoberfläche, knapp neben der Hyginusrille, also in der Nähe des Eingangstores zur Regierungsstadt Atlanta gelandet. In ihren Raumschutzanzügen verlassen die Weltraumfahrer die Schiffe, die Martier betreten zum erstenmal den Mondboden. Gro-Te zögert einen Augenblick, dann besteigt er den Aufzug, der in die Hyginusrille hinabführt. Peter Brand hält sich an seiner Seite. Vor dem Eingang des Tunnels, der nach Atlanta abwärts führt, sammeln sich die Martier und ihre menschlichen Begleiter. Dann werden sie in kleinen Gruppen in das Innere eingeschleust, wo große Personenwagen sie erwarten. Es geht nach Atlanta.

Eine vieltausendköpfige Menschenmenge harret der Ankömmlinge, die trotz des für sie außerordentlich beschwerlichen hohen Luftdrucks für kurze Zeit ihre Raumanzüge abgelegt haben. Gedämpfte Begrüßungsrufe werden laut. Man hat den Menschen strenge aufgetragen, den Marsbewohnern mit Würde und Besonnenheit entgegenzutreten, um ihnen nicht gleich anfangs ein ungünstiges Bild der menschlichen Rasse zu vermitteln. Gro-Te und die Seinen stehen verwundert, anscheinend nachdenklich, schauen auf die Menge der Menschen und grüßen auf martische Art, die Hand zum Herzen führend. Einige der Menschen ahmen diese Bewegung nach, andere winken und nun lassen sich laute Rufe nicht mehr unterdrücken, in allen Sprachen der Erde ertönen Begrüßungsrufe. Brand und Keller sehen betreten nach den Martiern, vermögen aber in deren ernsten Mienen nicht zu lesen, was sie angesichts dieses Schauspielers empfinden.

Keller bringt seine Gäste in eines der Regierungsgebäude. Die Martier werden in ihre Einzelräume geführt, deren jedem mehrere Nebenräume zugeordnet sind. Dort haben die Martier mehrere Stunden Gelegenheit, zu baden, sich umzukleiden und sich in stiller Zurückgezogenheit zu stärken. Mittlerweile ist es nach Mondzeit Abend geworden. Die Martier und die Spitzen der Mondregierung treffen einander zu einem zwanglosen Beisammensein, um nähere Bekanntschaft zu schließen. Es scheint, wenigstens soweit sich aus äußeren Anzeichen vermuten läßt, daß der gegenseitige Eindruck kein ungünstiger ist. Jedenfalls hoffen dies Brand und Keller, die sich redlichste Mühe geben, den Gästen vom Mars alle erdenkliche Bequemlichkeit und Annehmlichkeit zu bieten und kleine Ungeschicklichkeiten ihrer eigenen Landsleute nach Möglichkeit auszugleichen. Keller sucht dabei immer wieder die Gelegenheit, sich auf ein paar Minuten seiner Riesenfreundin Ma-Run zu nähern, die aber bald von der Herrenwelt des Mondes umlagert ist und sich dabei ganz wohl zu fühlen scheint. Dies bringt den alten Frauenverächter Keller zu dem resignierten Schluß, daß die Weiblichkeit auf allen Planeten gleich geartet zu sein scheint, und er schämt sich ein wenig, beinahe seinen Grundsätzen untreu geworden zu sein. Als ihm jedoch Ma-Run von der Ferne mit vertrautem Lächeln zuwinkt, schmilzt sein Groll.

Pläne werden zwischen den Martiern und den Menschen erörtert, die zunächst das Besuchsprogramm auf dem Monde betreffen. Die Martier wollen ja doch einige Tage auf dem Mond verbringen und sowohl sein Inneres als auch seine Oberfläche gründlich kennenlernen. Dann soll die Erde besucht werden, wo die Marsbewohner fünf bis sechs Monate verweilen wollen. Es trifft sich günstig, daß Peter Brand, Bertram Keller und Gro-Te abseits der großen Menge beisammen zu stehen kommen. Brand bittet Gro-Te, es ihm zu verzeihen, wenn er

gegen die Sitten des Mars wieder auf das heikle Thema zu sprechen komme, dessen Erörterung den Martiern so unschicklich erscheine. Die Erdenmenschen, so sagt er, seien ein junges Geschlecht und hätten eben tastend die Umgebung ihres Planeten im Weltenraum zu erreichen vermocht. Gro-Te möge verstehen, daß es unmöglich sein werde, die Menschen von einem Versuch abzuhalten, ihre Raumfahrten nach den inneren und auch nach den äußeren Bereichen des Sonnensystems auszudehnen. Da erhebe sich nun die furchtbare Drohung durch den Raumfeind. Den Namen „Lotronen“ auszusprechen, vermeidet Brand nach wie vor peinlichst. Ob Gro-Te wohl zustimme, daß die Erdbewohner einen Versuch machten, mit dem Raumfeind eine friedliche Berührung einzuleiten? Und wie er die Aussichten dazu für die Erdbewohner beurteile?

Sekundenlang schweigt Gro-Te. Dann spricht er: „Brüder Menschen, wir Martier können euch nicht abhalten, euer Glück zu versuchen. Ihr werdet eurem Schicksal nicht ausweichen, wie immer es kommen mag. Es ist uns unbekannt, ob der Raumfeind in unserer Gegenwart noch lebt oder ob er nicht vielleicht schon ausgestorben, vielleicht auch seit langem aus unserem Sonnensystem ausgewandert ist. Mag sein, daß ihr an eurem Unterfangen zugrundegehen werdet. Es ist aber ebenso gut möglich, daß euch gelingt, was uns versagt geblieben ist: Die Versöhnung und Vereinigung aller Kinder des Systems der Sonne, wie ihr unseren gemeinsamen Zentralkörper nennt. Ich gebe euch folgenden Rat: Schickt eines eurer Weltraumschiffe an die Grenze der Sphäre aus, die der Raumfeind uns zu betreten verwehrt hat. Laßt dieses Schiff mit Richtstrahler fiktive Raumbilder nach dem Mond des Feindes aussenden! Übermittelt so den Vorschlag zu einem Zusammentreffen mit einem Raumschiff jener Mondbewohner. Wir geben euch die technischen Sendevorschriften und Einrichtungen für den Fiktionsraumbildfunk. Falls euer Schiff keine Antwort bekommt, — aber nur dann —, kann es wagen, weiter vorzudringen, und sich dem Feindmond nähern. Unter allen Umständen jedoch soll eure Botschaft die Mitteilung enthalten, daß ihr keine Nachkommen der Bewohner des Atlan seid, sondern Söhne des Planeten Erde, die noch niemals Berührung mit dem Raumfeind gehabt haben, der nicht notwendigerweise auch euer Feind sein muß, so unmenschlich seine äußere Gestalt auch dünkt. Die Bewohner des Mars wünschen euch den besten Erfolg bei diesem Unternehmen!“

Nach kurzer Wechselrede beschließen Brand und die übrigen Mitglieder der Mondregierung, Gro-Tes Rat zu folgen. Keller wird beauftragt, die Führung des Erdmondschiffes zu übernehmen, das die Verbindung mit dem Lotron herstellen soll. Er nimmt alsbald die dazu nötigen umfassenden Vorbereitungen auf.

Ehrfurchtsvoll stehen Gro-Te und die übrigen Marsbewohner vor dem erst kürzlich aufgefundenen Standbild Sang-Ros, des atlantischen Befehlshabers im Kampfe gegen die Lotronen, der nach der Vernichtung der Lotronenflotte die überlebenden Atlanter auf den Erdmond und den Erdplaneten geführt hat. Die Martier grüßen den Ahnherrn nach ihrer Sitte mit zum Herzen geführter Hand. Niemand von den anwesenden Martiern und Menschen spricht ein Wort. Lange, lange stehen die Vertreter der beiden Vetterrassen vor dem Großen, den auch die Menschen in gewissem Sinne als Vorfahren ansprechen dürfen. Wird es den Erdenmenschen gelingen, jene Mission zu erfüllen, die das gerade Gegenteil von Sang-Ros Tat bedeuten würde, die Herbeiführung einer Verständigung zwischen den Bewohnern des inneren und des äußeren Planetensystems der Sonne? Bertram Keller leistet in dieser Stunde den innerlichen Schwur, als Bote des Friedens alles zu unternehmen, was er zur Erreichung dieses hohen Zieles zu tun vermag.

Nach einer Woche ist das Besuchsprogramm der Martier auf dem Mond erfüllt. Sie haben die wichtigsten Mondstädte und die Energiezentrale besucht, die Fernbahnen benützt und die Fabrikationsanlagen besichtigt. Sie haben sich aus eigener Anschauung ein Urteil darüber

gebildet, daß die Söhne der Erde das Erbe der atlantischen Vorfahren gut nützen, und versagen nicht ihre Anerkennung. Mit Sorge denken Brand, Keller und die übrigen Führer der Menschensiedlung auf dem Mond daran, ob wohl der gute Eindruck, den die Martier von dieser menschlichen Mustersiedlung erhalten haben, auf der Erde anhalten werde. Sie bezweifeln dies leider.

Inzwischen hat man sich auf der Erde nach langwierigen, mühsamen Verhandlungen darauf geeinigt, die Marsbewohner in Stockholm von einer Delegation aus möglichst allen Ländern der Erde empfangen zu lassen, die unter Leitung eines Schülers des großen indischen Friedensapostels Gandhi stehen soll. Da außerdem die Verleihung der Nobelpreise nahe bevorsteht, will man den Martiern die Preisträger als würdigste Vertreter der menschlichen Wissenschaft vorstellen. Die politischen Links- und Rechtsbewegungen haben für die Zeit des Martierbesuches einen Burgfrieden geschlossen, den auch ihre Presse einhalten soll. Man wird den Marsbewohnern das Idealbild einer geistig und kulturell hochstehenden, friedlichen Erdbevölkerung darbieten, auch wenn dieses nicht ganz der Wirklichkeit entspricht.

Nie noch hat irgendein Ereignis die Erdenmenschheit in solche gewaltige allgemeine Erregung versetzt. Astrologen und Wahrsager haben ihre große Zeit. Schlagerkomponisten fabrizieren Tanzweisen mit Titeln wie die folgenden: „Wenn die Agathe mit dem Kli-Trop auf dem Mond spazieren geht“, „Mit dir, o Marsfrau, möcht' ich baden gehn“, „Was macht der Bimbo auf dem Lotron?“, „Wenn die Paulette einen Marsfreund hätte“ und ähnliche. Die unterdrückten Kolonialvölker bereiten Petitionen und Protestadressen an die Marsbewohner vor, in denen die Martier aufgefordert werden, als Schutzherren die Herrschaft über die Erde zu übernehmen und den farbigen Völkern die Freiheit im Rahmen eines Protektorates zu gewähren, das auch über die weiße Menschheit errichtet werden soll. Als diese Absichten ruchbar werden, wird das Detektiv- und Polizeikorps, das die Martier vor jeder nicht vorgesehenen Berührung mit „unerwünschten Elementen“ schützen wird, auf das doppelte verstärkt. Flugzeuge bringen ganze Ladungen von Zeitungs- und Filmberichterstatern nach Stockholm. Reiche Leute raufen sich um Flugkarten, um bei der Ankunft der Marsbewohner dabei sein zu können. Durch Reisebüros werden überall billige Gesellschaftsreisen nach Stockholm inszeniert, wogegen die Massenexpeditionen von Zuschauern zu den Sportolympiaden ein lächerliches Nichts dünken. Riesige Barackenviertel müssen in der Umgebung Stockholms beinahe über Nacht aus dem Boden gestampft werden, um alle diese Neugierigen aufzunehmen. Die Bevölkerung der Erde fiebert in ungeheurer Spannung dem welthistorischen Ereignis entgegen. Millionenvermögen werden von Leuten verdient, die die Konjunktur zu nützen verstehen.

Der große Tag des Empfanges naht. Wohl die Hälfte der Menschheit sitzt an diesem Tag an den Rundfunk- und Fernsehgeräten. In Abständen von je fünf Minuten langen die Meldungen von der Annäherung der Raumschiffe vom Mond her ein. Eine kleine Flotte bewegt sich heran, in deren Mitte sich auch das Marsschiff „He“ befindet.

„Mondflotte hat vor zehn Minuten den Antrieb abgestellt und schlägt Gravitationsbahn zur Erde ein.“ — „Mondflotte derzeit in 12,5° Rektaszension, 5,2° nördlicher Deklination, Entfernung von der Erde 112 000 km.“ — „Selene' Führerschiff der Mondflotte.“ — „Präsident Brand meldet: ‚An Bord alles wohl‘ „. — „Licksternwarte hat Mondflotte photographisch aufgenommen.“ — So und ähnlich lauten die Funknachrichten aus den Lautsprechern. Eine Meldung jagt die andere. Plötzlich geht eine Bewegung durch die lauschenden Menschen. Sätze in einer unbekanntenen Sprache sind zu vernehmen, die den Eindruck einer kurzen Ansprache erwecken. Sie schließt mit einigen Worten, die von Kundigen als lateinisch erkannt werden: „Terrae salutem meam!“ „Der Erde meinen Gruß!“ So hat Gro-Te seine Begrüßung an die Erdbewohner beendet. Zum erstenmal haben die

Menschen der Erde atlantische Worte aus dem Munde eines lebendigen Martiers gehört! Kaum noch sind die Menschenmassen im Zaume zu halten. Zahllose Personen weichen überhaupt nicht mehr von ihren Plätzen vor Lautsprechern und Fernsehern. Beruf, Vergnügen, Pflicht, alles ist vergessen. In dem Jahrhunderttausende alten Dasein der Menschheit ist dies ein erstmaliger Augenblick, den man erlebt, ein Augenblick von solcher Bedeutung, wie er noch nie zuvor eingetreten ist. Die Menschen wollen ausharren, bis die letzten Meldungen von der erfolgten Ankunft der Martier auf der Erde und ihrem Empfang in Stockholm eingetroffen sind. In der Nacht starren die Erregten mit geröteten Augen in der unsinnigen Hoffnung zum Himmel empor, dort mit freiem Auge oder mit Feldstechern schließlich doch noch die herannahende Raumschiff-Flotte und in ihr das Marsschiff wahrnehmen zu können.

„Die Mondflotte hat eben zur Umkreisung der Erde angesetzt. Die Marsbewohner wünschen, der Erde zu Ehren und zum Gruß, sie in ihrer Äquatorebene zu umfahren.“ — „Die Außenstation der Erde schießt zu Ehren des Marsschiffes Salut mit Atomgranaten!“ (Selbst bei solchem Anlaß kann die Menschheit nicht von ihren primitiven Sitten und Gebräuchen abgehen, denkt bei dieser Meldung so mancher.)

Zweimal geht es um die Erde herum, langsam sinkt die Raumschiff-Flotte tiefer in die Erdatmosphäre ein, ihren Flug hemmend. Beim drittenmal umfliegt sie die Erde bereits in der dichteren Atmosphäre.

„Die Mondflotte überquert den Atlantischen Ozean und nähert sich der afrikanischen Küste.“ Die Fernsehsender zeigen den Erdglobus, ein wandernder Pfeil deutet die senkrechte Projektion des Standortes der Raumschiff-Flotte an. Er wandert schnell, erreicht das Kongobecken, schneidet den Victoria-Nyansa-See und gleich darauf die afrikanische Ostküste.

„Von der Antarktis eilt ein Verband norwegischer Raumschiffe der Mondflotte entgegen. Beide Flotten tauschen Funksprüche aus.“ Man vernimmt die Begrüßungsworte der Norweger, die sofort übersetzt werden. Über dem Indischen Ozean trifft die Mondflotte mit den norwegischen Raumschiffen zusammen. Diese vertreten den Planeten Erde.

Beim Vorüberflug an Indien begrüßen die Regierungen Indiens und Pakistans das Marsschiff. Gro-Te antwortet herzlich. Alle Reden werden in den Erdstaaten in die betreffende Landessprache übersetzt. Sumatra wird erreicht, Borneo, Celebes, die Molukken werden überquert. Nördlich an Neu-Guinea geht der Flug vorbei. Da die Raumschiffe begreiflicherweise noch nicht tief genug in die Atmosphäre eingetaucht sind — sie haben erst die Stratosphäre erreicht —, bleiben sie gewöhnlichen Beobachtern auf der Erde unsichtbar, sehr zum Bedauern von Millionen und aber Millionen neugieriger, ja bereits fanatisierter Erdbewohner. Jetzt... ein Funkspruch von der britischen Weihnachtsinsel, dem sogleich einer von Hawaii folgt, das nordwärts der Route liegt.

Über den Pazifischen Ozean führt der Flug der Schiffe, Stunden vergehen, dauernd erfolgen Standortmeldungen nach geographischer Länge und Breite. Einzelne große Ozeanschiffe mit berühmten Namen funken ihre Begrüßungssprüche zu der Raumschiff-Flotte hinauf, bekommen höfliche Antworten. Die Menschen der Erde sind eine vulkanisch brodelnde Masse geworden. Endlich, endlich wird die südamerikanische Küste erreicht, die Stadt Quito in Ecuador grüßt im Namen des ganzen Kontinents.

„Die Raumschiff-Flotte folgt, nördlich entfernt, dem Laufe des Amazonas“. Der brasilianische Staatspräsident hält eine längere Ansprache, Gro-Te erwidert lateinisch, was die Brasilianer als besondere Höflichkeit auffassen. Macapo an der Mündung des

Amazonenstroms wird schon in nur 15 Kilometer Höhe überflogen, und wieder liegt der Atlantische Ozean unter den Raumschiffen. Nun wendet die Flotte nach Nordosten gegen die Kapverdischen Inseln, kreuzt die Kanarischen Inseln. Nach Norden führt der Flug gegen die Gruppe der Azoren. Hier ist für die Martier historischer Boden, hat sich doch das irdische Reich der Atlanter auf dem Azorenplateau befunden. Das Marsschiff schwebt über der versunkenen Atlantis. Gro-Te spricht zu den toten Ahnen, seine Worte werden übersetzt. In stummer Erregung lauschen die Menschen: „Erhabene Ahnen, hehres Reich der Vorväter, das hier begraben liegt, die späten Ururenkel neigen sich in Ehrfurcht vor euch. Möge unser Besuch auf dem Planeten Erde, der euch in heiliger Vorzeit Rettung und Hilfe geboten hat, den Söhnen dieses Brudersterns und uns gleichermaßen zum Glück gereichen! Teure Väter, wir neigen uns vor euch in stillem Grube“. Das Marsschiff hat an genau berechnetem Ort schon lange vorher eine ferngelenkte Rakete nach unten abgeschossen. Oberhalb der Azoren läßt die Rakete an einem Fallschirm einen Marsglobus aus Zentauriummetall abwärts schweben, der irgendwo ins Meer versinkt und so die Liebesbotschaft der atlantischen Nachfahren an die Ahnen überbringt.

In allmählich verlangsamtem Fluge passieren die Schiffe die Stadt Paris, deren Sender die Freude des französischen Volkes ausdrückt, daß das Marsschiff gerade über französischem Boden erstmalig Europa überfliegt. Auf den Straßen ist eine unübersehbare Menschenmenge versammelt, die zum Himmel emporstarrt. Mit Feldgläsern kann man in der Tat bereits kleine Pünktchen wahrnehmen: die Raumschiff-Flotte!

Brüssel wird überflogen, Amsterdam, Kopenhagen. Die Martier selbst in ihrem Schiff sind gebannt von dem gewaltigen Anblick, den dieser so vielgestaltige, noch junge Planet bietet. Sie scharen sich, soweit sie nicht mit der Navigation des Schiffes befaßt sind, vor dem Projektionsschirm im Steuerungsraum. Jetzt sind sie schon über Schweden, dessen König ihnen den ersten Willkomm in atlantischer Sprache entbietet. Tiefer geht es, längst arbeitet das Triebwerk bremsend.

Stockholm ist erreicht. Das Landungsmanöver der Raumschiff-Flotte beginnt. Aus dem Himmel senken sich langsam an die zwanzig dunkle Leiber von länglicher Gestalt hinab, darunter jedoch ein kugelförmiges Schiff, das Marsschiff „He“.

Die Umgebung des Flugplatzes von Stockholm ist weithin von Menschen geräumt worden, erst in großem Abstand dürfen sich die Zuschauer aufhalten. Sanitäts- und Ambulanzwagen stehen bereit, haben ununterbrochen zu tun, um Ohnmächtige wegzuführen, die dem Gedränge nicht gewachsen sind. Die Tribünen sind zum Bersten voll, ein doppelter Polizeikordon schützt sie gegen den Ansturm der Stehplatzbesucher. Lautsprecher senden Unterhaltungsmusik, immer wieder unterbrochen durch die neuesten Meldungen von der sich nähernden und schließlich herabsenkenden Raumschiff-Flotte.

Aus dem blauen Himmelsgrund löst sich ein schwarzer Punkt, erst nur in den Ferngläsern erkennbar, dann immer deutlicher und größer werdend, auch mit unbewaffnetem Auge schon wahrnehmbar. Aus den Lautsprechern erfährt man, daß es sich um die „Selene“ handelt, die allmählich tiefer herabkommt. Schon ist die längliche Gestalt des Raumschiffes unverkennbar. Rasch senkt es sich schräg herunter, vorerst noch wie ein Kinderspielzeug anzuschauen, aber bald ahnt man die Ausmaße des Schiffes. Nur noch 1000 Meter ist es vom Erdboden entfernt, schnell sinkt es herab, verlangsamt den Absturz. Jetzt steht es in 100 Meter Höhe über dem Flugplatz still, senkt sich meterweise zu Boden. Die Menschenmenge schweigt erstarrt, mit fiebernden Blicken hängt sie an dem nie geschauten Schauspiel.

Fast schon berührt die „Selene“ den Boden, dann setzt sie mit dem Gummiring auf, steht still, ein leises Zittern noch, sodann — keine Bewegung mehr. Die Lautsprecher verkünden, daß die Insassen der „Selene“ den Martiern beim Betreten des Erdbodens den Vorrang lassen wollen.

Das Marsschiff kommt aus der Tiefe des Himmels in Sicht, eine halbe Million Augenpaare starren krampfhaft empor. Eine winzige Kugel ist zu sehen, die zur Hälfte im Sonnenlicht silbern glänzt, während die andere Hälfte völlig schwarz ist. Sehr schnell schwebt diese Kugel herunter, erst in 50 Meter Höhe wird der Sturz blitzschnell abgefangen, und dann senkt sich das Marsschiff langsam nieder. 10 Meter über dem Boden bleibt es stehen und braucht für diese kurze Strecke noch eine halbe Minute, bis es die Erde berührt. In denkbar eleganter Weise hat es die Landungsmanöver ausgeführt. In diesem Augenblick ist die Menge nicht mehr zu halten, die ungeheuerliche Spannung macht sich Luft, ein Schrei aus hunderttausenden Kehlen bricht aus, keiner weiß, was er ruft. Nur die irrsinnige Aufregung durch Schreien, Brüllen abzureagieren ist der allgemeine Trieb. Es ist eine unerhörte Massenpsychose. Vergeblich bemühen sich die Lautsprecher mit höchster Tonstärke, die Menschen zu übertönen und zur Ruhe zu mahnen. Auf einem allgemein sichtbaren Projektionsschirm, der das Innere des Schiffes zeigt, erscheint Gro-Te, im Raumanzug, jedoch ohne Helm. Er hebt beschwörend die Hände... und diese Geste wirkt endlich. Allmählich verstummt die Masse, erlebt wieder mit dem Auge, nicht mehr mit den Stimmbändern. Zwei Luken an den entgegengesetzten Seiten des Marsschiffes öffnen sich, an Seilen werden Gestalten im geschlossenen Raumanzug sichtbar, denn die Martier dürfen sich vorerst nicht der dichten Erdenluft ohne Übergang aussetzen. Rasch werden die beiden Gestalten abgeseilt, weitere folgen nach, schließlich stehen an die dreißig Martier im Kreis um ihr Schiff. Sie führen zum Gruß die Hand ans Herz. Tosend brüllt die Menge „Hurra“, wirft Hüte in die Luft, gerät außer Rand und Band, trampelt wild auf den Tribünen, viele beginnen in ihrer Begeisterung die Sitzbänke zu demolieren. Die Marsbewohner erhalten einen ersten Eindruck vom Niveau der menschlichen Kultur.

Die Lautsprecher werden auf höchstmögliche Tonstärke gesteigert: „Ruhe!“ kreischen sie der Menge zu. „Ruhe! Minister Gro-Te, der Führer der martischen Gäste, spricht zur Erde!“

In der Tat vernimmt man lateinische Worte, die sofort von Dolmetschern ins Schwedische, Englische, Deutsche, Französische, Italienische, Russische, Spanische übersetzt werden. Gro-Te spricht von dem großen Glücksgefühl, das die Martier empfinden. Vor mehreren Jahrtausenden hätten ihre Vorfahren diese Erde verlassen, und nun seien sie als Gäste wiedergekehrt, von ihren erdenmenschlichen Freunden eingeladen, welche die Ehre errungen haben, als erste die Verbindung zwischen Erde und Mars hergestellt zu haben. Er, Gro-Te, und seine Kameraden, kämen als Brüder vom fernen Stern Mars, um sich freudig zu überzeugen, daß in den verflossenen Jahrtausenden die Menschen des Erdplaneten eine außerordentlich hohe Kulturstufe erreicht hätten und nicht länger gegen die anderen Bewohner des Sonnensystems zurückstehen müßten, die schon früher die Raumschiffahrt kennengelernt hätten. Es sei aber kein Verdienst für ein Geschlecht, früher auf die Welt gekommen zu sein, da die Weltzeitalter untereinander gleichwertig seien. Das Wesentliche liege darin, ob ein Geschlecht von Intelligenzwesen imstande sei, jene Stufe zu erreichen, die es befähige, sich aus eigener Kraft vom Mutterplaneten loszulösen. Diese Reifepfung habe nun auch das Menschengeschlecht in überzeugender Form bestanden. Deshalb danke die martische Abordnung den Erdbewohnern für ihre Einladung und wünsche diesen alles Glück auf ihrem ferneren Entwicklungsgange.

Nach der Übersetzung dieser Rede ins Schwedische dankt Gro-Te donnernder, nicht endenwollender Beifall der Menge. Der Polizeikordon muß durch weitere Abteilungen, die im

Laufschritt herbeieilen, verstärkt werden, sonst würden die Massen die Absperrungen doch noch durchbrechen und auf das Flugfeld stürmen, um den Martiern die Hände zu drücken, sie zu umarmen und dabei voraussichtlich in ernste Lebensgefahr zu bringen. Einige Augenblicke besteht tatsächlich eine sehr kritische Lage, dann gelingt es den Verstärkungen der Polizei, einen festen Riegel zu bilden. Auch beruhigt sich die Menge glücklicherweise wieder, weil die Lautsprecher nun die kurz bevorstehende Landung der übrigen Raumschiffe der Mond- und der Erdflotte ankündigen. Die Deputation der Erdstaaten unter Führung des Gandhi-Schülers schreitet auf die Gruppe der Martier zu und begrüßt sie, doch kaum achtet noch jemand darauf, was die Lautsprecher wiedergeben. Viel interessanter ist, was am Firmament vorgeht. Zwanzig Raumschiffe erscheinen als Punkte, dann als geformte Körper, sinken unheimlich schnell herunter, gliedern sich in drei Treffen, die übereinander stehen bleiben, dann zur Landung ansetzen, die innerhalb von zehn Minuten, gleichsam tadellos einexerziert, erfolgt. Schließlich befinden sich auf dem Flugplatz zweiundzwanzig Schiffe, deren Bemannungen ausgestiegen sind. In brausenden Ovationen verliert sich die Ordnung des Empfanges, die Begrüßungsworte des schwedischen Kronprinzen sind kaum mehr vernehmbar. Die Martier und die irdischen Raumschiffer besteigen Autos, denen jedoch der Abfahrtsweg beinahe verlegt wird. Dann setzt sich, begleitet von Polizeimotorradfahrern, die Wagenkolonne in Bewegung zur königlichen Residenz, gefolgt von zahllosen Privatautos, Taxis und Motorrädern. Nur langsam, ganz langsam verliert sich die Menschenmasse, nimmt die ungeheure Erregung der Menge ab.

Der Alltag tritt wieder in seine Rechte. Aber diejenigen, die an diesem Erlebnis teilgenommen haben, können sich noch lange nicht wieder in ihr gewöhnliches Leben hineinfinden. Zu sehr zittert das Gesehene und Empfundene in ihnen nach.

Auch in den nächsten Tagen noch sitzt die ganze zivilisierte Menschheit überall auf der Erde vor ihren Lautsprechern und Fernsehempfängern. Sie wird so Zeuge der umfassenden Feierlichkeiten und Empfänge, die zu Ehren der Martier veranstaltet werden.

Zwischen Gro-Te und dem Gandhi-Schüler hat sich eine tiefe Freundschaft entwickelt. Der Martier fühlt sich von dem lauten, unbeherrschten Wesen der Europäer abgestoßen und zu dem ruhigen, besonnenen Inder hingezogen, dessen Art und geistige Haltung viel mehr jener der Martier entspricht. So erkennt der martische Gelehrte, daß das Menschengeschlecht nicht allein von einer einzigen Rasse verkörpert wird, die sich überall mit Gewalt vordrängt, sondern daß der Genius der Menschheit seine Gaben in mehrere Wiegen gelegt hat.

24. Fahrt zum Lotron

Bertram Keller genoß einige wunderschöne Tage, in denen er mit Ma-Run das niederösterreichische Waldviertel kreuz und quer durchstreifte. Das Marsfräulein hatte das auf ihrem Heimatplaneten gegebene Versprechen eingehalten und war Keller in die von ihm so gerühmte Landschaft gefolgt. Es bereitete Ma-Run außerordentlichen Spaß, zu Fuß mit einem Rucksack, über den sie sich totlachen wollte, die wunderbaren irdischen Wälder zu durchwandern.

Bertram konnte seine Gefühle Ma-Run gegenüber nicht genau analysieren. Bei vernünftigem Überlegen bewies er sich selbst, daß er Ma-Run nur Freundschaft entgegenbringe, und doch gab es von Zeit zu Zeit Augenblicke, in denen ihm Zweifel kamen, ob nicht auch andere Empfindungen dieser Freundschaft beigemischt seien. Dann schalt er sich jedesmal sofort einen Toren. Etwas Sinnloseres als eine Liebe zwischen Mensch und Marsbewohner konnte es doch gar nicht geben! Sicherlich war es nur der fremdartige Reiz

des Marsmädchens, der ihn gefangen nahm. Mit Schrecken dachte er dann daran, daß sie in Wahrheit fast achtzig Erdenjahre, also fast doppelt so alt war wie er selbst.

Selbstverständlich erregte das martische Riesenmädchen in den niederösterreichischen Landorten Aufsehen und besonders die Dorfbuben konnten gar nicht aufhören, ihr staunend nachzurufen und über sie Scherze zu machen. Glücklicherweise verstand Ma-Run von den ihr zugerufenen Bemerkungen kein Wort. Es war ihr auch gleichgültig, was die irdische Bevölkerung über sie dachte und sprach. Sie war in bestimmter Art doch von dem Stolz der Martier auf ihre uralte Rasse erfüllt, die sich in vielen Jahrtausenden bewährt und mehrmals der Gefahr des völligen Untergangs getrotzt hatte. Ma-Run anerkannte rückhaltlos, daß die Landschaft der Erde unvergleichlich schöner als die des sterbenden Mars sei. Anfänglich hatte ihr die dichte Erdenluft außerordentliche Beschwerden verursacht. Als sie aber die Vergnügungsfahrt mit Keller antrat, hatte sie sich schon weitgehend an dieses Ungemach gewöhnt. Für ihre Begriffe konnte sie nur langsam ausschreiten, doch infolge ihrer Größe hielt sie trotzdem leicht mit Keller Schritt. In ihren Hosen und dem sportlichen Leibchen sah sie wirklich nach irdischen Begriffen sehr hübsch aus. Keller liebte es, sie aus einiger Entfernung zu betrachten, wobei ihre Größe nicht mehr so ins Auge fiel. Er spielte dann mit der Illusion, Ma-Run sei ein gewöhnliches junges Mädchen von der Erde. Dabei ertappte er sich oft bei dem Gedanken, ob er in einem solchen Fall wohl seinen Grundsätzen treu bleiben würde, die ihn das weibliche Geschlecht ablehnen ließen.

Schnell waren die schönen Tage vorüber und die beiden zu Freunden gewordenen Vertreter verschiedener Planetenrassen fanden sich wieder in Stockholm ein. Die Martier hatten inzwischen auf schnellen Flugschiffen die verschiedensten Gegenden der Erde besucht, doch ließ man sie nicht aus den Augen. Man dachte an die vor kurzem bekannt gewordenen Pläne der Kolonialvölker, die Marsbewohner um Hilfe anzurufen. Gro-Te besichtigte unter anderem die meisten großen irdischen Sternwarten, und überall wurden seine klugen Ratschläge, die auf den ungeheuren Fortschritten der Martier in der Astronomie fußten, dankbar aufgenommen.

Dann nahmen die Martier als Gäste an einer großen schwedischen Tiefseeexpedition teil, die sich die Erforschung des Azorenplateaus zum Ziel gesetzt hatte. Die Schweden hatten Tiefseebohrungen vorgenommen. Als die Bohrproben untersucht wurden, fand sich in einer von ihnen ein zerquetschtes, fast nicht oxydiertes Stück eines Metallgerätes, dessen Bedeutung nicht mehr ermittelt werden konnte. Die Chemiker der Expedition versuchten, das Metall zu analysieren. Einige der Reaktionen, die es zeigte, stimmten zu keinem auf der Erde natürlich vorkommenden Element. Glücklicherweise wußte Peter Brand Rat. Er äußerte sofort den Verdacht, es könne sich um Zentaurium handeln, dessen analytische Reaktionen ihm gut bekannt waren. Als er diese Reaktionen dann mit einigen kleinen, dem Metallstück entnommenen Spänen mikrochemisch ausführte, sah er sofort zu seiner außerordentlichen Freude, daß seine Vermutung ins Schwarze getroffen hatte. Damit war ein klarer Beweis erbracht, daß die Metallprobe von den Atlanten stammte und daß das Azorenplateau in der Tat ein Teil der Atlantis gewesen war. Sollte also doch Platons Bericht über das Metall Aurichalkos der sagenhaften Atlantisbewohner auf Wahrheit beruhen? Auch die Martier waren begreiflicherweise über diesen Fund sehr erregt. Sie wollten bei ihrem nächsten Besuch auf der Erde Tiefseetauchgeräte vom Mars mitbringen, die dort zwar wegen der geringen Tiefe der Marsmeere heute nicht mehr verwendet wurden, aber doch in einigen Exemplaren noch in technischen Museen vorhanden waren. Mit diesen Tauchgeräten planten sie dann in den irdischen Meerestiefen nach der versunkenen Hauptstadt ihrer Vorfäter zu suchen.

Mehrere Wochen hielten sich die Martier in der antarktischen Station auf. Besonders die Stadt Ku-Rone hatte es ihnen angetan. Eben diese Stadt hatten ihre Vorfahren zuletzt auf der

Erde bewohnt, bevor sie auf den Mars auswanderten, wo sie heute noch wohnten. Manche wichtige Entdeckung in dem unterirdischen Ku-Rone blieb den Martiern vorbehalten, die sich die gründliche Erforschung dieser verschollenen Stadt ungleich mehr angelegen sein ließen, als dies die Menschen je getan hatten.

Keller mußte wieder auf den Mond zurückkehren, um die Expedition des Mondreiches zum Jupitermond Lotron vorzubereiten. Er nahm Abschied von Ma-Run, die ihm aber versprach, daß sie ihn bald auf dem Monde besuchen werde. Tausend Dinge waren für diese gewagte Fahrt zu überlegen, zu berechnen, vorzubereiten, tausend Möglichkeiten und Gefahren ins Kalkül zu ziehen. Einige der Martier waren mit auf den Mond gekommen und unterrichteten dort die menschlichen Techniker in der Konstruktion der Geräte für den Fiktions-Raumbildfunk. Als diese Geräte schließlich in zwei Exemplaren hergestellt und in Tätigkeit gesetzt worden waren, veranstalteten die Martier einen förmlichen Kursus und vor allem Martin Schwarz erwies sich als besonders gelehriger und begabter Schüler. Es gelang ihm bald, eine Koryphäe in der Deutung von Gedanken aus den projizierten beweglichen Figuren zu werden, so daß Keller einmal scherzhaft die Vermutung äußerte, Schwarz sei in einem früheren Leben ein Lotrone gewesen.

Fieberhaft wurden die Archive und Bibliotheken der Mondstädte durchsucht, ob sich nicht etwa noch irgendwelche bisher unbekannt gebliebene Nachrichten über die Lotronen oder Anweisungen zum Funkverkehr mit ihnen fänden. Leider wurde nichts von wesentlicher Bedeutung entdeckt. Immerhin arbeiteten die Funktechniker auf Grund des schon Bekannten einen Kodex aus, wie ihn die alten Atlanter den Lotronen gegenüber verwendet hatten. Es gelang Keller nach einiger Mühe, die Martier dahin zu bringen, daß bei den Besprechungen die Lotronen nicht mehr als „Raumfeind“ oder mit anderen Umschreibungen bezeichnet wurden, sondern mit dem irdischen Ausdruck „Bewohner des Ganymed“.

Für den Flug zum Lotron war ein kleines Spezialeschiff erbaut worden, das nach dem bekannten bläulichweißen Fixstern Sirius, der am Winterhimmel der Nordhalbkugel der Erde unterhalb des Sternbildes Orion glänzt, seinen Namen erhielt. Wegen seiner verhältnismäßig geringen Masse — sein Gewicht auf der Erde hätte tausend Tonnen betragen — war es imstande, mit außerordentlich großen, bisher von irdischen Raumschiffen nie erreichten Geschwindigkeiten durch den Weltraum zu jagen. Nur mit Hilfe der atlantischen Technik war es schon bei der „Urania“ gelungen, die für die Erdenmenschen vorher noch nicht beherrschbare d-d-Reaktion für den Rückstoßantrieb zu benützen. Die ungeheuren erforderlichen Temperaturen, deren Erzeugung mittels der Plutoniumspaltung eingeleitet worden war, waren „gebändigt“ worden. Die während der Beschleunigungszeiten in Form von ^3_2He ausgestoßene Masse betrug in der Sekunde durchschnittlich weniger als ein Viertelkilogramm, da dieses Heliumisotop, im elektrischen Feld parallel ausgestrahlt, dabei eine Sekundengeschwindigkeit von hunderttausend Kilometern erreichte. Man konnte hoffen, die Fahrt zum Lotron und zurück zum Erdmond mit einem Deuteronenverbrauch von weniger als hundertfünfzig Tonnen zu bewältigen. Die geradezu phantastischen Mengen an Deuterium (schwerem Wasserstoff), die dafür notwendig waren, hatte man im Laufe mehrerer Jahre in der Station Forellensee aus dem Eis der Antarktis gewonnen. Die nötige Energie für die Elektrolyse des Schmelzwassers hatten mehrere Zentaurium-Reaktoren geliefert.

Trotz schwerer Bedenken hatte man sich doch dazu entschlossen, den sphärischen „Sirius“ mit je einem Atomgeschütz in jeder der beiden Kugelhälften zu bewaffnen, das ferngelenkte, zielsuchende Zentauriumgranaten von furchtbarster Wirkung abfeuern konnte. Niemand konnte vorher wissen, ob eine friedliche Verständigung mit den Lotronen gelingen werde; also mußte man sich notgedrungen gegen einen Zusammenstoß mit ihnen einigmaßen

wappnen — obwohl kaum ein Zweifel darüber bestand, daß im Falle eines solchen Konfliktes „Sirius“ und seine Besatzung kaum je den Erdmond wiedersehen würden.

Das Raumschiff wurde ferner mit den empfindlichsten und weitestreichenden Radar-Ortungsgeräten versehen, die die atlantische Technik gekannt hatte. Seine Oberfläche wurde mit einem völlig schwarzen Material überzogen, das auch Radarwellen nicht reflektierte, also auch gegen elektromagnetische Wellen jeder Art „schwarz“ war. Das Schiff sollte zwanzig Mann aufnehmen und Lebensmittel für fünf Jahre mit sich führen. In täglichen Besprechungen der technischen Fachleute mit Keller wurden auch die geringsten Einzelheiten immer wieder geprüft, überlegt, nachgerechnet, von allen Gesichtspunkten aus kritisiert und gegebenenfalls abgeändert. Der „Sirius“ war zwar nicht das größte, wohl aber das technisch vollendetste Weltraumschiff, das je die Werften des Mondes oder der Erde verlassen hatte.

Keller beabsichtigte, nicht den „geraden“ Weg zum Jupiter, also etwa in der Ekliptik in einer Kepler-Ellipsenbahn, einzuschlagen, sondern vielmehr senkrecht dazu, also gegen den Pol der Ekliptik gerichtet, in einer Hyperbel bis weit über die fernen Grenzen des Sonnensystems hinaus vorzustößen, dann den Flug in eine weit ausholende Kurve zu wenden und „schräge“ von außen her, nämlich unter rund 45 Grad gegen die Ekliptik geneigt, den Jupiter anzusteuern. Vielleicht würde es so gelingen, die Lotronen zu täuschen und ihnen den Eindruck zu vermitteln, als käme das Raumschiff von außerhalb des Sonnensystems. Das Kommando des Schiffes wollte Keller sich mit dem Astronomen Gritelius teilen, als zweiter Offizier sollte Martin Schwarz mitfahren, von dem sich immer mehr erwies, daß er eine starke Hoffnung der Weltraumschiffahrt darstellte. Des öfteren wurde den Beratungen Gro-Te, der ja auf dem Mars Staatsminister für Weltraumschiffahrt war, beigezogen. Sein klarer Geist durchleuchtete die schwierigsten Aufgaben und Probleme mit einer Gründlichkeit und analytischen Schärfe, die den Menschen unvorstellbar schien.

Und eines Tages war dann wirklich der Augenblick gekommen, wo der „Sirius“ startbereit war. Das Schwere sowohl für die Teilnehmer an der Fahrt als auch für die Zurückbleibenden war die Abmachung, daß „Sirius“ nicht den geringsten Funk- und Radarverkehr mit dem Erdmond oder der Erde versuchen dürfe, bevor nicht eine Verständigung mit den Lotronen zustande gekommen oder offener Krieg ausgebrochen sei. Diese Vereinbarung konnte bei unglücklichem Ausgang der Expedition zur Folge haben, daß die Menschheit gegebenenfalls niemals mehr etwas vom Schicksal des „Sirius“ und seiner tapferen Besatzung erfahren würde.

Der letzte Abend war vorüber. „Sirius“ sollte zu Ehren der Tradition von der Ebene neben der Felsstation beim Ringkrater Plato aus starten. Die Teilnehmer der Expedition wurden vom „Linné“ zum Startplatz gebracht und dort ausgeschleust. Ein Raupenwagen brachte die zwanzig Mann und ihre Begleiter, darunter natürlich Brand, Gro-Te, Ma-Run und einige führende Männer des Mondstaates und der Martier, zum „Sirius“. Das Schiff hob sich als eine riesige Kugel im unerträglich hellen Sonnenlicht, gegen das die Augen mit dunklen Brillen geschützt werden mußten, leuchtend gegen den schwarzen Himmel ab. Dann ging alles sehr rasch vor sich. Durch die Luken des Raumschiffes wurden die Mitglieder der Besatzung eingeschleust. Die Luken wurden fest verschlossen... und nun stieg „Sirius“ langsam vom Startring empor, so daß dies im ersten Augenblick fast gar nicht bemerkbar war. Nur wenige Bruchteile einer Sekunde dauerte die Erscheinung, dann war schon ein deutlicher Abstand vom Startring erkennbar. Vereinbarungsgemäß sandte „Sirius“ keine Funksignale mehr zurück. Sehr bald war er zwischen den Sternen verschwunden. In unbeschreiblicher Stimmung fuhr Brand mit den anderen zum „Linné“ zurück, der alsbald zum Flug zur Hyginusrille, nach Atlanta, aufstieg.

Eintausend Sekunden lang flog „Sirius“ mit dreifacher Erdbeschleunigung. Die Schonung der Gesundheit seiner Insassen erzwang jetzt eine Drosselung der Düsen auf einfache Erdbeschleunigung für die Dauer von zweitausend Sekunden. Das Raumschiff sollte schließlich eine Endgeschwindigkeit von zweitausendfünfhundert Kilometern je Sekunde erlangen. Mit dem genannten Wechsel von dreifacher und einfacher Erdbeschleunigung während eintausend bzw. zweitausend Sekunden waren dafür insgesamt hundertfünfzigtausend Sekunden, also nicht ganz zwei Tage, erforderlich. In dieser Zeit würde ein Weg von hundertneunzig Millionen Kilometern zurückgelegt werden, was jedoch innerhalb des Sonnensystems beinahe nichts bedeutete. Nach Beendigung des Rückstoßantriebes mußte das Raumschiff noch acht Wochen in der Hyperbelkurve fliegen, um etwa die Entfernung des Transpluto — wenngleich senkrecht zu seiner Bahn — erreicht zu haben. Hierauf sollte wieder in gleichem Maße die Verzögerung des Fluges und schließlich die Rückbeschleunigung erfolgen, um aus den äußeren Zonen des Sonnensystems abermals in dessen Inneres einzudringen. Es war nicht sicher, ob die Besatzung des Schiffes dies ertragen würde, obwohl sie, einzig Bertram Keller und Dr. Gritelius ausgenommen, aus lauter jungen Leuten bestand, die sich auf vielen Weltraumfahrten bewährt hatten und aufs gründlichste unter Benützung aller Erfahrungen der „Weltraumphysiologie“ untersucht worden waren.

In den ersten Stunden nach dem Abflug des „Sirius“ verbrachte Keller fast die ganze Zeit im Hauptnavigationsraum neben Martin Schwarz, der bald nach dem Start die Führung des Schiffes übernommen hatte. Keller hatte an keinem anderen Ort des Weltraumschiffes Ruhe gefunden. Der Anblick des an seinen Sitz festgeschnallten jungen Piloten, der mit ungeheurer Entschlossenheit, durch nichts sich ablenken lassend, seine Tätigkeit als Schiffsführer ausübte, gab Keller sein inneres Gleichgewicht wieder. Er war froh, daß die schicksalhafte Fahrt nun begonnen hatte und keine Macht der Erde oder des eigenen schwankenden Herzens diese Reise mehr hemmen oder verzögern konnte. Auf dem Projektionsschirm war die ungeheure Sternenfülle des Himmels wahrzunehmen, frei von jedem Flimmern, in kalter Starre, ein Anblick, der den Raumfahrern allerdings schon längst zur Gewohnheit geworden war. Durch nichts unterschied sich diese Fahrt vorerst von den vielen anderen, die Keller bereits mitgemacht oder selbst geführt hatte, — und doch war etwas anders. Während bei den gewohnten Fahrten nie ein Zweifel an einer glücklichen Erreichung des Zieles bestanden hatte, fehlte diesmal eine solche Gewißheit... vielleicht stand am Ende der Tod, oder, was viel schlimmer gewesen wäre, die Gefangenschaft in der Gewalt der Lotronen. Keller erwog zum tausendstenmal die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, noch lebende Lotronen anzutreffen. Warum schwiegen sie seit so vielen Jahrtausenden, warum waren sie ins Nichts zurückgesunken, als hätte es sie in Wahrheit nie gegeben? Zweifel, Ungewißheit, Fragen... vielleicht schließlich Angst? Er blickte auf das junge Gesicht von Martin Schwarz, das in selbstvergessener Hingebung an seine Aufgabe beglückt leuchtete, und fand seinen eigenen Glauben wieder. Glaube, das war das richtige Wort, der rechte Begriff, Glauben mußte derjenige haben, der eine solche Herausforderung des Schicksals wagte, der das Geschick und die Sicherheit des Erdplaneten und seiner Bewohner in die Waagschale warf um der Erkenntnis willen. Galt doch Erkenntnis den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts als höchstes Gut. Er selbst, Keller, gehörte zu jenen Menschen, denen sie das allerhöchste Gut schien. Es war klar, daß ein feindlicher Zusammenstoß mit den Lotronen eine Gefahr höchsten Ausmaßes für die ganze Erde mit sich bringen konnte. Immer wieder kreuzten Kellers Gedanken um diesen Punkt, fanden keinen Ausweg, verstrickten sich aufs neue in die Wirrsal des Zweifels. Wieder sah er auf Martin Schwarz und empfand allmählich tiefe Hochachtung vor dem Jungen. Ja, den Glauben und die Unbeschwertheit der Jugend mußte man besitzen, um sich so einsetzen zu können, wie es die vorliegende Aufgabe erforderte. Wäre es vielleicht richtig gewesen, Martin Schwarz als Kommandanten des Schiffes auf die

Fahrt zu senden und selbst zurückzubleiben? Im nächsten Augenblick schämte sich Keller wegen dieser Kleinmütigkeit. War denn das, was Peter Brand und er selbst vor wenigen Jahren gewagt hatten, nämlich der erste Flug zum unbekanntem Mond, seine Erforschung, das Eindringen in die Innenwelt des Mondes, weniger gefahrvoll, weniger heroisch gewesen als diese jetzige Fahrt? Keller neigte in der Tat dazu, diese Frage zu bejahen. Erst in diesem Augenblick wurde ihm nämlich bewußt, daß am Himmel des Mondes immer die vertraute Erde gestanden hatte und daß die Nähe des sichtbaren Heimatplaneten die Fremdartigkeit der Umgebung auf dem Monde wenigstens vor der äußersten Unerträglichkeit bewahrt hatte, daß der Erdstern seinen Söhnen eine freundlich grüßende Leuchte gewesen war und sein Anblick den auf den Mond verirrt Menschen der Erde das Gefühl einer, wenn auch noch so schwachen, Verbindung mit den Wesen gleichen Blutes, mit der gesamten übrigen Menschheit, erhalten hatte. Nun erst verstand Keller in voller Klarheit das alles, jetzt, wo er und seine Kameraden im Begriffe waren, die tröstliche Nähe der Erde zu verlassen und sich in Tiefen des Sonnensystems zu begeben, von denen aus betrachtet die Erde nichts anderes als ein winzig kleiner, mit freiem Auge längst nicht mehr sichtbarer Stern unter Milliarden anderer Sterne war, der nicht einmal mit eigenem Licht zu leuchten vermochte.

Wochenlang schon durchflog der „Sirius“ den leeren Weltraum, Stunde für Stunde, „Tag für Tag“, oder sollte es nicht richtiger heißen: „Nacht für Nacht“? Die Konstellationen der Fixsterne hatten sich trotzdem praktisch für den Anblick mit bloßem Auge nicht geändert, so unermesslich groß waren ihre Entfernungen, so winzig klein waren gegenüber diesen Abständen die Distanzen innerhalb des Sonnensystems. Die Sonne war längst zum Fixstern unter den übrigen Fixsternen geworden; als ein außerordentlich heller, punktförmiger Stern war sie zurückgeblieben. Der Mangel einer Verbindung mit der Erde oder dem Erdmond ließ den Teilnehmern der unmenschlichen Fahrt das Bewußtsein unendlicher, hoffnungsloser Einsamkeit eisig ins bange Herz kriechen. Der Vergleich mit der „Santa Maria“ des Christoph Columbus drängte sich auf, aber jenes Schiff hatte wenigstens viele Stunden des hellen Tageslichtes erlebt, während der „Sirius“ stets in schwärzester Nacht dahinflog, in lautloser Stille und Stummheit des Alls. Kein Lufthauch, kein Heulen des Sturmes, kein Unterschied der Temperatur, überhaupt keine Änderung, kein Wechsel, immer, immer dasselbe, dasselbe in ununterbrochenem, gleichem und daher zeitlos ewig dünkendem Ablauf, oder noch besser: Stillstand.

Im Schiffsinieren war allerdings von der nicht endenwollenden Nacht insofern kein unmittelbarer Eindruck zu gewinnen, als das Raumschiff ja nur durch Periskope mit der Außenwelt verbunden war und die Insassen daher in stetem künstlichem Licht — in der Regel kaltem Lumineszenzlicht — lebten. Würde die Mannschaft etwa auch zu meutern beginnen wie einst die Spanier des Genuesen? Unbewegt saß Martin Schwarz im Steuerraum des Weltraumschiffes, schweigsam, nur noch fanatischer, unbeugsamer Wille. Keller wurde an das Standbild des ersten atlantischen Raumfahrers Kilot gemahnt und gestand sich immer wieder, daß dieser Junge ihm selbst seine innere Stärke wiedergab und stets von neuem half, aufsteigende Zweifel an der Sinnhaftigkeit ihres Unternehmens zu überwinden. Mit quälender Schärfe erlebte er Momente aus seinem bisherigen Leben, sah er seine Urlaubsreise mit Peter Brand vor sich, die glückhafte Arbeit bei der Vorbereitung des ersten Weltraumfluges, die Erforschung der Geheimnisse des Mondes, die Bekanntschaft mit der schönen Martierin Ma-Run... aber was jetzt vorging, war unwirklich, schien ein schreckhafter Traum.

Die Alarmglocke schrillt plötzlich durch sämtliche Räume des Schiffes! Alle Mann begeben sich, so rasch sie nur können, auf die zugeteilten, in höchster Gefahr zu besetzenden Stationen. Was ist geschehen? Die Nerven drohen zu reißen. Kann nicht im nächsten Augenblick eine Atomgranate aus dem Geschütz eines Lotronenschiffes den „Sirius“ ins Nichts zerstäuben? Furchtbares Schweigen, pochende Herzen, als hörten die Menschen in

einem Luftschutzkeller das Rauschen niedergehender Bomben. Jetzt... aus dem Lautsprecher tönt es: „Ortungsgeschütz zeigt unbekanntes Objekt in dreizehn Millionen Kilometer Entfernung in Fahrtrichtung voraus an!“ Das dem fremden Objekt zugewandte Bordgeschütz wird nach den vom Radargerät und der Rechenmaschine gelieferten Daten automatisch auf den möglichen Gegner eingestellt; es ist bereit, eine zielsuchende Atombombe hinüberzuschießen, falls ein Feind angreifen sollte.

Bertram übernimmt mit Gritelius zusammen die Steuerung des Schiffes. Martin Schwarz als der am besten dazu Geeignete überwacht den Fiktionsfunksender und -empfänger. Alles ist vorbereitet zum ersten Verständigungsversuch sowohl wie zum Kampf! Wird der Gegner — in Gedanken bezeichnen alle bereits das fremde Ding als „Gegner“ — ihr Schiff entdecken? Oder wird sich die wellenabsorbierende Oberflächenschicht bewähren? Die eigenen Radarwellen tasten das Fremde, Unbekannte ab, auf dem Leuchtschirm erscheint ein undeutlicher Fleck von annähernd kreisförmiger Gestalt. Es könnte sich tatsächlich um ein Lotronenschiff handeln. Keller bespricht sich mit Gritelius. Soll man sich offenbaren, einen Verständigungsversuch mit Hilfe des Fiktionsbildsenders wagen? Lieber abwarten, sehen, ob man von den anderen bemerkt wird! Die Rechenmaschine hat die Bahn des fremden Körpers annähernd ermittelt. Sie verläuft quer gegen die Bahn des „Sirius“, von ihm fort gerichtet. Der Fremde entfernt sich, allmählich läßt die Spannung ein wenig nach. Der Radarortungsapparat verfolgt das geheimnisvolle Objekt, es dürfte kaum mehr etwas zu befürchten sein. Offenbar ist „Sirius“ nicht entdeckt worden, sofern es sich wirklich um ein Raumschiff der Lotronen gehandelt hat. Nur ganz flüchtig kommt Gritelius die Erinnerung an den atlantischen Bericht, der davon erzählt hat, daß die Lotronen mit ihren außerordentlich feinen und weitreichenden Ortungsgeräten an den Grenzen des Sonnensystems unbekannte Fremdkörper festgestellt haben. Und an den Grenzen des Sonnensystems befindet man sich in diesem Augenblick. Gritelius weist jedoch den wahnwitzigen Gedanken, daß der „Sirius“ einem solchen extrasolaren Raumschiff begegnet sei, rasch zurück, zwingt sich, ihn zu vergessen.

Weiter dauert die stumme, schreckliche Fahrt des „Sirius“. Schon wird das Schiff, das theoretisch auf dem Ast einer Hyperbel mit geringer numerischer Exzentrizität, praktisch aber in einer geraden Linie läuft, in seiner Geschwindigkeit gebremst, längst hat es die Entfernung überschritten, in der der Transpluto sich um die Sonne bewegt. Allerdings erfolgt ja die Fahrt des „Sirius“ in einer Ebene annähernd senkrecht zu der Umlaufebene des Transpluto, die gegen die Ekliptik nur ganz schwach geneigt ist. Welcher Mensch konnte je von sich sagen, daß er das Ende des Sonnensystems besucht hat? Keller, Gritelius, Schwarz und die übrigen Insassen des Raumschiffes haben es wirklich erreicht! Anders kann auch die Fahrt zu einem fremden Fixstern nicht sein, da doch die Sonne selbst schon lange zum Fixstern geworden ist.

Der Geist der in dem Schiff befindlichen Menschen stumpft ab. Mechanisch verrichten sie ihre Obliegenheiten, essen und trinken sehr wenig, gerade nur soviel, um ihren körperlichen Energiebedarf zu decken. Geistige und seelische Energie ist bei den allermeisten fast nicht mehr vorhanden. Trotzdem kontrolliert Martin Schwarz in jedem Augenblick seiner Dienstzeit die Instrumente, die stetig den selbsttätig gesteuerten Flug des Raumschiffes lenken. Vergessen ist auch das Erlebnis mit dem fremden Objekt, kaum interessiert es noch jemanden, ob es sich um ein Schiff der Lotronen gehandelt hat. Ist es in einer solchen Umgebung nicht überhaupt völlig belanglos geworden, ob Lotronen noch existieren oder je existiert haben, ja selbst, ob es noch einen Planeten Erde gibt, auf dem ein jeder seine Angehörigen zurückgelassen hat? Hier im Raumschiff ist man allein, grenzenlos schauerlich allein! In solcher Stimmung legt Bertram Keller eine Tanzplatte auf den Plattenspieler und kann sich vor Staunen kaum fassen, daß es Menschen geben soll, die derartige Musik machen, und andere Menschen, die dazu tanzen. Ist das Wesen, dessen Körper mit ungeheurer und trotzdem nicht verspürbarer Geschwindigkeit zu den unendlich weit entfernten,

punktförmigen Sonnen dahinrast, nein, getragen wird, nein, schwebt, und das angeblich Bertram Keller heißt — geheißen hat? — überhaupt noch ein Mensch? Ist es nicht vielmehr ein Geist, ein Gespenst, ein Dämon des Weltraums geworden, das den Übergang vom Menschendasein zum Phantom überhaupt nicht bemerkt hat, da es sich seines Sterbens nicht bewußt geworden ist? Ist nicht vielleicht das Raumschiff von solchen Geistern einstiger Weltraumfahrer unsichtbar umschwebt? — Kommt schon der Irrsinn?

Der „Sirius“ hatte seine ursprünglich von der Sonne fortgerichtete Geschwindigkeit fast völlig wieder abgebremst und wendete mit Hilfe seiner regelmäßig über die Oberfläche verteilten Düsen in eine Kurve um, die ihn schräg von der Nordseite der Ekliptik her zur Bahn des Jupiter führen mußte. Genaueste Berechnungen gaben die Bahnelemente, auf Grund deren ein Zusammentreffen im Schnittpunkt der beiden Bahnkurven vorauszusehen war. Diese Navigationsaufgabe war ungemein schwierig, da sie unter möglicher Schonung des Energievorrates erfolgen sollte. Das Unheimlichste war, daß für die Insassen des Raumschiffes diese Fahrtänderung, abgesehen von dem immer wieder periodisch auftretenden Andruck, lediglich daraus zu entnehmen war, daß die Projektionsfläche im Hauptnavigationsraum bei unveränderter Einstellung nun andere Gegenden des Sternenhimmels zeigte als bisher. Viele Stunden saß Gritelius beim Rechentisch angeschnallt, machte dazwischen neue Beobachtungen, Ortsmessungen an den Planeten und der Sonne, fotografierte mit dem Teleskop, entwickelte und vermaß die Platten, — und rechnete abermals. Keller hielt sich meist im Navigationsraum auf und unterstützte Martin Schwarz bei der Kontrolle der automatisch geregelten Steuerung der Antriebsdüsen. Jeden Tag rechnete Gritelius mehrere Stunden lang, beobachtete, maß, rechnete wieder. Kleine Abweichungen der Fahrt, die sich zeigten, wurden jeweils korrigiert. Die Geschwindigkeit des Schiffes wurde wieder im selben Rhythmus wie bei der Hinfahrt gesteigert und schließlich konstant belassen. Nachdem dies viele Tage so gegangen war, begann neuerlich die Verzögerung der Fahrt, da der „Sirius“ sonst irgendwo am Jupiter vorbeigeflogen wäre, selbstverständlich nicht am gewollten Treffpunkt, sondern in weiter Entfernung von dem Planeten. Zunehmend griff unter den Menschen nervöse Spannung um sich, was sich in gereizten Bemerkungen und abnehmender gegenseitiger Rücksichtnahme äußerte. Die beiden an Bord befindlichen Ärzte betrachteten diese Erscheinung mit großer Sorge, notierten aber eifrig alle Symptome, um sie später einmal, im erhofften Falle einer Rückkehr zur Erde oder ihrem Mond, in einem wissenschaftlichen Buche verwerten zu können.

Nirgends wurde mit den Radarortungsgeräten ein fremdes Raumschiff entdeckt. Das Weltall blieb nach jener unheimlichen Begegnung auf der Hinfahrt vollständig ausgestorben. Langsam, unmerklich langsam, wurde die Sonne wieder heller, wie die photometrischen Messungen bewiesen.

Nun mußte es bald so weit sein: In weniger als einer Woche würde der „Sirius“ den Jupiter erreichen. Kellers Gedanken gingen zur Erde und zu seinen Freunden auf dem Mond zurück. Er versuchte, sich genau alles in Erinnerung zu rufen, was der atlantische Raumbildfilm von den Lotronen gezeigt hatte. Insbesondere der Fiktionsbildfunk beschäftigte ihn, und er besprach sich einige Male darüber mit Martin Schwarz. Bei diesem Thema ging der sonst so wortkarge, völlig in seine Aufgabe versunkene junge Raumschiffpilot aus sich heraus und bewies eine tiefgründige Kenntnis, die Kellers Achtung vor ihm noch weiter vermehrte.

Alle Posten in dem Raumschiff waren jetzt ganz wie für den Alarmfall dauernd besetzt. In drei Schichten wechselten die Mannschaften nach je zwei Stunden miteinander ab. Auf dem Projektionsschirm des Hauptnavigationsraumes war das Sonnenbild schon wieder zu einer deutlichen, wenn auch noch winzig kleinen Scheibe geworden.

Und jetzt begann, von der Sonne in spitzem Winkel abstehend, ein anderer Stern immer heller zu werden. Es war Jupiter.

In drei Tagen sollte „Sirius“ mit dem Planeten zusammentreffen. Als ihn die Mannschaft des Weltraumschiffes immer größer werden sah, wuchs ihre Erregung außerordentlich. Alle Apathie war verflogen, gar manchen beschlich ein banges Gefühl. Solange die unmittelbare Gefahr noch in weiter Ferne gewesen war, hatte sie unwirklich geschienen, war nicht so ernst genommen worden. Jetzt aber, da die Entscheidung herannahte, ja vielleicht schon knapp bevorstand, sah das Unternehmen doch ein wenig anders aus.

Jupiters Scheibe wuchs, wurde allmählich groß. Seine Streifen, parallel zum Äquator gelegen, leuchteten matt auf dem Projektionsschirm. Kein Funkempfänger nahm Wellen auf, die Intelligenzwesen zugeschrieben werden konnten. Drei Monde standen gegenwärtig als kleine helle Kreise neben der Jupiterscheibe: einer von ihnen war der geheimnisumgebene Lotron, ein Sternchen unter anderen Sternen. Aber dieses Sternchen wanderte zwischen den Fixsternen weiter. Kellers Herz begann mächtig zu klopfen.

Die Menschen waren voll Verwunderung, da sie unbehelligt blieben. Den meisten schien es nunmehr doch recht wahrscheinlich, daß keine Lotronen mehr am Leben seien. Was war aber das fremde Ding im Himmelsraum gewesen, das an „Sirius“ so verhältnismäßig nahe vorübergeflogen war? Vielleicht ein ungeheurer Meteorit?

Noch einmal vierundzwanzig Stunden, und dann erfüllte Jupiter, dessen Durchmesser rund fünfundzwanzigmal so groß wie der des Lotron war, die gesamte Fläche des Projektionsschirmes. Lotron wurde eingestellt. Er schien handteller groß, leuchtete im schwachen Licht, das er von der Sonne zugestrahlt erhielt. Oberflächeneinzelheiten zeigten sich undeutlich, Wolkenschleier bedeckten einen Teil der Mondscheibe. Nun mußte man sich endgültig entscheiden, ob man dem Lotron mit dem Fiktionsbildsender Signale geben oder sich so lange stumm stellen sollte, als der „Sirius“ unentdeckt blieb. Nach eingehender Überlegung aller Für und Wider entschloß man sich endlich doch im Sinne von Gro-Tes ursprünglichem Rat, nach dem alten, zwischen den Atlantern und den Lotronen benützten Funkkodex Fiktionsbilder zum Lotron zu senden. Während dieser Sendung wollte „Sirius“ den Lotron in etwa fünfzigtausend Kilometer Entfernung umkreisen und Antwort abwarten. Mehr als dreizehnmal größer erschien jetzt schon der Lotron, als von der Erde aus der Mond gesehen wird; rund sechseinhalb Grad betrug sein scheinbarer Durchmesser. Jeder Mann im Raumschiff war sich dessen bewußt, daß es jetzt ums Ganze ging!

Der Fiktionsbildsender wurde in Tätigkeit gesetzt. Bereits auf dem Mond war die Raumbildsendung, die jetzt an die Lotronen gerichtet wurde, eingehend zusammengestellt worden. Sie ging von einer Darstellung des Planetensystems aus, in der die Erde besonders bezeichnet wurde. Das Bildfunkspiel zeigte sodann die Erde, aus dem Weltraum von einem Raumschiff aus gesehen, das sich dem Planeten immer mehr näherte und schließlich auf ihm landete. Bilder aus dem Kulturleben der zivilisierten Menschheit schlossen sich an, die einen Einblick in deren Technik gaben. Von einer Sendung über die menschliche Kunst hatte man abgesehen, da man begreiflicherweise den Lotronen keinerlei Verständnis dafür zuschrieb. Dann sprangen die Bilder auf den Erdmond über, erläuterten dessen Besiedlung durch die Erdenmenschen und brachten schließlich den Start des „Sirius“ zum Flug nach dem Lotron. Nun begann der eigentliche Fiktionsbildfilm. Das Bisherige waren ja größtenteils Aufnahmen aus der Wirklichkeit gewesen. Der „Sirius“ wurde in seiner Annäherung an den Lotron dargestellt, von dem jetzt ein Raumschiff aufstieg, das im Weltraum dem „Sirius“ begegnete. Beide Schiffe flogen dann miteinander zum Lotron, wo sie landeten. Weitere Bilder, der freien Phantasie entsprungen, ließen die erhoffte freundliche Aufnahme der Erdbewohner

durch die Lotronen erkennen. Damit brach die Sendung ab und wurde ein zweitesmal wiederholt.

Währenddessen umflog der „Sirius“ den Lotron. Gespannt saßen die drei Führer des Weltraumschiffes, Keller, Gritelius und Schwarz, vor der Raumbildbühne im Funkraum. Die seinerzeit von den Atlantern und den Lotronen benützten Wellen waren eingestellt. Nach der zweiten Sendung — noch immer nichts, keine Antwort vom Monde Lotron. Vielleicht war die vom „Sirius“ benützte Apparatur hoffnungslos veraltet und bei den Lotronen längst durch ganz andere Geräte ersetzt? Wahrscheinlich kannten die Lotronen einen derartigen technischen Atavismus gar nicht mehr? Es waren doch seit dem Krieg zwischen Atlan und Lotron mehr als siebzig Jahrmillionen vergangen. Etwas wie Enttäuschung beschlich die Gemüter der Harrenden. Sollten sie ihre Fahrt umsonst unternommen haben? Oder würden sie feststellen müssen, daß es keine Lotronen mehr gab? Müßte man darüber nicht vielmehr Erleichterung empfinden, da doch in diesem Falle die unheimliche Gefahr für die Erde nicht mehr bestünde? Alle diese Probleme und Eindrücke, unzählige Male schon vorher in der Phantasie erlebt, nun jedoch in der Realität ganz, ganz anders empfunden, stürmten auf die Raumfahrer ein. Die übrige Mannschaft wurde verständigt, daß die Lotronen die Sendung nicht erwiderten. Noch ein drittes Mal wurde das Bildspiel aufgeführt, zum Lotron gefunkt. Wiederum keine Antwort! Der „Sirius“ hatte inzwischen den Jupitermond fast ganz umfahren.

Nun wäre es wohl erwünscht gewesen, mit dem Erdmond in Funkverbindung treten und sich mit den dort befindlichen Kameraden beraten zu können. Aber Keller wollte sich strenge an die getroffenen Abmachungen halten und erst dann zum Erdmond berichten, bis man die Sicherheit besitze, daß es keine Lotronen mehr gebe, oder bis mit ihnen eine Verständigung gelungen sei.

Nach einer kurzen Beratung entschlossen sich die Führer des „Sirius“, jede weitere Verzögerung zu unterlassen und zur Landung auf dem Lotron zu schreiten. Knappe Befehle an die Mannschaft wurden ausgegeben, die Rechenmaschinen in Tätigkeit gesetzt und danach die Steuerung der Düsen eingestellt. Nach rascher Annäherung an den Jupitermond tauchte das Raumschiff in einer Bremsellipse in dessen Atmosphäre ein, verließ sie wieder, schlug eine zweite, engere Bremsellipse ein, eine dritte, und blieb nunmehr schon ganz in der Luftschicht des Lotron, die sich als weit weniger hochreichend als die der Erde erwies. Schnell senkte sich der „Sirius“ gegen den festen Boden. Die Entscheidung war nun einmal gefallen, also wollte man ohne Schwanken den beschlossenen Weg mit größter Konsequenz zu Ende gehen.

Noch etwa zehn Kilometer hoch flog der „Sirius“ über die Oberfläche des Lotron dahin, einen Landungsplatz suchend. Jetzt ging der Flug über einen graublauen Ozean. Nach einer Stunde kam eine flache Küste in Sicht. Der „Sirius“ bremste die Fahrt. Eine braune Sandfläche, die sich einige Dutzende von Kilometern hinzog, lud zur Landung ein. Die letzten Handgriffe am Steuerungsmechanismus des Raumschiffes führte Keller selbst aus, dann stand das Schiff fast still und senkte sich nur ganz allmählich zu Boden.

Ein leichter Ruck schüttelte die Insassen des Schiffes in den Halteriemen auf ihren Plätzen, ein knirschendes, reibendes Geräusch drang von außen herein. Der „Sirius“ lag unbeweglich auf dem Sandboden des Lotron.

25. Auf dem Lotron

Die Analyse einer der Atmosphäre des Jupitermondes entnommenen Luftprobe ergab, daß ein atembares Gasgemisch aus Sauerstoff und Stickstoff vorlag, das den Menschen erträgliche Bedingungen zur Existenz im Freien zu bieten schien, zumal auch der Druck etwa 650 mm betrug. Bevor jedoch die Oberfläche des Lotron betreten werden durfte, wurde eine selbsttätige Desinfektion der Außenseite des „Sirius“ vorgenommen, um keine irdischen Keime auf den Lotron einzuschleppen. Ebenso erfolgte eine Desinfektion des Inneren des Raumschiffes und seiner Besatzung. Völlige Sicherheit war natürlich nicht erzielbar, da jeder Mensch eine Unzahl von Bakterien und Bazillen beherbergt, die bei einer solchen Desinfektion nicht getötet werden konnten. Während jedoch die Martier, die ja von erdbewohnenden Vorfahren abstammten, sich gegen die Keime der Erde als immun erwiesen hatten und glücklicherweise auch keine für die Erdlebewesen gefährlichen Mikroben und Viren auf die Erde mitgebracht zu haben schienen, war zu befürchten, daß eine Begegnung von Erdbewohnern mit Lotronen für beide Teile wegen Anfälligkeit gegen die Infektionskeime des anderen Sternes unheilvoll ausgehen könne. Denn immer noch mußte man bis zu einem gewissen Grade mit der Existenz von Lotronen, zumindest aber mit dem Vorhandensein anderer pflanzlicher und tierischer Lebewesen auf dem Jupitermond rechnen.

Diese Vorbereitungen beanspruchten mehr als einen halben Tag. Hierauf stärkten sich die Raumfahrer noch durch einen ausgiebigen Schlaf. Selbstverständlich wurde die Umgebung des Raumschiffes durch Wachtposten mit Hilfe des Periskops dauernd beobachtet. Draußen herrschte schwaches Tageslicht, denn die Helligkeit der Sonne betrug dort durchschnittlich nur ein Siebenundzwanzigstel derjenigen auf der Erde. Der Lotron umkreist den Jupiter in etwas mehr als sieben Tagen und wendet ihm dabei stets dieselbe Seite zu. Seine Rotationszeit (gegen den Sternenhimmel) ist also fast gleich seiner synodischen Umlaufzeit um den Planeten. Infolgedessen herrscht auf dem Lotron etwa dreieinhalb Tage Nacht und ebensolange Tag. Die Landung des „Sirius“ war auf der dem Jupiter abgewandten Seite kurz nach Sonnenaufgang erfolgt. Man konnte also noch mit mindestens drei Erdtagen Sonnenschein rechnen. Der Himmel war nicht bewölkt und erschien matt graublau und recht düster. Erde und Mars waren trotz des Sonnenscheines wahrnehmbar.

Der Augenblick, wo der Boden des Lotron betreten werden sollte, war gekommen. Plötzlich stürzte der diensthabende Funker in höchster Aufregung in den Navigations- und Kommandoraum: „Der Telegraphieempfänger hat Signale aufgenommen!“ schrie er, jede Form außer acht lassend. Keller und Gritelius suchten sofort den Funkraum auf, während Schwarz im Kommandoraum zurückbleiben mußte. Der Empfangsapparat hatte die Signale aufgezeichnet: Sie waren völlig unregelmäßig und von ganz verschiedener Länge der einzelnen Zeichen, also keinesfalls in der Art von Morsezeichen. Außerdem hörten sie kurz nachher gänzlich auf. Keller, Gritelius und der Funker sahen einander zweifelnd an und wußten nicht, was sie von diesem merkwürdigen Phänomen halten sollten. Sicherheitshalber gab Keller Befehl, nochmals das Verständigungsprogramm des Fiktionsbildsenders nach allen Richtungen mit größter Energie auszustrahlen. Wieder erfolgte keine Antwort, auch der Telegraphieempfänger schwieg.

Es blieb jetzt nichts anderes übrig, als nun doch die Ausschleusung eines Teiles der Besatzung des Raumschiffes vorzunehmen. Keller machte den Anfang, Schwarz folgte als letzter der fünf Mann zählenden Gruppe. Gritelius blieb im Schiff zurück und übernahm das Kommando. Jeder der fünf Menschen trug einen Telephoniesender und -empfänger auf dem Rücken. Alle waren in ein leichtes Schutzgewand mit einem Helm gekleidet, der ein großes Gesichtsfenster besaß. Man wollte vorläufig auf die Atmungsgeräte nicht verzichten, da man

der Lotronatmosphäre und den in ihr enthaltenen Mikroben noch weitgehend mißtraute. Zum Schlüsse wurde durch eine große Luke noch ein Panzerwagen mit einem vorerst versteckten, aber im Bedarfsfalle ausschwenkbaren Geschütz ausgeschleust. Der Panzer setzte sich mit den fünf Menschen in Bewegung, doch war guter Rat teuer: In welche Richtung sollte man fahren? Dies war allerdings weniger wichtig als die Frage, wie weit man sich vom „Sirius“ entfernen dürfe. Man mußte dies wohl der allgemeinen Lage sowie dem Urteil oder dem Gefühl der Insassen des Kampf wagens überlassen.

Die Sonne stieg höher. Nirgends zeigte sich bis jetzt Pflanzenwuchs, der „Sirius“ war offenkundig in einer Wüste gelandet.

Leider war er kein in dichter Atmosphäre leicht bewegliches Kleinraumschiff, das mit geringer Mühe einen Erkundungsflug hätte vornehmen können. Die Insassen des Panzerwagens mußten also daran denken, sich zu einem nahen Zeitpunkt wieder zu dem Raumschiff zurückzuziehen.

Der Streckenmesser zeigte bereits eine zurückgelegte Fahrtstrecke von mehr als achtzig Kilometern an. Während der ganzen Zeit war man mit dem Raumschiff in Funkverbindung gestanden.

Das Fahrzeug hielt an. Über sein Dach schob sich eine ausziehbare Metalleiter von fünfundzwanzig Meter Länge hoch empor. Eine Gestalt klomm die Sprossen hinan und beobachtete von oben mit einem lichtstarken Feldglas die Umgebung. Dieser Beobachter war Martin Schwarz. Plötzlich zuckte er zusammen. Hatte es nicht dort in einer geschätzten Entfernung von mindestens zehn Kilometern aufgeblitzt, als würde Sonnenlicht von einer glänzenden Metalloberfläche zurückgeworfen? Er mußte sich wohl getäuscht haben, denn als er nochmals scharf das Glas auf jene Gegend einstellte, konnte er nichts Derartiges mehr wahrnehmen. Wieder musterte er den Horizont und danach die nähere Umgebung. Da... was war das? In ein wenig kürzerer Entfernung, als das Wahnbild vorhin erschienen war, kam es heran... kamen sie heran! Zwei Reihen von je drei schwarzglänzenden Punkten rückten in langsamer, aber steter Bewegung näher. Mit zitternden Händen stellte Schwarz sein Fernglas schärfer ein, ließ es sinken, schaute, mit vor Schreck gelähmten Händen das Glas nur mühsam haltend, nochmals hin! Es war kein Zweifel: Sechs ellipsoidische Körper, anscheinend aus schwarzem Metall, krochen auf die Menschengruppe zu und mußten von den Kameraden unten im Panzer bald gesehen werden können! In fiebernder Erregung gab der sonst so beherrschte Martin Schwarz seine Beobachtung durch das Telephon an Bertram Keller weiter, dem im ersten Augenblick die Rede versagte. Nur stotternd teilte er den drei Mitfahrern mit, daß aus der Wüste des Lotron etwas Geheimnisvolles auf sie zukomme.

Die Lotronen! Jetzt war der Augenblick da, um dessentwillen die Menschen der Erde herbeigekommen waren, den sie mit aller Kraft des Herzens gewünscht und zugleich gefürchtet hatten. Blitzschnell kam Keller ein Gedanke, alsbald führte er ihn aus. Er ordnete durch Funkspruch an, der „Sirius“ möge um jeden Preis sofort herbeieilen. Das Raumschiff mit den Atomgeschützen konnte vielleicht doch Schutz bieten. — Atombomben? Würden sie nicht auch die zu Schützenden mitvernichten? Es blieb keine Zeit mehr für solche Erwägungen. Vielleicht gab es noch Flucht ins Raumschiff. Aber wäre das nicht Feigheit gewesen? Keller bemühte sich mit allen Mitteln, der Panik Herr zu werden, die ihn zu ergreifen drohte. Martin Schwarz mußte von seiner luftigen Höhe aus weitere Beobachtungen anstellen und Meldungen erstatten. Was er sah, war beunruhigend genug. Die sechs schwarzen Dinger schwenkten in einem Halbkreis aus und gingen in dieser Formation gegen den Panzerwagen der Menschen vor. Und jetzt tickte, trillerte es deutlich im Radioempfänger. Der Funker bemühte sich, die Wellenlänge genau einzustellen, und da geschah das

Unglaubliche: Aus dem Lautsprecher ertönte klar und deutlich das Wort: „Geta“! Das war ja der Name der Erde in altatlantischer Sprache! Um Gottes willen, so nahmen die Lotronen also doch an, daß sie es mit Atlantern zu tun hätten, die von ihrem Zufluchtsort, der Erde, neuerlich dem alten Verbot trotzend, zum Lotron gekommen wären? Gnade Gott den Menschen, wenn dem so war!

In der ersten Erschütterung wollte Keller den Namen „Lotron“ in den Sender sprechen, doch fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß er damit ja wohl den Verdacht der Lotronen bestätigen würde. Denn den Namen „Lotron“ konnten nach dem, was die Lotronen voraussichtlich wußten, doch nur die Atlanter kennen. Was war zu tun? In diesem Augenblick gab Martin Schwarz von oben her die Entfernung der schwarzen Wagen — waren es Wagen? — mit nur mehr fünf Kilometern an und gleichzeitig riefen auch die beiden anderen Gefährten, die am Steuer und an der Kanone des Panzers saßen, daß sie die Lotronenwagen bereits mit freiem Auge erblicken könnten. In der Tat waren es Wagen, wie nunmehr deutlich feststellbar war. Es waren Ungetüme von ellipsoidischer Gestalt, die da heranglitten. Keller gab dem Kanonier strengsten Befehl, nur auf sein ausdrückliches Kommando zu schießen und unter keinen Umständen die Nerven zu verlieren, da ein solches Versagen ihnen allen das Leben kosten würde. Vom „Sirius“ kam Nachricht, daß das Schiff so rasch wie möglich herbeikommen und den Ort des Zusammentreffens überfliegen werde.

Keller begann zusammenhanglos auf norwegisch in den Radiosender zu sprechen, nur um seiner Aufregung irgendwie Ablenkung zu verschaffen. Sonderbarerweise kamen von drüben atlantische Worte, deren Keller in seiner Erregung nur wenige verstand, ohne den Sinn aufzufassen. Das war doch zum Verrücktwerden! Kannten die Lotronen noch die atlantische Sprache? Konnte man ihnen denn nicht auf irgendwelche Weise beibringen, in welchem verhängnisvollem Irrtum sie sich befänden? Hier waren doch Menschen von der Erde, keine Atlanter! Wie hieß das doch auf atlantisch? Keine Silbe fiel ihm in diesem Augenblick höchster Spannung ein! Fast von Sinnen schrie er das, was er ausdrücken wollte, auf norwegisch ins Mikrophon, vermischt mit deutschen Brocken; aber leider war er der erste Mensch auf dem Lotron, der norwegisch und deutsch sprach. Vor ihm war noch keiner dagewesen, und so verstanden die Lotronen diese Sprache nicht.

Die Lotronen schienen keine Furcht vor der Begegnung zu empfinden, denn ohne Aufenthalt rückten ihre Fahrzeuge heran, zogen den Halbkreis zu einem Viertelkreis zusammen; bald waren sie nur noch rund zweihundert Meter entfernt, der Abstand der einzelnen Wagen voneinander betrug nur noch etwa sechzig Meter. Dies war vielleicht ein günstiges Zeichen, denn die Lotronen hatten demnach darauf verzichtet, die Erdbewohner einzuschließen. Sollten sie doch friedliche Absichten hegen? Die Lage zerrte an den Nerven der Erdbewohner. Jeden Augenblick konnten die da drüben Feuer geben... oder weiß Gott, was sonst... und die Erdenmenschen in die Luft blasen, bevor diese überhaupt eine Bewegung zu verzweifelter Abwehr zu tun vermöchten.

Da... die Lotronenwagen blieben stehen. Sie waren, wie man jetzt sah, von gigantischer Größe, jeder mindestens vierzig Meter lang und zwanzig Meter hoch. Aus den zwei Wagen, die sich im Zentrum der Sechsergruppe befanden, stiegen sehr rasch zwei Gestalten aus, im Verhältnis zur Erwartung kleine Gestalten... Menschen! Oder wenigstens menschenähnliche Wesen! Keller erstickte einen Schrei in seiner Kehle, der Funker sah nichts, der Kanonier sank langsam in die Knie, der Fahrer gab heisere Keuchlaute von sich. Was in diesem bemerkenswerten Augenblick Martin Schwarz in seiner luftigen Höhe tat, entzog sich der Beobachtung seiner menschlichen Mitwelt und blieb ihr somit auf immer unbekannt.

Noch zwei weitere menschenartige Wesen schlüpfen aus den beiden schwarzen Riesenwagen und kamen in raschem Schritt auf den Panzer der Erdenmenschen zu. Jetzt sah man es ganz deutlich:

Es waren große Geschöpfe von mindestens zweieinhalb Meter Höhe, in dunkles Gewebe gekleidet, das die Glieder lose umschloß. Große blaue Augen standen dort, wo auch die Menschen der Erde die Augen haben, während ziemlich platte Nasen dem Gesicht den Ausdruck von Negern gaben, wenngleich von hellhäutigen.

Bertram Keller stieg als einziger aus dem Panzer, Schwarz saß noch immer auf seiner Leiter. Wenigstens schloß dies Keller aus der Tatsache, daß jener bisher nicht heruntergefallen war, denn zum Emporblicken blieb ihm keine Sekunde Zeit. Der Kanonier lag noch immer auf seinen Knien, schien zu beten, der Fahrer hatte sich wieder einigermaßen beruhigt. Der Funker betätigte sich als Heros seiner Pflicht und sprach mit dem „Sirius“. In diesem Augenblick schwebte das Raumschiff in fünfzig Meter Höhe über die Gruppe dahin und wurde sofort von den vier entgegenkommenden Leuten vom Lotron bemerkt. Sie schienen aber keine Furcht davor zu empfinden, sondern setzten ihren unaufhaltsamen Vormarsch fort. Nun standen sie vor Keller, sahen auf ihn herab. Ihren Gesichtsausdruck konnte er nicht deuten. Es kam ihm in den Sinn, ob die Gegenüberstehenden wohl seinen Schrecken wahrnahmen. Er bemühte sich sogleich, einen möglichst festen und zuversichtlichen Blick anzunehmen, und richtete sich steif in die Höhe. Zum Glück verbarg der Helm des Schutzanzuges teilweise sein Antlitz. Sonderbarerweise überkam ihn ein Gefühl wie einst in der Schule, wenn er etwas ausgefressen oder seine Aufgabe nicht gelernt hatte und die vernichtende Standpauke des Professors und die anschließende Bestrafung erwartete. Sollten die Kerle da vor ihm doch endlich beginnen, ihre guten oder bösen Absichten zu offenbaren! Erweckten sie nicht den Eindruck dunkler Erzengel mit Schwertern? Etwas wie Trotz begann in Keller aufzukeimen.

In diesem Augenblick begann einer von ihnen zu sprechen. Er hatte eine hohe Fistelstimme und Keller verstand keine Silbe. Er hatte das Gefühl, daß eine solche Stimme keinesfalls zu dem Manne passe, denn ein Mann war es wohl dem Äußeren nach.

Langsam überkam Bertram Keller eine frivole Stimmung. Schließlich war er durch den halben Weltraum hierher gekommen, nicht jene! Also hatte doch wohl er eine beachtliche Leistung vollbracht, die diese Leute hier erst einmal richtig einschätzen lernen sollten!

In diesen Betrachtungen wurde er durch einen zweiten Lotronbewohner („Lotronen“ konnte man die Geschöpfe angesichts ihrer menschlichen Gestalt doch wohl nicht nennen!) unterbrochen. Und jetzt fiel Keller vor Überraschung beinahe um: Der Gigant sprach atlantisch, schlechtes Atlantisch zwar, wie Keller dünkte, aber unverkennbar die Sprache des einstigen Planeten Atlan. Keller verstand nicht alles, aber als er länger inhörte, glaubte er etwas sehr Erstaunliches vernommen zu haben. Diese großen Leute waren in der Tat Nachkommen der Bewohner des zerstörten Unglücksplaneten. Bei der Flucht von dem im Atombrand aufgehenden Atlan war ein Raumschiff mit Männern und Frauen durch die Lotronen gekapert worden; seine Insassen hatte man gefangengenommen. Merkwürdigerweise hatten die Lotronen ihre Gefangenen nicht getötet, sondern aus wissenschaftlichem Interesse auf dem Jupitermond zu biologischen Zuchtversuchen verwendet, und so war auf dem Lotron eine kleine atlantische Bevölkerungsgruppe herangewachsen, die von den Lotronen glimpflich behandelt wurde. Die Nachkommen jener Atlanter hatten, zumal ihnen nichts anderes übrigblieb, mit den Lotronen ihren Frieden gemacht und ihnen anfangs gedient. Nach langen Jahrtausenden war ihnen jedoch von den Lotronen die volle Freiheit zugestanden und sie als autonomes Volk in die Gemeinschaft des

Lotronenreiches aufgenommen worden. Ihre Wohnsitze hatten sie alle in einem bestimmten Gebiet des Lotron.

Bertram Keller hatte dies wohl nicht alles wörtlich so verstanden, aber aus aufgefaßten Bruchstücken sich auf diese Weise zusammengereimt. Es fiel ihm ein, daß der zweite Sprecher in einer für menschliche Begriffe normal hohen Tonlage gesprochen hatte.

Endlich brachte auch er selbst einige Worte hervor. Er fragte den Sprecher, ob dieser ihn, Keller selbst, denn für einen Atlanter halte. Er sagte dies in reinem Alt-Atlantisch, das sich von der Sprache der atlantischen Nachkommen auf dem Lotron sehr wesentlich zu unterscheiden schien. Keller mußte seine Frage wiederholen, dann hatte der Mann ihn verstanden und verneinte. Wieder hielt er eine längere Rede, aus der Keller immerhin das eine klar wurde, daß die Bewohner des Lotron in der Tat die Sendungen des „Sirius“ aufgefangen, aber aus ihm im Augenblick nicht verständlichen Gründen nicht beantwortet hatten. Die Lotronbewohner wußten daher, daß sie es mit Erdbewohnern zu tun hatten, und so erklärte sich auch der so überraschende Anruf von vorhin, der im Radioempfänger erklungen war: „Geta.“ Die Leute vom Lotron hatten damit sagen wollen, daß sie wüßten, daß die Ankömmlinge Erdbewohner seien.

Mittlerweile war der „Sirius“ wieder zurückgekommen und über die Köpfe der Gruppe hinweggeflogen. Gritelius' Stimme tönte fragend aus dem Lautsprecher des Panzerwagens.

Keller hielt sich mit keiner langen Antwort auf, sondern rief nur ins Mikrofon: „Der Lotron ist von überlebenden Atlanten bewohnt!“ Er hatte nicht Zeit, sich Gritelius' Verblüffung auszumalen, denn die Reihe, verblüfft zu sein, war neuerlich an ihm selbst.

Aus den übrigen schwarzen Wagen der Lotronbewohner kamen nämlich vier Ungeheuer zum Vorschein. Ihr Anblick ließ Keller bis ins Innerste erschauern. Die sagenhaften Lotronen, die er bisher nur im atlantischen Raumbildfilm gesehen hatte, standen leibhaftig vor ihm, in der nackten Wirklichkeit noch viel, viel phantastischer anzusehen als in den atlantischen Filmen. Keller wurde käseweiß, alles Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen, schwarz flimmerte es ihm vor den Augen, er nahm sekundenweise überhaupt nichts mehr wahr.

Als er wieder zu sehen vermochte, standen vier Riesengestalten, jede einzelne sechs bis sieben Meter hoch, vor ihm und blickten ihn mit drei starren, nebeneinander stehenden Augen an, die auf der Vorderseite des Gesichtes einander benachbart lagen. Ob sich ein viertes Auge am Hinterkopf befand, konnte Keller in diesem Augenblick nicht feststellen.

Er wußte nicht, wie lange die Lotronen und er selbst Auge in Auge gestanden und einander angestarrt hatten. Fast viermal so groß wie er selbst waren die Riesen. Zwei Arme mit dünnen Greiffingern daran endeten in doppelter Mannshöhe, ein zweites, tiefer ansetzendes Paar war sehr kurz und verkümmert. Soweit er erkennen konnte, besaßen die kindskopfgroßen Augen eine sehr kleine Pupille, was sie blind wirken ließ. Der Mund der Lotronen war verhältnismäßig klein, die Kopfhaut mattbraun, faltenlos, doch wäre „lederartig“ nicht ganz der richtige Ausdruck für ihre Beschaffenheit gewesen. Eher erinnerte sie an mattes Porzellan. Die Kleidung bestand aus festem, grobporösem Gewebe. Der dreifach unterteilte zylindrische Körper endete nach unten in zwei Beinen von zweieinhalb Meter Länge, die gleichfalls in das erwähnte Gewebe gehüllt waren. Die Gestalt der Füße konnte man nicht erkennen, da sie von runden, klobigen Schuhen umschlossen wurden, die an kleine Teerfässer erinnerten. Schön waren diese Wesen vom Lotron nach menschlichen Begriffen wirklich nicht, aber vermutlich gefiel auch ihnen Bertram Keller keineswegs.

Einer der vier Lotronen, der Anführer vielleicht, begann mit sehr unangenehm hohen, schrillen Lispeltönen zu sprechen. Zeitweise schien seine Sprache auszusetzen, wurde völlig unhörbar. Daraus erkannte Keller, daß die von dem Lotronen hervorgebrachten Sprachgeräusche größtenteils in einer für das menschliche Ohr nicht vernehmbaren Tonhöhe lagen. Sollte dies der Grund sein, warum der erste lotronische Atlanter — oder wie sonst man jene zuerst erschienenen Leute nennen sollte — zu Keller mit so hoher Fistelstimme gesprochen hatte? Bedienten sich die auf dem Lotron geborenen Nachfahren der Atlanter vielleicht einer solchen Fistel- oder Lispelsprache, um sich den Lotronen verständlich zu machen? Später bestätigte sich in der Tat diese Vermutung Kellers.

Unwillkürlich versuchte auch Keller, mit piepsender Stimme zu sprechen. Mühsam unterdrücktes Lachen an seiner Seite lenkte seine Aufmerksamkeit darauf, daß der Kanonier aus dem Panzer herausgekommen war und neben ihm stand. So hatte sich der junge Mensch doch endlich von seinem Schrecken erholt, schoß es Keller durch den Kopf und er empfand irgendwie Erleichterung darüber, obwohl jener durch das eigenmächtige Verlassen des Geschützes eine grobe Fahrlässigkeit begangen hatte. Kellers eigene Stimmung wurde allmählich zuversichtlicher, da die Begegnung mit den Lotronen und ihren atlantischen Genossen friedlich zu verlaufen schien. Der „Sirius“ war inzwischen in nahem Abstand gelandet, wie er jetzt bemerkte.

Keller gab seine Versuche, zu den Lotronen zu sprechen, auf und wandte sich wieder an die vier Atlanter. In fließendem Alt-Atlantisch erzählte er ihnen nun die Geschichte der Menschenexpedition zum Lotron und betonte deren versöhnlichen Zweck. Daß die Erdenmenschheit mit den Marsbewohnern Verbindung aufgenommen hatte, verschwieg Keller absichtlich. Er fürchtete, durch eine solche Erwähnung die irdische Menschheit in den Augen der Lotronen zu kompromittieren. Mehrmals wurde er bei seinem Vortrag durch den früheren atlantischen Sprecher unterbrochen, der irgend etwas nicht verstanden hatte. Dann wieder übersetzte der Atlanter eine Zeitlang den Lotronen das Gehörte. Als Keller geendet und der Atlanter auch den Schluß übersetzt hatte, bemühte sich Keller sehr, aus dem Verhalten der Lotronen ein Anzeichen zu entnehmen, wie sie den Bericht aufnahmen, aber nichts ließ dies vorerst erraten.

Dann gab der Lotrone, der früher zu Keller gesprochen hatte, wieder die hohen Lispeltöne von sich, auf die der Atlanter antwortete. Hierauf wandte sich dieser an Keller. Die Lotronen, so teilte er diesem mit, wünschten, daß die Erdbewohner und ihr Raumschiff bis auf weiteres an der Stelle verblieben, an der sie sich gegenwärtig befänden. Binnen kurzem werde die Entscheidung des Obersten Rates des Lotron eintreffen, ob den Erdbewohnern ein weiteres Verbleiben auf dem Lotron gestattet werde und ob die Lotronen sie als Gäste empfangen wollten. Er selbst, seine atlantischen und lotronischen Genossen würden sich gleichfalls in der Nähe aufhalten und den Menschen den Bescheid der Regierung des Lotron übermitteln, sobald er eintreffe. Bis dahin möchten die Erdbewohner auch der Erde keine Nachrichten senden.

Somit blieb den Erdbewohnern nichts anderes übrig, als sich einstweilen zufrieden zu geben und abzuwarten. Schließlich war dieses erste Zusammentreffen mit den Bewohnern des Jupitermondes glimpflicher und freundlicher verlaufen, als man es in bösen Stunden befürchtet hatte. Aus der Nähe besehen, verloren die Lotronen eigentlich manches von dem Schrecken, den ihr erster Anblick und wohl besonders die Erinnerung an ihren mörderischen Krieg gegen den Atlan hervorgerufen hatten. Die Erdenmenschen zogen sich in ihren Panzer zurück und der arme Martin Schwarz, der die ganze Zeit auf der Spitze der Leiter zugebracht hatte, wurde für die nächsten Stunden durch den Kanonier abgelöst. Da sich der „Sirius“ in nächster Nähe befand, begab sich Keller an Bord, um Gritelius und den übrigen Kameraden

das Geschehene zu berichten. Als er wieder im Kommandoraum des „Sirius“ stand, empfand er ein Gefühl der Geborgenheit. Gleichwohl erschien ihm dies nahezu als Verrat an den draußen im Panzer verbliebenen Genossen. Erst nach langem Zureden Gritelius' entschloß er sich, einige Stunden Schlafes im „Sirius“ zu verbringen, bestand aber darauf, daß auch die außerhalb des Schiffes befindlichen Mitglieder der Besatzung ausgewechselt würden, um ihnen Erholung von den erlebten Aufregungen zu ermöglichen. Nur Martin Schwarz weigerte sich, diese Erleichterung anzunehmen, und Keller war dies im Grunde sehr angenehm. Konnte er sich doch auf den jungen Mann ebenso sehr verlassen wie auf sich selbst. So schlief er einigermaßen beruhigt ein, während vom „Sirius“ aus das umgebende Gelände mit Fernfilmkamera und mit Radar überwacht wurde. Die Lotronen und ihre atlantischen Begleiter hatten sich außer Sicht zurückgezogen.

Nach sechs Stunden nahte ein für atmosphärischen Flug bestimmtes Flugschiff mit dreieckigen Flügelstümpfen und setzte nach vollkommenem Stillstand über dem Boden mit bemerkenswerter Bauchlandung im Sand neben dem „Sirius“ auf. Am Rücken des Flugschiffes tat sich eine Öffnung auf, der nacheinander vier Kleinflugzeuge entschwanden, die den „Sirius“ umkreisten. Im Telephonieempfänger des Raumschiffes krachte es, der diensthabende Funker stellte die Empfangswelle ein und nahm die Botschaft des Lotronenschiffes auf, wonach die Insassen der vier Einmannflugzeuge zu landen und mit den Führern des „Sirius“ zu sprechen wünschten. Der Wortführer der Lotronen war wieder ein Atlanternachkomme als Dolmetsch. Keller antwortete selbst, daß er die Lotronen bitte, sich mit ihm vor dem „Sirius“ zu treffen.

So geschah es in der Tat. Keller verließ mit drei Begleitern das Raumschiff. Draußen waren die Flieger vom Lotron gelandet und sofort aus ihren Flugmaschinen herausgekommen. Es waren drei Lotronen und ihr atlantischer Dolmetsch. Der Fiktionsbildsender schien aus der Mode gekommen zu sein oder traute man den Erdbewohnern keine genügende Übung mit diesem Gerät zu? Die Männer des „Sirius“ hatten doch schon mit ihrer Sendung aus dem Weltraum bewiesen, daß sie den Fiktionsender besaßen und beherrschten!

Keinerlei Grußformen oder -gesten wurden beiderseits gebraucht. Es lief, nach den Begriffen der Erdbewohner, alles ohne jede Höflichkeit in sehr nüchterner Art und Weise ab. Der atlantische Dolmetsch teilte den Menschen mit, daß der Oberste Rat des Mondes Lotron beschlossen habe, die Besucher von der Erde aufzufordern, als Gäste des Lotron, denen jeder persönliche Schutz zugesagt werde, in die Stadt Krischgwatnop — so verstanden die Menschen den Namen — zu kommen. Dort seien die Vertreter des Lotron bereit, den Menschen bestimmte Fragen zu beantworten, und wollten auch ihrerseits von den Erdbewohnern Aufklärungen erlangen. Wenn die Erdbewohner darauf Wert legten, könnten sie mit dem „Sirius“ nach Krischgwatnop fliegen. Andernfalls würde man eine Abordnung der Menschen in dem Luftkreuzer der Lotronen in die genannte Stadt befördern. Als Bürgen würde man ebenso viele Lotronen im „Sirius“ zurücklassen, als Erdbewohner die Lotronenstadt besuchten.

Keller beriet sich mit den beiden anderen Expeditionsleitern des „Sirius“, Gritelius und Schwarz. Sie stimmten mit ihm darin überein, daß „Sirius“ als Flugschiff in der Planetenatmosphäre nur schwierig zu manövrieren sei und im Hinblick auf die Rückkehr zum Erdmond keinesfalls der Gefahr einer ernststen Beschädigung ausgesetzt werden dürfe. Infolgedessen müsse man sich wohl für das zweite Angebot der Lotronen entschließen und lediglich eine kleinere Abordnung mit dem lotronischen Flugschiff nach Krischgwatnop entsenden. Wie man aus den atlantischen Filmen zu wissen glaubte, legten die Lotronen unter Umständen auf das Einzelschicksal ihrer Artgenossen kein besonderes Gewicht. Es mußte also befürchtet werden, daß das Anbot, Bürgen zu stellen, keineswegs eine vollkommene

Sicherheit für die menschliche Abordnung bedeute. Andererseits wollte man nicht lotronische Spione oder gegebenenfalls sogar Attentäter in den „Sirius“ einlassen. Deshalb sollte die Ablehnung in die Form eines höflichen Verzichts auf die Aufnahme lotronischer Bürgen oder Geiseln gekleidet und so, der Not gehorchend, den Lotronen ein Vertrauensbeweis erbracht werden. Wie gut war es also, daß man mit den Lotronen nicht mittels des verräterischen Gedankenprojektionsapparats verkehren mußte!

Die Lotronen und ihr atlantischer Dolmetsch, der in seinen Gefühlsäußerungen oder vielmehr -nichtäußerungen den Lotronen sehr nahezustehen schien, nahmen das Angebot der Erdbewohner unbewegt entgegen und stimmten ihm zu. Bertram Keller wählte zu seinen Begleitern Doktor Gritelius, zwei Ingenieure aus den Reihen der Besatzung des „Sirius“ und einen Arzt. Das Kommando über das Raumschiff übergab er Martin Schwarz. Er vertraute fest darauf, daß dieser notfalls das Schiff sicher zum Erdmond zurückführen würde. Man vereinbarte, daß Schwarz zwei Lotron-Tage, höchstens also etwas mehr als zwei irdische Wochen auf die Rückkehr der Gefährten warten solle, jedoch nicht länger, wenn er keinen diesbezüglichen Befehl Kellers erhalte. Dann müsse er die Kameraden vorläufig opfern und schleunigst zum Erdmond fliegen.

Eine Frage war noch zu besprechen: Ob die Lotronen zustimmten, daß der „Sirius“ nunmehr an den Erdmond eine Meldung von der glücklichen Landung auf dem Jupitermond und der freundlichen Aufnahme der Menschen durch dessen Bewohner funken dürfe? Die Lotronen erhoben dagegen keinen Einwand! Keller stellte daher selbst noch einen an seinen Freund Peter Brand gerichteten kurzen Bericht zusammen und war sich bewußt, daß in eben diesem Augenblick, in dem der Funkspruch abging, den Gefährten auf dem Erdmond eine ungeheure Sorge vom Herzen genommen werde. Minuten später schon würde der Mondsender die sensationelle Mitteilung an die Erde ausstrahlen!

Keller und seine Begleiter begaben sich zu Fuß in das Lotronenschiff. Sie trugen noch immer ihre Schutzanzüge. In dem Flugschiff angekommen, wurden sie von den Atlantern, die ihnen zur persönlichen Hilfe zugeteilt waren, in ihre Kabinen gebracht. Dort wurde ihre Schutzkleidung zunächst von außen mit Ultraschallwellen bestrahlt und so von Keimen befreit. Sodann forderte man die Menschen auf, die Anzüge abzulegen; hierauf wurde in die Kabinen ein desinfizierendes Gas von kaum merklichem, durchaus nicht unangenehmem Geruch eingeleitet, das die Atmung nicht im geringsten behinderte. Es folgte für Bruchteile einer Sekunde eine Bestrahlung mit Ultra-Gamma-Strahlung, die die menschlichen Körper durchdrang. Dieser Vorgang wurde mehrmals wiederholt. Damit war die Desinfektion zu Ende und die Menschen konnten sich frei ohne Schutzanzüge umherbewegen. Die aus dem „Sirius“ mitgebrachten Lebensmittel wurden in derselben Weise entkeimt.

Während dieser ganzen Zeit flog das Luftschiff bereits durch die Stratosphäre des Lotron. Auf Projektionsschirmen konnten die Menschen den Flug über die Oberfläche des Lotron verfolgen und sahen so, daß ein Ozean überquert wurde. Es war ihnen aber auch nicht verwehrt, durch die Kabinenfenster unmittelbar ins Freie zu sehen. Nach mehreren Stunden schwebte das Schiff wieder über Festland, das weithin mit gelbgrüner Vegetation überzogen war. Es waren entweder ungeheure Prärien oder Wälder.

Nach vielleicht vierzig Minuten irdischer Zeitrechnung senkte sich der Luftkreuzer rasch abwärts, wo sich eine weißlich helle Stelle zwischen all dem Gelbgrün zeigte. Dieser Fleck erwies sich als Landungsplatz. Das Flugschiff landete rasch und sanft. Der atlantische Dolmetsch erschien und holte die fünf Menschen ab. Sie wurden einzeln in Kleinflugzeuge gebracht, wie sie diese bereits gesehen hatten. Ein Lotron-Atlanter lenkte eine jede dieser Flugmaschinen. Über die Wipfel der gelbgrünen Wälder, denn solche waren es, ging es in

blitzschnellem Fluge dahin. Plötzlich kamen riesige kugelige Gebilde in Sicht, die frei in der Luft schwebten. Sie waren von blaßgrüner Farbe und zeigten in Parallelkreisen angeordnete Fenster. So waren also die Häuser einer Oberflächenstadt des Lotron beschaffen. Ob es noch immer Städte im Innern des Jupitermondes gab, blieb im Augenblick ungeklärt. Die Kleinflugzeuge schwebten nacheinander in die Toröffnung, die sich im Äquator eines besonders großen Kugelhauses befand, hinein. Die Menschen und ihre atlantischen Piloten entstiegen ihren Kabinen und betraten einen Aufzug, der sie in einen großen Raum emportrug.

Keller hatte trotz der Leere dieses Saales das unangenehme Gefühl, als würden sie alle mitsammen von unsichtbaren Augen beobachtet. In der Saalmitte ragte eine Anzahl merkwürdiger kugelförmiger Dinger von mehreren Meter Durchmesser aus dem Boden. Die Atlanter führten die Menschen darauf zu. Ohne daß irgendein Knopf oder Drücker betätigt worden wäre, senkten sich die Dinger bei der Annäherung der Menschen und Atlanter soweit in den Boden nieder, daß die den Menschen mit ihrem Beispiel vorangehenden Atlanter auf dem höchsten Punkt der versenkten Kugeln Platz nehmen konnten. Die Menschen waren darüber sehr verblüfft, ließen sich dies aber möglichst wenig anmerken. Als auch sie sich auf solche Kugeln gesetzt hatten, fühlten sie gleichsam weiche Polster unter sich: Die Kugeln bestanden aus drucknachgiebigem, aber sehr elastischem Material. Keller entdeckte eine handgroße Kugel, die neben dem luftigen „Sitz“ eingelassen war. Als er sie drehte, begann sein Kugelstuhl sich aus dem Boden emporzuheben. Gleichzeitig fühlte er, daß er auf einer kleinen stabilen Sitzbank saß, die aus der Kugel zum Vorschein gekommen war, und die Kugel selbst begann mit ihm gegen eine Wand zu rollen. In peinlichem Erschrecken drehte Keller an der kleinen Kugel und, siehe da, sein „Stuhl“ machte die Drehung durch Änderung der Fahrtrichtung mit. Keller lenkte also sein Gefährt wieder zu den anderen Menschen zurück, die ihm staunend nachgesehen hatten. Als er die Lenkkugel hinunterzudrücken versuchte, blieb die Rollkugel sofort stehen. Erleichterung erfaßte Keller, der in diesem Augenblick an sein Abenteuer mit dem „Zimmerautomobil“ auf dem Mars dachte. Mußten denn stets gerade ihm auf allen fremden Sternen solche technische Überraschungen zustoßen?

Kaum war Keller wieder bei der Gruppe der anderen angekommen, als mitten im Raum, wie aus dem Nichts entstanden, mehrere Lotronen zu erblicken waren. Keller wagte an den atlantischen Dolmetsch die Frage, ob es sich nun um wirkliche Lotronen oder nur um Raumbilder solcher handle. Der Lotron-Atlanter erwiderte, keines von beiden sei der Fall, vielmehr liege Massensuggestion vor. Der Oberste Rat des Lotron habe keinen Grund, mit den Menschen in persönliche Fühlung zu treten!

Einer dieser Lotronen, der der Führer zu sein schien, blickte mit seinen drei Augen auf Keller und sah ihn lange an: Keller vernahm in seinem Inneren Fragen, als ob er sie mit dem körperlichen Ohre höre.

26. Planetare Verständigung

Bertram Keller stand unter dem zwingenden Bann des scheinbar dreiäugigen Lotronen. Das vierte Auge auf der Rückseite des Kopfes war allerdings noch vorhanden, doch hatten die beiden Seitenaugen im Laufe der Jahrmillionen ihren Platz gewechselt und waren nach vorne gewandert. Keller dachte dies bloß, aber in seinem Inneren klang eine nicht in Worte gefaßte Bestätigung dieses Gedankens auf. Er hatte die Überzeugung, schutzlos mit allen seinen Gedanken den Lotronen preisgegeben zu sein und ihnen nicht das allergeringste, was in ihm vorging, verbergen zu können. Die ganze folgende Unterhaltung erfolgte nicht als Frage- und Antwortspiel, sondern war eine Aneinanderreihung von Gedanken, von eigenen und fremden, ohne daß die Trennung Keller mit klarer Unterscheidung bewußt wurde.

Das Geschlecht der Lotronen hatte nach dem furchtbaren Krieg, der mit der Vernichtung des Atlan geendet hatte, Jahrtausende damit zu tun gehabt, die Schäden radioaktiver Natur zu überwinden, die von den Atlantern dem Jupitermond zugefügt worden waren. Der Kampf gegen die Atlanter war an sich schon ein Verstoß gegen das Lotronengesetz gewesen, sich nicht in jene Gegenden des Planetensystems zu begeben, die in der Richtung zur Sonne lagen. Der Weltgeist hatte dies den Lotronen seit Urzeiten verboten, sie aber hatten sich dagegen vergangen, wenngleich gegen ihren eigenen Willen, und dafür mit Verlusten und schweren Wunden des Heimatsterns zahlen müssen. Dies war der Grund gewesen, warum nach der Zerstörung des Atlan keine weitere Verfolgung der Atlanter stattgefunden hatte. Nicht ohne Einfluß darauf war auch die nähere Kenntnis gewesen, welche die Lotronen über die Atlanter durch eingehendes Studium ihrer atlantischen Gefangenen erworben hatten. Trotz ihres kalten, von Gefühlen unbeeinflussten Verstandes waren sie zu der Erkenntnis gelangt, daß die Atlanter eine intelligente, hochbegabte und im Innersten keineswegs ausschließlich böartige Rasse waren und ihre Existenz im Weltall zweifellos vom Weltgeist gewollt war. Man hatte daher beschlossen, den Versuch eines Zusammenlebens beider Rassen auf dem Lotron zu wagen. Diesem Versuch war ein voller Erfolg beschieden gewesen. Die moralische und intellektuelle Weiterentwicklung beider Rassen hatte zu einer vorbehaltlosen Verständigung geführt und die Nachkommen der einstigen Kämpfer auf Leben und Tod lebten seit urdenklichen Zeiten in Frieden und Eintracht miteinander.

Die Technik hatte auf dem Lotron einen Höchststand erreicht, der es dessen Bewohnern ermöglichte, ihr Leben fast ganz der wissenschaftlichen Forschung und einer Ausbildung exakter philosophischer Systeme zu widmen, wie sie auf der Erde in solcher Schärfe und Klarheit nie geahnt worden waren. Diese Erhebung beider Arten von Lotronbewohnern zu einem unausdenkbar hohen Entwicklungsstand hatte sie davon abgehalten, die Technik ins Uferlose zu steigern. Vielmehr war sie auf einem Stand gehalten worden, der allen Bewohnern des Jupitermondes ein Höchstmaß an Bequemlichkeit gewährte und sie von schwerer und mühevoller körperlicher Arbeit entlastete, die ausschließlich von Robotern geleistet wurde. Roboter arbeiteten in den Fabriken, lenkten Maschinen, die ihrerseits andere Maschinen erzeugten; Roboter steuerten die Verkehrsmittel, stellten alle notwendigen Berechnungen an, ja selbst in den Laboratorien wurden alle Serienversuche und Routinearbeiten, aber auch einfachere Forschungen in wissenschaftlichem Neuland samt und sonders von Robotern ausgeführt, die auch die Ergebnisse aufzeichneten, niederlegten, auswerteten und nach mehr oder minder festem Schema publizierten. Lediglich die höchste schöpferische Arbeit wurde von den Lotronen selbst oder den ihnen geistig gleichgewordenen Atlantern ausgeführt.

Künstlerische Betätigung kannte die streng rationalistisch veranlagte Rasse der Lotronen überhaupt nicht, ja nicht einmal Musik war ihnen in dem auf der Erde verstandenen Sinn bekannt. Soweit Ansätze dazu entstanden waren, hatte es sich lediglich um physikalische Untersuchungen über die Kombinationsmöglichkeiten verschiedener akustischer Phänomene gehandelt. Mit anderen Worten, die „Musik“ war ein Forschungsgebiet der Physik; Gemütswerte wurden ihr nicht abgewonnen. Solche waren auf dem Lotron überhaupt vollständig unbekannt. Schon nach wenigen Jahrtausenden hatten sich auch die auf dem Lotron lebenden Atlanter völlig der Mentalität ihrer Schutzherren angepaßt, so daß schon damals künstlerischer Trieb bei ihnen als Atavismus geglolten hatte, in der Gegenwart aber längst nicht mehr vorkam.

Eine solche Ausschaltung aller Arbeit, die auf der Erde ein Übermaß menschlicher Tätigkeit verschlang, hatte eine Beschränkung der Bevölkerungsziffer zur Folge gehabt. Die jeweilige Höchstzahl der Lotronen im Laufe ihrer ganzen Geschichte hatte nie neunzig Millionen überstiegen. In der Gegenwart hatte sich diese Zahl auf nur etwa acht Millionen

gesenkt. Der Lotron war seit dem Zusammenstoß mit dem Atlan frei von Kriegen und Bürgerkriegen gewesen, wie dies von fast reinen Vernunft- und Verstandeswesen nicht anders zu erwarten war. Daher war man längst wieder von dem Leben in Höhlenstädten unter der Mondoberfläche abgekommen und hatte abermals die Oberfläche besiedelt. Seit mehreren Jahrmillionen wurde die Anlegung fliegender Städte bevorzugt: Sie bestanden aus im Ruhestand verankerten Ballonhäusern, die sich ganz nach Bedürfnis und freiem Belieben ihrer Bewohner zusammenschlossen. Keine Regierung oder Behörde schrieb den Bewohnern des Lotron vor, in welcher Stadt sie zu leben hätten. Wenn einer den Wunsch hegte, sich abzusondern, konnte er mit seinem Haus auch auf die vereisten Pole des Lotron übersiedeln. Der Komfort eines jeden solchen Hauses ermöglichte jahrelanges Leben auch unter arktischen Bedingungen.

Im übrigen schafften Roboterflieger jeglichen Bedarf binnen kürzester Zeit an jede Stelle des Jupitermondes.

Das Regierungssystem des Lotron beschränkte sich im wesentlichen auf die Aufrechterhaltung der seit Millionen von Jahren eingespielten und bewährten Organisation. Die erfolgreichsten Forscher aus dem Volk der Lotronen, aber auch aus dem der Atlanter, bildeten die Regierung des Jupitermondes.

Die geistige und wissenschaftliche Betätigung war auf dem Lotron freizügig und nur zum Teil einer Lenkung unterworfen, nämlich in der staatlichen Planforschung, an der sich zu beteiligen aber niemand gezwungen wurde. Wer Lust verspürte, konnte sich dafür melden und auch später wieder davon zurücktreten. Wer jedoch nach eigenem Wunsch und Plan forschen wollte, erfuhr gleichfalls jede öffentliche Förderung. Soziale Streitigkeiten gab es keine, religiöse hatte es nie gegeben, seit Lotronen ihre Geschichte aufzeichneten. Es gab auch keine Politik mehr. Eine solche war nur damals notwendig gewesen, als Krieg gegen den Atlan geführt wurde. Bald nachher verschwand das Wort für Politik wieder aus dem Vokabular der Lotronen.

Daß die Lotronenrasse geschlechtslos war, wußte Keller schon aus den Atlanterfilmen. Dieses biologische Prinzip war eine der Hauptursachen dafür gewesen, daß das Leben der Lotronen nur wenig persönliche Konflikte kannte und auf rein geistiger und intellektueller Grundlage verlief. Die Vermehrung wurde allerdings staatlich geregelt und war für die „gebärenden“ Individuen mit keinem Schmerz verbunden, da sie durch Knospung erfolgte. Während der etwa fünfeinhalb irdischen Monaten entsprechenden Entwicklungszeit des jungen Individuums lebte das „Mutterindividuum“ in einem geistigen Rauschzustand, der seine Schaffenskraft außerordentlich förderte und vermehrte. Nur die geistig höchststehenden Lotronen wurden zur Fortpflanzung zugelassen. Jeder Lotrone, der ein Lotronenkind zur Welt gebracht hatte, konnte sein restliches Leben der wissenschaftlichen Forschung in idealster Umgebung widmen, jeglicher Lebensunterhalt wurde ihm frei beigestellt. Die Lebenszeit des einzelnen Lotronen betrug fünfundzwanzig bis dreißig Jupiterjahre oder rund dreihundert bis dreihundertfünfzig Erdenjahre.

Eine Tierwelt gab es auf dem Lotron auch noch, und zwar einige Fischarten in den Meeren sowie ein paar pflanzenfressende Gattungen warmblütiger Wirbeltiere, wie ja auch die Lotronen selbst warmblütig waren. Jene Tiere hatten einen verhältnismäßig hohen Grad von Intelligenz und besaßen gewisse Verständigungsmittel, die auf der Erregung und Übertragung elektrischer Wellen beruhten. Es war außer Zweifel, daß der „Wur“, ein noch zweigeschlechtes, aufrecht gehendes Tier von starker Gestalt mit drei Augen im Kopf, größere Intelligenz als ein sechs- bis siebenjähriges Kind auf der Erde besaß. Die Pflanzenwelt war sehr einförmig geworden und bestand aus Gräsern und aus Laubgewächsen

von buschartigem Charakter, ferner einigen Arten von Riesenbäumen mit sehr dichter Krone, die ausgedehnte Wälder bildeten. In deren Innerem herrschte wegen der geringen Tageshelligkeit auch dann fast gänzliche Dunkelheit, wenn die Sonne am Himmel des Lotron stand. Die Landfläche des Jupitermondes betrug etwa ein Drittel seiner ganzen Oberfläche, der Rest war ziemlich seichter Ozean. Infolge eines verhältnismäßig großen Kohlendioxidgehaltes seiner Atmosphäre lag die durchschnittliche Tagestemperatur bei 12° Celsius, war also im Vergleich zur Erde durchaus erträglich für Menschen. Schädliche Mikroben waren fast ganz ausgestorben oder ausgerottet.

Das Volk des Lotron war nicht in verschiedene Stämme gegliedert, sondern einheitlich und sprach eine gemeinsame Sprache. In der Gegenwart bedienten sich die Lotronen allerdings weitgehend der Gedankenübertragung. Wann die gesprochene Sprache und wann die Gedankenübertragung angewendet wurde, konnte Keller nicht verstehen. Es schien dies ein Gegenstand zu sein, der sich menschlicher Auffassung entzog. Offenbar waren hier Feinheiten im Spiel, die auf der Erde kein Gegenstück hatten und daher nicht begriffen werden konnten.

Noch einige weitere Male kamen in der phantastischen Unterhaltung mit dem Suggestivbild des obersten Vertreters der Lotronen, denn um diesen handelte es sich, Sprechlücken vor, bei denen Keller den Eindruck hatte, als schweige der Lotrone. Da dazwischen immer wieder Gedankenketten in Kellers Bewußtsein drangen, schloß er daraus, daß er bloß deshalb nicht zu begreifen imstande sei, weil ihm alle Beziehungspunkte fehlten.

Keller stellte im Geiste nun eine Frage, die ihn dauernd beschäftigt hatte, seit er wußte, daß es noch lebende Lotronen gab. Es war die Frage, wie es mit der Weltraumschiffahrt der Lotronen stehe. Die Antwort darauf war zurückhaltend. Die Lotronen besaßen in der Tat noch Weltraumschiffe und hatten auf dem Planeten Transpluto eine Kolonie angelegt, die aber nur den Charakter einer Außenstation trug, so wie die Völker der Erde etwa in der Arktis, auf Grönland und in der Antarktis Forschungsstationen unterhielten. Vom Transpluto aus starteten bisweilen Lotronenschiffe über die Grenze des Sonnensystems hinaus. Keller faßte sich nun ein Herz und dachte intensiv an die Begegnung mit dem geheimnisvollen Objekt, das der „Sirius“ auf der Fahrt zu den Außenzonen des Sonnensystems angetroffen hatte, offenbar ohne von ihm bemerkt worden zu sein. Sogleich wurde ihm eine Antwort gegeben, die ihn aufs tiefste erregte: Zur Zeit der Reise des „Sirius“ hatte sich in jener Gegend des Weltraumes kein Raumschiff der Lotronen befunden! Diese waren aber von Zeit zu Zeit, und zwar bis vor wenigen hundert Erdjahren, fremden Raumschiffen begegnet, ohne mit ihnen eine Verständigung erzielt zu haben. Ein einziges Mal war auf dem Transpluto das Wrack eines völlig fremdartigen Weltraumschiffes gefunden worden, ohne daß man die geringsten Spuren von seiner Bemannung ermitteln hätte können. Es war nicht genau feststellbar, zu welchem Zeitpunkt jenes Schiff auf dem äußersten Planeten des Sonnensystems gescheitert war. Vermutlich waren seine Insassen seit irdischen Jahrhunderten oder noch länger zugrunde gegangen, ohne Spuren hinterlassen zu haben. Vielleicht auch waren sie von einem anderen Raumschiff gerettet worden. Aus den Navigationsgeräten des zertrümmerten Schiffes hatte man vermuten können, daß es von Bewohnern des Tripelsternsystems des Alpha Centauri, des der Sonne nächsten Fixsternes, gelenkt worden war. Seit langem bestand bei den Lotronen der Plan, ein Expeditionsschiff für die Fahrt zum Alpha Centauri auszurüsten. Schon vor vielen Jahrtausenden hatte man den Bewohnern des Planeten Atlan den Vorschlag einer gemeinsamen solchen Expedition gemacht, was Keller ja bekannt war, doch hatten die Atlanter ihn damals zurückgewiesen. Der darauffolgende Entscheidungskampf des Lotron gegen den Atlan hatte eine Ausführung des Projektes hinausgeschoben und die Raumschifflotte der Lotronen dezimiert. Nach Beendigung des Krieges aber hatte sich das Interesse für die Raumschiffahrt, mit der die Lotronen so üble Erfahrungen gemacht hatten,

beträchtlich verringert und erst in der Gegenwart begann bei den Lotronen die Neigung zu einer neuerlichen Entwicklung der Raumschiffahrt wieder anzuwachsen. Deshalb erweckte Kellers Mitteilung von jenem fremden Ding im Weltraum bei den Lotronen sichtlich Interesse.

Jetzt kam Kellers großer Moment! Er sagte oder dachte vielmehr, daß die Menschheit der Erde sich glücklich schätzen würde, wenn die Bewohner des Lotron bereit wären, eine solche Expedition gemeinsam mit einem irdischen Raumschiff zu unternehmen, vorausgesetzt, daß ein irdisches Raumschiff überhaupt imstande sei, derartig lange Fahrten auszuführen. Keller war sich der ungeheuren Kühnheit dieses Vorschlages bewußt und erwartete eisige Ablehnung. Zu seinem maßlosen Erstaunen jedoch ging der Oberste Lotrone sofort auf diesen Gedanken ein und erklärte, die Lotronen empfänden Achtung vor der Leistung des „Sirius“ und dem Wagemut seiner Bemannung und seien deshalb geneigt, mit den Menschen ein solches Projekt zu besprechen.

Noch ein anderer Punkt quälte Keller: Wie konnte man den Lotronen mitteilen, daß Nachkommen der alten Atlanter auf dem Mars lebten und mit der Erde in freundschaftliche Verbindung getreten seien? Er wurde sehr schnell dieser Zweifel enthoben und mit Erschrecken wurde ihm daraus bewußt, daß er den Lotronen nichts verheimlichen konnte, was im Vordergrund seiner Gedanken stand. Der Oberste Lotrone äußerte nämlich, die Lotronen seien bereit, die alte Fehde mit den Bewohnern des Atlan zu begraben, da deren Nachkommen mit ihnen selbst auf dem Lotron in bestem Einvernehmen lebten. Die Lotronen hätten nichts dagegen einzuwenden, wenn der „Sirius“ den Marsbewohnern dieses Angebot überbringe. Als Keller klar wurde, daß er richtig verstanden hatte, ergriff ihn tief empfundene Erleichterung und die freudige Erkenntnis bemächtigte sich seiner, daß die Fahrt des „Sirius“ unter einem glückhaften Stern gestanden hatte und in die Geschichte der Beziehungen zwischen den Bewohnern des Sonnensystems mit goldenen Lettern eingetragen werden würde!

Ein alter Zweifel noch plagte Keller. Er konnte sich nicht gut denken, daß das uralte Geschlecht der Lotronen sich auch jetzt noch durch eine sagenhafte oder, wenn man wollte, religiöse Vorstellung das Verbot des Eindringens in das Innere des Sonnensystems gebe. Die Antwort, die er bekam, zeigte ihm, daß dieser sein Unglaube die Achtung der Lotronen vor seiner Urteilskraft erweckt hatte. Der Lotronensprecher gab unumwunden zu, daß wohl in ferner Vorzeit der Stamm der Lotronen an ein solches Verbot des Weltgeistes geglaubt hatte. Als die Lotronen jedoch die Entdeckung gemacht hatten, daß die innere Region des Planetensystems bewohnt war, wurde ihren führenden Philosophen klar, daß hier ein kosmisches ethisches Gesetz vorlag: daß sich nämlich keine Planetenbevölkerung ungestraft in die Entwicklung eines anderen Planetengeschlechtes einmengen dürfe. Jeder Planet oder Planetentrabant, der fähig sei, Lebewesen zu entwickeln und zu beherbergen, schaffe sich selbst in deren höchster Intelligenzstufe persönliches Bewußtsein und werde so zu einer eigenen Individualität im Weltall. Frevler gegen den angeführten Grundsatz treffe früher oder später die Sühne für die Verletzung des Ethos, die ein Angriff gegen das Planetenindividuum selbst sei. Lotronen und Atlanter hätten beide dafür schwer gebüßt, ja sogar die Atlantis auf der Erde sei zugrunde gegangen, als die Atlanter sich zeitweise zu Herren des ihnen fremden Planeten Erde gemacht hatten. Wohl aber sei den Lotronen als den zu äußerst siedelnden Intelligenzen des Sonnenreiches der Flug in jene außengelegenen Grenzbezirke zugestanden, in denen es keine Intelligenzwesen gegeben habe und auch heute keine gebe. Die Lotronen hätten auch von einer tatsächlichen Besiedlung fremder Weltkörper abgesehen, selbst ihren Nachbarn im Jupitersystem, den Brudermond Kallisto, wie sein Name bei den Menschen lautet, hätten sie nur zeitweise kurz besucht. Da sie wüßten, daß im System des Alpha Centauri Intelligenzwesen von mindestens gleichwertiger Entwicklungsstufe existierten, sei

ein Versuch, mit diesen Verbindung aufzunehmen, kein Verstoß gegen das erwähnte kosmische Grundgesetz, wie er es gegenüber den weniger fortgeschrittenen Bewohnern des Atlan gewesen sei. Eine Beeinflussung der Entwicklung der Lebewelt im System von Alpha Centauri von Seiten der Lotronen sei keinesfalls möglich, zumal eine Expedition mit einem oder höchstens wenigen Schiffen nicht genügend Machtmittel mit sich führen könne, um fremden Sternbewohnern offensichtlich feindlich entgegentreten zu können. Von den Menschen werde die Frage zu prüfen sein, ob ihre Raumschiffe wirklich technisch geeignet seien, um die Fahrt in die Tiefe des Alls zu wagen. Die Lotronen verfügten in dieser Hinsicht immerhin über eine viele Millionen Jahre alte Erfahrung, ihre Raumschiffe hätten sich schon mehrmals eine weite Strecke in den Raum zwischen dem Sonnensystem und dem System des Alpha Centauri hinausgewagt, also sozusagen vorbereitende Probefahrten unternommen. Sollten die Menschen zu einem negativen Ergebnis bei der Prüfung des Operationsbereiches ihrer eigenen Raumschiffe kommen, so stünde ihnen die Teilnahme an der geplanten Expedition als Gäste in einem Lotronen-Raumschiff frei, ebenso aber auch den Martiern. Besonders die Lotron-Atlanter würden ihre Verwandten vom Mars gerne als Reisegegnossen begrüßen. Die Lotronen-Raumschiffe verfügten deshalb über einen außerordentlich großen Aktionsradius, weil sie sich als Antriebsmittel der unmittelbaren Zerstrahlung der Materie bedienten.

Bertram Keller war von der Fülle der sich so bietenden Möglichkeiten, überwältigt und versprach dem Obersten Lotronen, er werde alle diese bemerkenswerten Vorschläge sehr eingehend und gründlich mit seinen Kameraden auf dem Erdmond beraten und bei einer zweiten Fahrt des „Sirius“ zum Lotron dessen Bewohnern die Antwort der Menschen und der Martier überbringen, vorausgesetzt, daß ein solcher Flug von den Lotronen gestattet werde. Der Lotronenführer gab diese Erlaubnis, vereinbarte aber mit Keller Erkennungssignale, die der „Sirius“ beim nächsten Flug aussenden solle. Ein Wachtschiff des Lotron werde ihm entgegenfliegen und ihn geleiten. Die Nichtbeantwortung der Fiktionsbildsendung des „Sirius“ bei seinem Herflug sei eine Vorsichtsmaßnahme der Lotronen gegen eine mögliche feindliche Überraschung gewesen. Sie hätten sich erst durch den persönlichen Verkehr mit den Erdbewohnern von deren Friedfertigkeit überzeugen wollen. Dem Lotron hätten für den Fall böswilliger Absichten der Menschen genügend Mittel zur Vernichtung ihres Raumschiffes zur Verfügung gestanden.

Noch etwa zwei irdische Tage verweilten die Menschen auf dem Lotron und durften die Regierungsstadt flüchtig besichtigen. Sie wurden hierauf in dem Luftkreuzer, in dem sie hergebracht worden waren, in mehrstündigem Flug über den Lotron geführt und konnten sich so ein Bild seiner Oberflächenbeschaffenheit machen. Dann kam die Stunde des Abschieds, der ganz unzeremoniös verlief und eigentlich nur in genauen Abmachungen für die Wiederkehr der Menschen bestand. Die Einladung zu einem Besuch der Lotronen auf dem Erdmond lehnten diese ab, baten aber um Überlassung von Raumbildfilmen über das Leben auf der Erde und ihrem Trabanten, was Keller, geschmeichelt über dieses ganz ungewohnte Interesse der Lotronen an Vorgängen im Innenbereich des Planetensystems, gerne versprach.

Der Luftkreuzer setzte die Menschenabordnung wieder beim „Sirius“ zu Boden. Die zurückgebliebenen Kameraden berichteten ausführlich über die Ergebnisse des Funkverkehrs mit dem Erdmond und gaben aus zweiter Hand einen Bericht über den Enthusiasmus, mit dem auf der Erde die Meldung von der erfolgreichen Reise des „Sirius“ und den Erlebnissen auf dem Lotron aufgenommen worden war. Den Zurückkehrenden stand der triumphalste Empfang bevor, der sich je in der menschlichen Geschichte ereignet hatte...

Über dem Wüstensand, in dem der „Sirius“ liegt, lastet verschleierter bleigrauer Himmel. Die Menschen der Erde, zwei Atlanter vom Jupitermond und einige Lotronen stehen einander

gegenüber, vier schwarze ellipsoidische Wagen sind im Hintergrund wahrnehmbar. Ein letztes Gespräch wird mit Vermittlung der atlantischen Dolmetscher geführt, denn der Suggestivverkehr zwischen den Lotronen und den geistig nicht so fein entwickelten Menschen erfordert eine bestimmte Umgebung und den Menschen unbekannt, ihnen verborgen gebliebene physikalische Apparaturen, die hier nicht mitgeführt worden sind. Es scheint auch, daß der psychische Verkehr nicht in allen Fällen angewendet werden kann. Welcher Mensch könnte diese subtilen Besonderheiten ganz verstehen? Fremdheiten zwischen völlig verschiedenen Planetenrassen! Werden sie je überwunden werden können?

„Auf Wiedersehen!“ rufen die Menschen in atlantischer Sprache. „Auf Wiedersehen!“ sagen auch die Lotron-Atlantier, und es soll wohl eine Art Höflichkeit darstellen, daß sie sich so weitgehend den Menschensitten anpassen. Ist es schon der hinabziehende Einfluß der niedrigeren menschlichen Rasse, der die Vernunftwesen vom Lotron schwächlichen Gefühlen zugänglich macht?

Dann steigt der „Sirius“ in den dämmerigen Himmel empor, um den Weg zum Erdmond zurück einzuschlagen, wo er bereits mit Sehnsucht erwartet wird.

27. A u f b r u c h

„Sirius“ unternimmt unter dem Kommando von Peter Brand seine dritte Fahrt zum Lotron. Die Zahl seiner Insassen ist diesmal größer als sonst, da er die Teilnehmer an der bevorstehenden interstellaren Expedition zum System des Alpha Centauri, das viereinhalb Lichtjahre von der Sonne entfernt ist, als Passagiere mitführt. Raumschiffkapitän Martin Schwarz befindet sich darunter und wird die Führung der irdischen Teilnehmergruppe innehaben. Er ist noch nicht dreißig Jahre alt. Wenn er von dieser in Gedanken kaum faßbaren Reise je zurückkehren wird, wird er um zwanzig oder mehr Jahre älter sein. Brand und Keller haben sich solches nicht mehr zugetraut. Zu gering wäre bei ihnen angesichts ihres Alters — sie stehen im fünften Jahrzehnt ihres Lebens — die Wahrscheinlichkeit, lebend zur Erde zurückzukommen. Ein Presseberichterstatler macht gleichfalls die Fahrt mit. Er wird, solange es nur möglich ist, seine Berichte zur Erde zurücksenden. Sollte er wiederkommen, wird er der berühmteste Journalist auf dem ganzen Erdplaneten sein.

Auf dem Lotron treffen die Menschen auf eine Martiergruppe, die mit der „He“ hergekommen ist und der sich, zu Kellers außerordentlichem Leidwesen, auch Ma-Run angeschlossen hat. Erdenmenschen und Marsbewohner haben die Einladung der Lotronen angenommen, in einem von deren technisch so vervollkommenen Raumschiffen zum Alpha Centauri zu fliegen. Dieses Schiff wird von Lotron-Atlantern gesteuert werden, Martier und Menschen werden die Bemanning ergänzen. Das zweite Schiff wird ausschließlich Lotronen als Bemanning mitnehmen. Die alte Feindschaft zwischen Martiern und Lotronen ist endgültig vorüber; „feierlich begraben“ kann man nicht sagen, denn die Lotronen kennen den Begriff des Feierlichen nicht.

Das Interesse der Marsbewohner und der Lotron-Atlantier aneinander ist sehr groß. Sie verständigen sich einigermaßen mühsam miteinander auf Alt-Atlantisch, das die Lotron-Atlantier in einem kurzen Lehrgang rasch erlernt haben.

Es sind keine längeren Vorbereitungen mehr nötig, denn die Lotronen haben mit umfassender Gründlichkeit schon alles selbst überlegt und getan, was erforderlich ist. Die Lotronenschiffe sollen ihre Geschwindigkeit allmählich bis zu halber Lichtgeschwindigkeit steigern, also bis zu einhundertfünfzigtausend Kilometer in der Sekunde! Diese phantastische Geschwindigkeit eines Fahrzeuges, das Menschen mitführen wird, ist ganz und gar

unvorstellbar. Trotzdem werden die Insassen sie subjektiv nicht merken, nur der Andruck wird sie so lange quälen, als das Schiff mit Beschleunigung fährt.

An einem Abend auf dem Lotron stehen beide Raumschiffe zum Abflug bereit. Nur wenig ist noch mit den Hilfsmannschaften zu vereinbaren, dann schließen sich die Luken der sphärischen Schiffe, deren jedes mehr als hundert Meter im Durchmesser mißt. Die umstehenden Lotron-Atlanten verlassen eilig den Startplatz. Wenige Minuten nachher steigen beide Schiffe erst langsam empor, sehr bald beschleunigen sie ihre Geschwindigkeit stärker und kommen rasch außer Sicht.

„Sirius“ und „He“ sind dazu bestimmt, den beiden Lotronschiffen einige Wochen lang in dauernd größer werdendem Abstand zu folgen und eine Funkverbindung aufrechtzuerhalten, solange dies möglich sein wird. Sie wollen die Begleitung bis mindestens zur eineinhalbfachen Entfernung des Transpluto hinaus fortsetzen. In der „He“ befindet sich auch Gro-Te, er steht in Fern-Raumbildverbindung mit Peter Brand im „Sirius“. Beide Schiffe halten auch den Raumbildverkehr mit dem Lotronschiff aufrecht, das seinerseits die Mannschaften von Mars und Erde mitführt.

Tagelang laufen Botschaften aus dem teilweise mit Menschen und Martiern bemannten Lotronschiff ein: „An Bord alles wohl.“

— „Mannschaft in bester Stimmung.“

Etwas später heißt es: „Bei einigen der menschlichen Mannschaftsmitglieder beginnen sich Anzeichen von Gemütsdepression zu äußern.“ — „Ein Mann hat einen Tobsuchtsanfall erlitten.“ — Peter Brand hört es mit Sorge.

„Martier halten sich vorzüglich. Bestes Einvernehmen mit den Lotron-Atlanten.“ — „Allmähliches Abflauen der seelischen Krankheitserscheinungen der menschlichen Fahrtteilnehmer!“

Die Nachrichten beginnen spärlicher zu werden, denn der Vorsprung der beiden Lotronschiffe wächst ununterbrochen. Der Fern-Raumbildfunk muß eingestellt werden, die Übertragung wird zu schwierig. Funksprechverkehr ist noch immer möglich. Sechs Wochen lang schon folgen „Sirius“ und „He“ den Lotronschiffen. Einmal in je vierundzwanzig Stunden laufen noch immer Meldungen von dort ein.

Eines Tages aber erklingt es im Lautsprecher: „Mit Ortungsgeräten unbekanntes Objekt entdeckt!“ Peter Brand verspürt, als er dies vernimmt, ein Gefühl, als wiche ihm alles Blut aus dem Herzen. Die nächste Meldung kommt nach vierundzwanzig Stunden, nicht früher: „Fremdes Raumschiff! Hält parallelen Kurs zu unseren Schiffen.“... Nichts weiter.

Nach einigen Stunden heißt es: „Telegraphieempfänger reagiert auf unbekannte Zeichen. Wir versuchen, obwohl voraussichtlich zwecklos, zu morsen.“

Nach einer weiteren Stunde: „Fremde Zeichen laufen regelmäßig ein, können aber nicht entziffert werden.“

Und dann: „Kommandant des zweiten Lotronschiffes ordnet genaue Wiederholung der fremden Zeichen an. Will zeigen, daß die Zeichen von unseren Schiffen aufgenommen werden.“

Gro-Te fragt bei Brand an, was er von den Meldungen halte. Brand erwidert, es bestehe für ihn kaum Zweifel daran, daß es sich um ein Raumschiff der Bewohner des Alpha-Centauri-Systems handle.

Nach einem halben Tag trifft wieder eine Meldung ein: „Fremdes Raumschiff nähert sich uns.“

Wieder vergeht ein halber Tag: „Fremdes Raumschiff kommt immer näher.“

Vierundzwanzig Stunden keine Nachricht mehr, dann plötzlich eine verstümmelte Botschaft: „Fremd... Scheinwerfer... zurück...“... und dann ist es aus! Keine folgende Mitteilung kommt mehr, obwohl „Sirius“ und „He“ noch eine Woche lang mit gesteigerter Geschwindigkeit nachfliegen.

Schließlich kommen Gro-Te und Brand schweren Herzens überein, den Rückflug zum Sonnensystem einzuschlagen.

Man wird jetzt wohl mindestens zwei Jahrzehnte oder länger warten müssen, bis man erfährt, was sich dort, weit, weit draußen im Weltall abgespielt hat.

Wird man es je erfahren?